

Dr. Hans-Joachim Zillmer

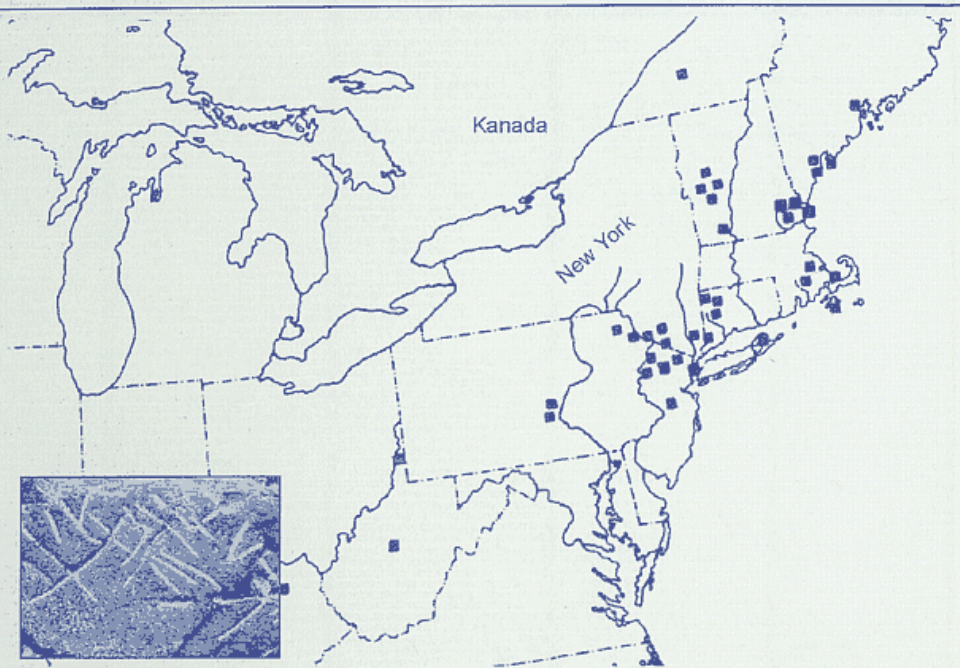


Kolumbus kam als Letzter

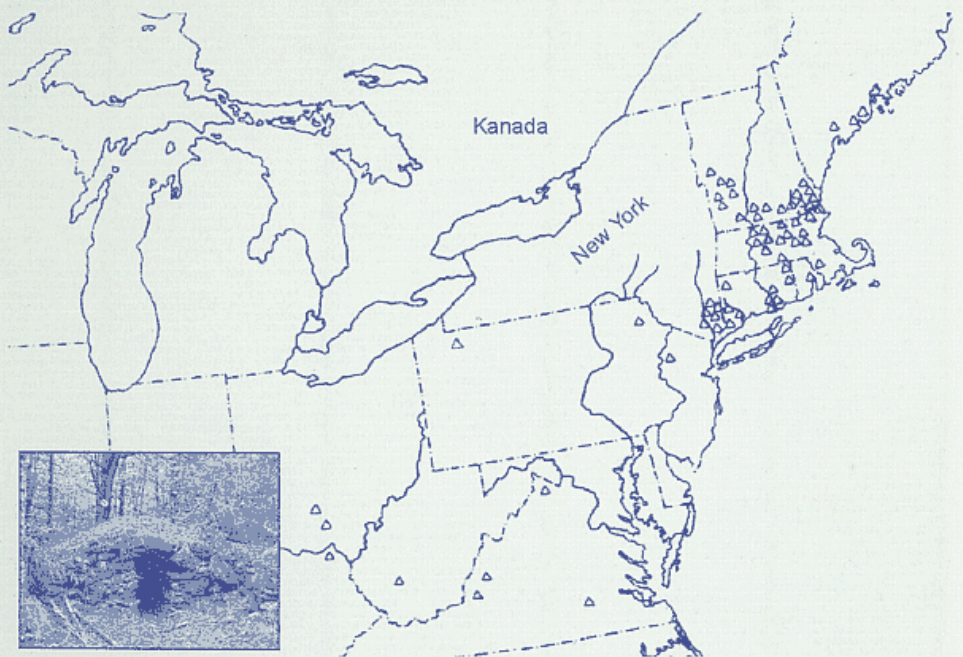
Als Grönland grün war:
Wie Kelten und Wikinger
Amerika besiedelten

Langen Müller

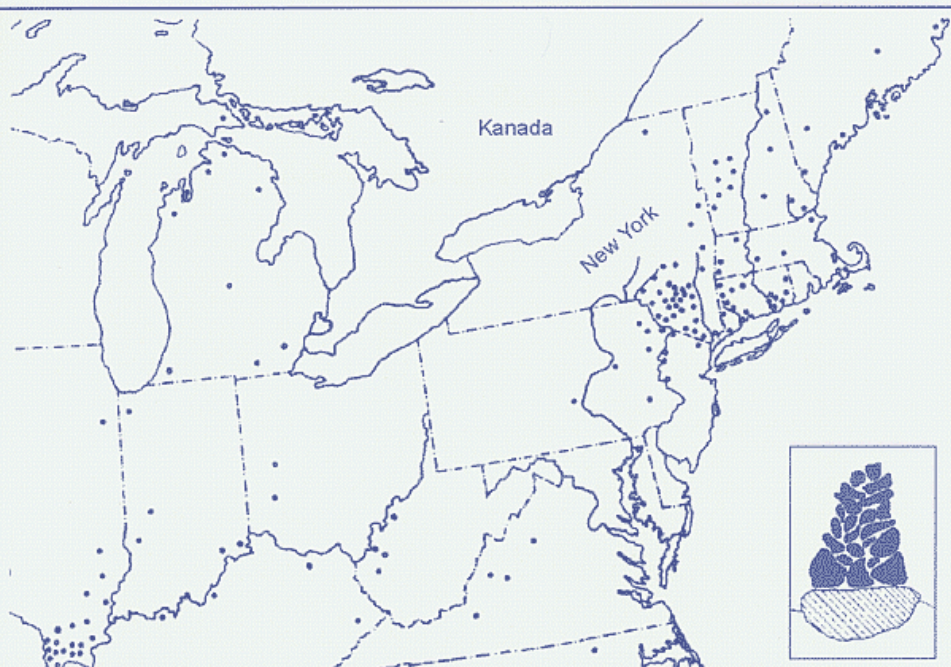
Fakten, Funde, neue Theorien



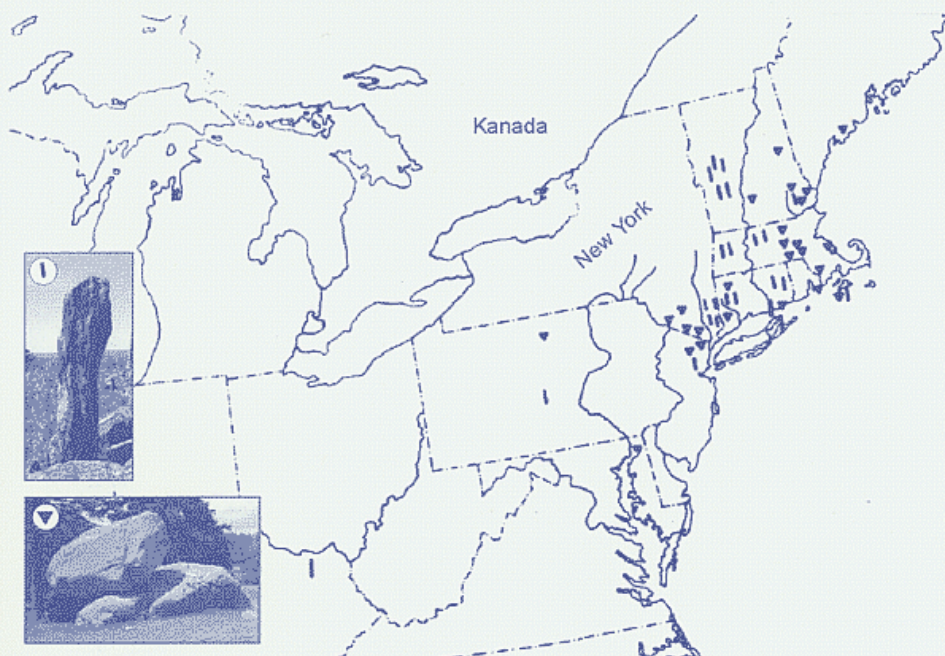
Fundorte von Steinschriften aus unbekannten oder altweltlichen Schriftsystemen im Westen Nordamerikas.



Fundorte von Steinkammern aus Trockenmauerwerk, die mit (megalithischen) Steinplatten abgedeckt sind, im Westen Nordamerikas.



Verteilung von Steinstapeln auf Fundamenten (kleine Cairns) im Westen Nordamerikas.



Verteilung von stehenden Steinen (Menhiren) und »Wackelsteinen« im Westen Nordamerikas.

»Es ist unmöglich, die Fackel der Wahrheit durch ein Gedränge zu tragen, ohne jemandem den Bart zu sengen.«

G.C.Lichtenberg (1780)

Die vom Autor Dr. Dipl.-Ing. Dipl.-Ing. HANS-JOACHIM ZILLMER – nominiert als »International Scientist of the Year 2002« (IBC) – vorgestellten Hypothesen haben in wissenschaftlichen Kreisen der Geologie und Geophysik für kontroverse Diskussionen gesorgt. Nachdem in »Darwins Irrtum« bereits die »Naturbeton-Theorie« über die schnelle Entstehung der Sedimentgesteine in Zusammenspiel mit dem »Junge-Erde-Katastrophen-Modell« durch die Übersetzung in zehn Fremdsprachen weltweit Beachtung fand, wurden neue Sichtweisen, Hypothesen und Voraussagen aus »Irrtümer der Erdgeschichte« durch brandaktuelle wissenschaftliche Untersuchungen bestätigt (ausführlich siehe Internet: <http://www.zillmer.com>):

- Superfluten wirkten vor wenigen tausend Jahren entscheidend und veränderten das Antlitz der Erdoberfläche gewaltig.
- Tsunamis überfluteten Australien mehrfach vor wenigen tausend Jahren.
- Der Grand Canyon entstand in mehreren heftigen Schüben schnell als Erosionsrinne vor relativ kurzer Zeit durch große Wassermassen und nicht über Millionen von Jahren hinweg.
- Das Himalaja-Gebirge ist 20 Millionen Jahre jünger als bisher angenommen.
- Neue Laboruntersuchungen zeigen: Erdöl entsteht nicht organisch aus toter Materie, sondern anorganisch (siehe Vorwort in »Irrtümer der Erdgeschichte«).
- Plötzliche Schiefstellung der Erdachse um 15 bis 20 Grad zu Lebzeiten der Dinosaurier

»Das Finden der richtigen Ausfahrt, der allseits befriedigenden Lösung, wird zusätzlich erschwert, weil sich in diesem Denkmuster-Rangierbahnhof allerhand verrostete Weichen – voreilig verfestigte, dogmenähnliche Vorstellungen – befinden, die uns immer wieder nur in eine ganz bestimmte Richtung fahren lassen.«

Dr. Horst Friedrich (1995)

HANS-JOACHIM ZILLMER

KOLUMBUS KAM ALS LETZTER

*Als Grönland grün war:
Wie Kelten und Wikinger Amerika besiedelten*

Fakten, Funde, neue Theorien

Mit 95 teils farbigen Fotos
und 66 Textabbildungen



Gescannt von *c0y0te*.
Seitenkonkordant.

Dieses e-Buch ist eine Privatkopie und nicht zum Verkauf bestimmt!

LANGEN MÜLLER

Bildnachweis

Fotos:

© Archiv Zillmer, außer: Johannessen (1988) 5, 6; Steinen (1982) 7; Metropolitan Museum 11; Museo Nacional de Antropologia, Lima 11; »Sciences et Avenir«, Paris 12; Alexei Vranich (»Archaeology Online«, 6. 2. 2003) 17, 18; E. George Squier 19; Mahieu (1982) 20, 21; Malcom D. Pearson 22; Royal Ontario Museum of Archaeology 23; Marion Dahm (»AA«, 3/22;) 24; Lechler (1939) 25; Trento (1978) 42; Childress (1996) 48-52; aus: »The Voyage of the Duff«, 1799; Brown (1924) 53-55; Globe (1967) 56; Hawkes (1951) 57; Romeo Hristov 58; Chrichton E. M. Miller (»AA«, 7/43) 60-62; Badisches Landesmuseum (2001) 63 links; Michael Rose (»AA« 7/43) 64 links; Marx (1992) 65-69, 71; Globe (1967) 77; Steede (2001) 80; Irmgard Groth-Kimball 81; Trento (1978) 83, 84; Taylor (1989) 85 Mitte; Trento (1978) 85 links u. rechts; Trento (1978) 89; Warren W. Dexter 90, 91; Childress (1992) 92 oben, 93 links; Hawkes (1951) 92 unten; Rätisches Museum Chur (Kopie) 93 rechts; Laboratory of American Petrographic Services 96, 97.

Abbildungen:

© Zillmer, außer: Macolm Pearson in Fell (1989) 1; Josue-Saenz-Sammlung (Mexiko-Stadt); Smithsonian Institution 3; Zeichnung: Eli Libson in »AA« (17/197) 4; Berlitz (1972) 5; Joseph D. Germano 7/o., Putnam (1885) 7/u.; Marianna Lines/Jim Whittall 8C, Frank Glynn 8D; Cahill (1993) 9/o., Militär-Museum in Lissabon 9/u; James P. Whittall (1970) 10; National Museum Kopenhagen 11/r.; Taylor (1989/1851) 13; aus Wreszinski (1923) 14; aus Fell (1986) 16; Pierre Honore (1961) 18; Zillmer 19 (nach Glaser, 2001); »Journal Anthropologique du Canada« 20; Dänisches Nationalmuseum 21/4; Theodor de Brys nach John Whites 22; Homet (1958) 23/Insert; Heinsohn/Steiger (1985) nach Hatcher (1977) 24; Zillmer 25 (nach Humpert/Schenk, 2001); Zillmer 26 (nach Katzinger, 2001); aus Irmscher (1984) 28/1 u. 2, aus Ceram (1972) 28/5; aus Meier (1999) nach Bedal (1995) 30; John Ricasak (Miami-Dade Historie Preservation Division) 31/L; Heyerdahl 32/r.; Zillmer 32 (nach »Archaeology«); Childress (1992) 34/1.; Mahieu (1982) 35; Soustelle (1979) 36; Zillmer 37 außer Gene D. Matlock (»AA« 7/45) 37/u. r.; aus Neil Steede (1988) 38; »Florentine Codex« 40/1., aus Oxenstierna (o. J.) ergänzt Zillmer 40/r.; Arngrimur Jonsson (1688) 41/1., aus Mahieu (1972) 41/r.; Zillmer nach Mahieu (1972) 42; Irwin (1963) 43/u.; aus Wagner/Duncan (1934) 44; »Journal Anthropologie du Canada« 45; Bayrisches Staatsarchiv 46/1., m., Mahieu (1979) 46/r.; Fell (1980) 48; Mallery (1979) 49; Squier/Davis (1998/1821) 50/1., K. Schwarz 50/r.; aus Much (1907) 51; Spanuth (1965) 52; Zillmer nach Oard (1990) 53-55; Zillmer nach Fester (1973) 57, 58; aus Much (1907) 61; Oxenstierna 63/1.; Zillmer nach Greely (1912) u. Fitzhugh/Ward (2000) 64; Thierslund 65/o., Neumann (1992) 65/u.

Vorsatz: © Fundkarten nach Kalpana R. Shah. **Nachsatz:** Etruskerreich nach Lissner, o. J. (linke Seite), Römerstraßen aus: Geise (1997), ergänzt und überarbeitet (rechte Seite).

Besuchen Sie uns im Internet unter <http://www.herbig-verlag.de>

© 2004 Langen Müller in der F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München

Alle Rechte vorbehalten

Schutzumschlaggestaltung: Parzhuber & Partner – Agentur für Marketing GmbH, München

Schutzumschlagmotive: getty-images (oben), Mauritius (unten)

Satz: Schaber Datentechnik, Wels

Druck und Binden: Ueberreuter Buchproduktion, Korneuburg

Printed in Austria

ISBN 3-7844-2952-1

Inhalt

Prolog	11
1 Alteuropäische Funde in Amerika	15
Römer oder Griechen in Amerika 15 • Westafrikaner in Amerika 17 • Phönizier in Amerika 18 • Nordafrikaner in Amerika 24 • Schotten und Templer in Nordamerika 28 • Kelten in Nordamerika 31 • America's Stonehenge 33 • Tholos und Root Cellar 35 • Calendar Site II 39 • Steinkreise in Nordamerika 40	
2 Keltenstraßen und Signaltürme	45
Kelten im Nordatlantik 45 • Religion und Glaubenskrieg 47 • Geschichtsfälschung 51 • Keltenstraßen 55 • Keltische Römerarmeen 58 • Keltogermansche Union 61 • Sprach man griechisch? 63 • Die Hochkultur der Kelten 68 • Alteuropäisches Währungssystem 70 • Keltisches Nachrichtensystem 72 • Transatlantische Signaltürme 74 • Schreibkundige Barbaren 77	
3 Rätsel Rom	81
Das antike Trümmerfeld 81 • Etruskisches Rom 83 • Seevolk Etrusker 86 • Alte Handelswege 90 • Römische Phantome 92 • Rätselhafte Baustile 93 • Römische Ziegelbauweise 95 • Keltische Römerbäder 97 • Römisch oder etruskisch-griechisch? 99 • Römische Münzen 100 • Wurzelloses Lateinisch 104 • Rom war überall 108 • Lateinisch, griechisch oder deutsch? 111 • Ohne Zeitspieß 113	

4 Papstkirche und Geschichtsfälschung	115
Mönche fälschten Urkunden 115 • Papstexil oder Neubeginn? 117 • Junger Kirchenstaat 119 • Die französische Papstkirche 122 • Göttliche Harmonie kontra Chaos 124	
5 Ketzer und keltisches Christentum	129
Freie Christen im Mittelalter 129 • Vernichtung alter Literatur 132 • Judenpogrome 134 • Irische Christianisierung 137 • Normannischer Baustil 142 • Vorkatholische Missionierung 146	
6 Umbruch und Neuanfang	155
Das Ende des Matriarchats 155 • Hexenverfolgung 157 • Stadtgründungen 161 • Karls Luftschlösser 165 • Parallelen mit Nordamerika 168 • Mittelalterliche Städtebauplanung 169 • Rastergeplante Märkte 173 • Das Filialsystem der Templer 177 • Kulturschnitt 178 • Späte Jahreszählung n. Chr. 181 • Neue Sprachen 183 • Schlussfolgerungen 188	
7 Präkolumbische Vermessung	193
Europäisches Vermessungssystem 193 • Kosmische Landschaftsarchitektur 199 • Horizontalkalender in Amerika 202 • Transatlantische Maßsysteme 208 • Straßen der Maya 210	
8 Weltreisende Wikinger	213
Wikinger in Mittelamerika 213 • Alteuropäische Sprachwurzeln in Amerika 217 • Oghamschrift auf Kolossalköpfen 223 • Lateinisch und Griechisch in Altamerika 232 • Römische Ziegelbauweise der Maya 236 • Weiße Götter 241 • Alle Wege führen nach Tiahuanaco 252 • Wikinger in Nordamerika 258 • Irische Mönche in Amerika 265 • Amerikanische Schmelzöfen 268 • Earthworks und Viereckschanzen 271 • Verschobene Zeiten 272	

9 Megalithiker und Kelten in Amerika 279

Das Ende der Bronzezeit 279 • Khmasturz vor über 2000
Jahren 282 • Die bevölkerte Nordsee 286 • Absenkung der
Meere 289 • Weltenbummler 305 • Sinkende Grönlandbrücke
308 • Die Völker fliehen 314 • Ende der Schneezeit 316 • Ein
erneuter Klimawechsel 318 • Das grüne Grönland 322 • Karten
beweisen eisfreie Pole 327 • Auslöser der Kleinen Eiszeit 332 •
Veränderte Kulturgeschichte 335

Nachtrag 339

Epilog 341

Literaturverzeichnis 347
Register 360

Abkürzungen

Zeitangaben, Jahreszahlen

Falls keine weiteren Hinweise (wie eZ. für *experimentelle Zeitrechnung*) angegeben sind, gelten *ausgewiesene Jahreszahlen nach offizieller Zeitrechnung* beziehungsweise Geschichtsschreibung. In diesem Buch wird ein neuer Zeitstrang (Kennzeichnung der Jahreszahlen durch eZ) herausgearbeitet, der mit dem offiziellen schulwissenschaftlichen verglichen wird und diesen für sinnvolle Vergleiche der Kulturabschnitte in der Alten und Neuen Welt experimentell ablösen soll.

oZ	offizielle Zeitrechnung
eZ	experimentelle Zeitrechnung
200, +200	Jahreszahl nach der Zeitenwende (= n. Chr.)
-200	Jahreszahl vor der Zeitenwende (= v. Chr.)
A	Jahre (anni)
Ma	Millionen Jahre nach offizieller Zeitrechnung
Jh., Jhs.	Jahrhundert, Jahrhunderts
Jt, Jts.	Jahrtausend, Jahrtausends

Hinweise

Ahd.	Althochdeutsch
»AA«	Magazin »Ancient American«
»BdW«	Magazin »Bild der Wissenschaft«
BdW	»Bild der Wissenschaft« Online (www.wissenschaft.de)
HJZ	Anmerkung des Verfassers

»Syn«	Magazin »Synesis« (www.efodon.de)
»IlW«	Magazin »Illustrierte Wissenschaft«
RP	»Rheinische Post« Online
»SpW«	Magazin »Spektrum der Wissenschaft«
SpW	»Spektrum der Wissenschaft« Online (www.wissenschaft-online.de)
ZiW	Internetseite des Autors (www.zillmer.com)
»Zsp«	Magazin »Zeitensprünge«, Mantis Verlag

Dank

An dieser Stelle möchte ich mich recht herzlich für die Unterstützung zur Erstellung dieses Buches und für konstruktive Hinweise bedanken:

Prof. em. Dr. Wolfgang Kundt, Prof. Dr. Bazon Brock, Dr. Willibald Katzinger, Dr. Heribert Illig, Dr. Horst Friedrich, Gernot L. Geise, Thomas Ritter, Reinhard Leichs, Prof. em. James P. Scherz, Neil Steede, John Dunlap, Colgate Gilbert und meinem Lektor Hermann Hemminger.

Hans-Joachim Zillmer

Prolog

Immer mehr mit der orthodoxen Lehrmeinung nicht zu vereinbarende Funde und Erkenntnisse lassen das gelehrte Bild der Menschheitsgeschichte immer fragwürdiger erscheinen. Es scheint alles ganz anders gewesen zu sein. In diesem Buch werden umfangreiche Argumentationsstränge zusammengefügt, die besagen: Die Geschichte unserer Erde und der Menschheit ist seit dem Ende der Sintflut vor wenigen tausend Jahren ganz anders verlaufen, als in den offiziellen Geschichtsbüchern behauptet wird. Die Beeinflussungsformel »Jedes Kind weiß doch, dass ...« wird für die Leser dieses Buches der Vergangenheit angehören, denn viele vermeintliche Selbstgewissheiten in der Erd- und Menschheitsgeschichte werden als leere Worthülsen entlarvt.

Nachdem in »Darwins Irrtum« und »Irrtümer der Erdgeschichte« Szenarien bis und rund um das Wirken der globalen Sintflut untersucht und in anderem als dem gewohnten Licht beleuchtet wurden, wird nun der Einfluss von Klimastürzen sowie der Kleinen Eiszeit im 14. Jh. auf unsere vorzeitliche Kulturgeschichte untersucht, die analog der Fieberkurve des Klimas auch in Sprüngen und nicht gleichförmig verlief, wie bisher wissenschaftlich postuliert wird.

In diesem Buch wird erstmals versucht, als experimentelle Geschichtsschreibung die kulturelle Entwicklung der Menschheit in der Alten und Neuen Welt als zeitlich voneinander abhängige und damit parallel verlaufende vorzeitliche Entwicklungen aufzuzeigen – unter Streichung oder Verkürzung von geologisch, archäologisch und/oder urkundlich begründeten Zeiträumen seit der Sintflut.

Wiederum werden neue *heiße Eisen* angepackt und kontrovers diskutiert. Es werden neue, manchmal auch verwegen erscheinende Theorien vorgestellt, die jedoch Zusammenhänge zwischen Fakten,

die bisher isoliert betrachtet als Rätsel unerklärt erschienen, erhellen.

Aus der Alten Welt stammende typisch steinzeitliche oder bronzezeitliche Artefakte wurden in der Neuen Welt entdeckt, oft sogar durch offizielle Stellen wie die *Smithsonian Institution*. Früher glaubte man, dass es eine alte, unbekannte Kultur gegeben haben müsse, die für jene Hinterlassenschaften verantwortlich wäre. Diese Kultur hätte aber von anderen Kontinenten stammen müssen. Da Kolumbus Amerika auf jeden Fall als Erster entdeckt haben soll (muss), wandte man sich zwangsläufig der nur noch als Lösung infrage kommenden Theorie zu, dass alle megalithisch und keltisch anmutenden Hinterlassenschaften unisono urindianischen Ursprungs seien.

Bei meinen Recherchen in Amerika bekam ich das Buch »Fantastic Archaeology« in die Hand, geschrieben von dem bekannten Professor für Archäologie und Ethnologie am *Peabody Museum* der *Harvard University*, Stephen Williams. Auf 407 Seiten versucht er mit unzulänglichen Argumenten, seinen Kollegen von der *Harvard University*, Barry Fell, und andere Autoren zu diskreditieren.

Das angeblich schlagende Argument von Stephen Williams ist, dass sich vergleichbare Kulturstufen der Alten und Neuen Welt zu zwei ganz *verschiedenen Zeithorizonten* entwickelt haben und sich deshalb – für ihn und andere – selbstverständlich und ohne Zweifel keine transatlantischen oder auch transpazifischen Kontakte ereignen können. Punktum! Tatsächlich klafft beispielsweise die Zeit der (Grab-)Hügel bauenden Kelten in Europa und der wesentlich jüngeren Hügel (Mounds) bauenden Adena- und Hopewell-Kulturen im Ohio-Gebiet weit auseinander (obwohl auch die Wikingier Grabhügel bauten).

Da alle Beweise, Funde und Vergleichsstudien für immer, auch für zukünftige Funde, von den Archäologen ausgehebelt werden, mit dem einfachen und bequemen Argument der in verschiedenen Zeitepochen lebenden vergleichbaren Kulturen der Alten und Neuen Welt, möchte ich einen neuen Weg gehen. Anstatt weitere unzählige in Amerika gefundene alteuropäische Artefakte und Texte vorzustellen, wird in diesem Buch zuerst die kulturelle Entwicklung in

Europa hinsichtlich Fehlinterpretationen kritisch untersucht, um das Ergebnis dann mit dem Zeitstrang der amerikanischen Kulturen und den kontroversen Funden zu vergleichen. Ist die Kulturgeschichte wirklich stetig so harmonisch verlaufen, wie uns die Historiker erzählen? Gab es eventuell seit der Sintflut (= Ende der Eiszeit nach offizieller Ansicht) große Naturkatastrophen, die das anscheinend gleichförmig abgespulte Zeitband durchtrennten, das dann aus den bloßen Erinnerungen der nachfolgenden Kulturen heraus falsch zusammengefügt wurde, eventuell auch mutwillig zur Erreichung bestimmter Ziele? Mit anderen Worten: Ist die schulwissenschaftlich vertretene Kulturgeschichte der Alten Welt in Europa zu lang?

Der Wille, in unsere Vergangenheit vorzudringen, setzt die Bereitschaft voraus, Geschehnisse und Erkenntnisse, ja auch Wertvorstellungen zu abstrahieren und auf diese Weise griffig zu machen. Je verhärteter und monumentaler diese Wertvorstellungen sind, desto schwerer erscheint es, über den geistigen Rand unserer wie durch einen gleißenden Lichtspot scharf abgegrenzten Wissensebene zu springen. Deshalb fällt es nicht nur ethnologischen und archäologischen Forschern leicht, aus diesem als höherem Gut oder Mehrwert empfundenen geistigen, kulturellen und zivilisatorischen (scheinbaren) Übergewicht heraus *frühere Kulturen möglichst als fremde Zivilisationen zu behandeln*. Denn der Abstand verleiht abstrakte Dimensionen, in deren Grenzen man isoliert betrachtete und künstlich entfaltete Konstrukte aufbauen kann. Dass auch – oder gerade – durch bloße Berührung dieser Kulturen mit unserer Zivilisation ganze Völker ausgerottet wurden, durch Völkermord, durch Versklavung oder auch im Namen der Religion oder einer Ideologie, wird noch zu diskutieren sein. Wir sollten über unseren eigenen Schatten springen, bis wir im gleißenden Licht von mehreren, die Geschichte von allen Seiten ausleuchtenden Scheinwerfern keine Schatten mehr sehen.

Die folgenden Ausführungen sollen nicht dazu dienen, neue *Dogmen* oder *Wahrheiten* fest zu installieren. Ganz im Gegenteil, der Leser ist aufgefordert, selbst eigene Schlüsse zu ziehen und über Querverbindungen nachzudenken. Der in diesem Buch vorgetra-

gene, breit fundamentierte Ansatz zur Revision unserer Geschichte kann nur ein erster tastender Schritt in eine andere Richtung sein, damit unsere Vergangenheit – und daraus resultierend die Zukunftsbewältigung – besser verstanden werden kann. Auch dieser revolutionär erscheinende Schritt muss in Zukunft sicher korrigiert, jedoch nicht als Ganzes zurückgenommen werden, um weitere folgen zu lassen.

Die Geschichte schreibt immer der Sieger – sehen wir uns einmal die Geschichte der Verlierer genauer an ...

1 Alteuropäische Funde in Amerika

»Da ist ein Degen und ein Helm mit Inschriften aus der Zeit Alexanders des Großen, der an der Mündung des Rio de la Plata in Argentinien gefunden worden ist. Ferner eine römische Waffe in Peru. Diese Funde, die auch publiziert wurden, hätten eigentlich sensationell wirken müssen, und dennoch wurden sie im Nebel des Alltags und der von Vorurteilen blockierten Meinungen nicht einmal bemerkt«, gibt Professor Marcel F. Homet (1958, S. 264) zu bedenken.

Römer oder Griechen in Amerika

Besuchten die Römer bereits 1300 Jahre vor Kolumbus die Neue Welt? Ein 1933 in Toluca Valley (Mexiko) ausgegrabener und 1994 in einem Museum von Mexiko City wieder entdeckter Fund eines Männerkopfes mit Bart (Foto 58), der aus dunkelroter Terrakotta besteht, wird von dem Anthropologen Roman Hristov als typisch römisches Artefakt eingestuft (»New Scientist«, 12.2.2000). Wie Kunstexperten bestätigen, unterscheidet sich der Kopf schon von seiner Gestalt her von anderen bekannten präkolumbischen Kunstwerken. Das *Max-Planck-Institut für Nuklear-Physik* datierte Materialproben mit dem Verfahren der Thermolumineszenz auf ein Alter von 1800 Jahren. Betty Meggers, Anthropologin vom *National Museum of Natural History* in Washington D.C., die auf Grund von Keramikfunden davon ausgeht, dass es auch frühe Kontakte zwischen dem heutigen Ecuador und Japan gegeben hat, meint: »Ich sehe keinen Grund, warum es eine solche frühe Begegnung nicht gegeben haben soll« (BdW, 11.2.2000).

Mit einem Metalldetektor wurden am *Dane Street Beach* in Beverly (Massachusetts) in einem Abstand von weniger als einhundert Metern vier antike römische Münzen gefunden, die aus dem 4. Jh. stammen sollen und möglicherweise von einem gesunkenen Schiff an Land gespült wurden (Fell, 1989, 319 f.).

In dem Buch »Natural and Aboriginal History of Tennessee« von John Haywood, das Anfang des 19. Jhs. erschien, sind viele Funde von *römischen* Münzen in Tennessee und den umliegenden Gebieten beschrieben. Aber auch ungefähr 2000 Jahre alte Münzen aus Kanaan wurden in Kentucky in der Gegend von Louisville, Hopkinsville und Clay City von Farmern entdeckt. In Tennessee ist eine Gruppe dunkelhäutiger Menschen sesshaft, die weder indianischer noch negroider, sondern eher kaukasischer Abstammung sind.

Professor Paul P. Scherz von der *University of Wisconsin* gab mir in Wien eine kleine Dokumentation über mehrere Münzen im römischen Stil, die Fred Kingman in den siebziger Jahren mit einem Metalldetektor am Wisconsin River fand. Dieses Gebiet ist heutzutage durch die Errichtung des *Castle Rock Damm* geflutet. Unter diesen Münzen befindet sich eine mit der Aufschrift *Tetricus*. Es handelt sich um eine seltene römische Münze.

Pius Esuvius Tetricus I. (Regierungszeit: 271-274) war der zuletzt regierende – der so genannten – (römischen) Nebenkaiser, der als *gallischer Sonderkaiser* seine Residenz nach Trier, Hauptstadt des *gallischen Sonderreiches*, und zeitweise auch nach Köln verlegte. Er regierte über Gallien, Teile Germaniens und Britanniens angeblich als Römer mit römischen Soldaten und widersetzte sich der Zentralgewalt Roms. Mit anderen Worten, es soll zwei römische Parallelreiche gegeben haben. 274 besiegte Kaiser Aurelian die Truppen des Tetricus in der katalaunischen Ebene und beseitigte das *gallische Sonderreich*. Handelt es sich vielleicht nicht um einen römischen, sondern eher gallischen (= keltischen) König auf gallischem Gebiet?

In Jamaika ging im Juni 1692 die große Hafenstadt der Piraten, Port Royal, durch heftige Erdbeben unter. Man glaubt, dass dreitausend Stein- und Ziegelbauten durch gewaltige Meereswellen (Tsunamis) ins Meer gespült wurden. Mehr als fünftausend Menschen fanden den Tod. Bei Ausgrabungen in den Jahren 1969 bis 1970

Abb. 1: Münzen.

Am Strand
von Beverly
(Massachusetts)
gefundene vier
römische
(= keltische)
Münzen aus
dem 4. Jh.



wurden vielleicht fünf Prozent der Artefakte ausgegraben. Darunter befand sich eine Steinplatte mit lateinischen Buchstaben (Foto 66), die als römisch eingestuft werden (Marx, 1992, 203 ff.).

Interessante Funde gibt es auch in Südamerika. Im brasilianischen Magazin »Manchette« erschien 1976 ein Bericht über *griechische* Amphoren aus dem 2. Jh., die der Taucher Roberto Teixeira von einem Schiffswrack in der *Bay of Guanahara* (Brasilien) geborgen hatte (Foto 68 und 69).

Eine aus Keramik bestehende Öllampe im mediterranen Stil wurde in einer indianischen Stätte bei Manchester in New Hampshire entdeckt, die auf ein Alter von 2300 Jahren geschätzt wird. Dem Archäologen Frank Glynn brachte ein Junge aus Clinton (Massachusetts) eine ganze Kiste voll von indianischen Funden, die er über mehrere Jahre hinweg aus einem indianischen Muschel-Abfallhaufen ausgegraben hatte. Ein als indianische Pfeife angesehenes Artefakt entpuppte sich nach näherer Untersuchung durch Cahill und britische Archäologen als eine über 1200 Jahre alte Öllampe aus dem östlichen Mittelmeerraum (Cahill, 1993, S. 14 f.). Wie kommen amerikanische Indianer in den Besitz alteuropäischer Öllampen?

Westafrikaner in Amerika

Beim Besuch diverser Museen in ganz Mexiko musste ich feststellen, dass immer wieder Nachbildungen von Köpfen ausgestellt sind, die typisch westafrikanische Charakteristika aufweisen. Sogar Tellerlippen wurden abgebildet. In Oaxaca (Mexiko) fand man ein



Abb. 2: Köpfe. Typisch westafrikanische Charakteristika weist ein mixtekisches Gefäß auf.

Tongefäß mit einem geradezu klassischen Abbild eines Schwarzafrikaners aus dem Mandingoreich: volle Lippen, kräftiger Schädelbau, eine eher flache Nase und breite Nasenflügel. Die aus Bambus oder Elfenbein geschnitzten Ohrpflöcke und die flache Kopfbedeckung entsprechen traditionellen Schmuckformen aus Westafrika.

Im *Tempel der Krieger* in Chichen Itzá in Yukatan (Mexiko) fand man Kunstwerke der Maya, auf denen Menschen mit unterschiedlicher Hautfarbe dargestellt sind: Rote (Indianer), Weiße mit

blondem Haar (Nordeuropäer) und Schwarze (Afrikaner?).

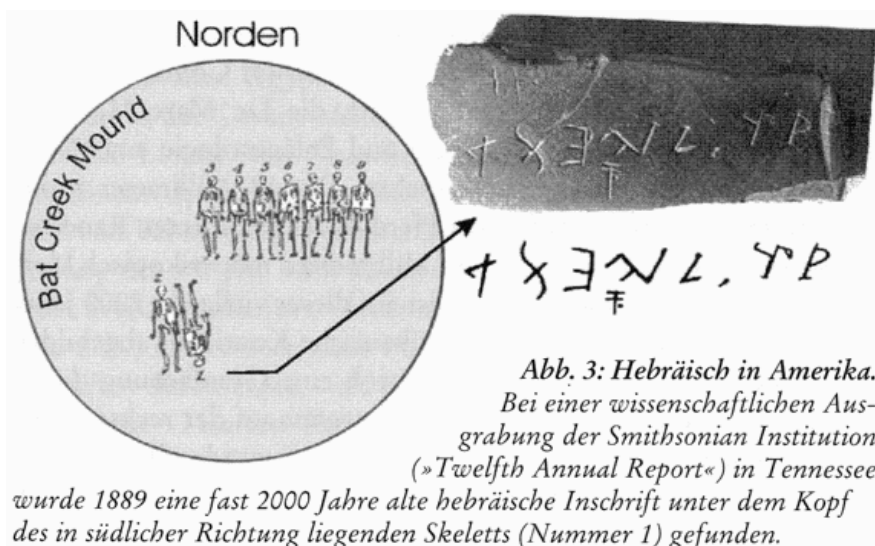
Bei Grabungen auf den in der Karibik gelegenen Jungferneinseln entdeckten Mitarbeiter der *Smithsonian Institution* Skelette zweier negroider Männer, die in einer Bodenschicht lagen, die etwa in die Zeit um 1250 datiert wurde. Die Grabung wurde aufgegeben, nachdem man einen Nagel aus Eisen fand, der angeblich beweise, dass die Grablegung aus kolonialer Zeit stamme. Aber in Nubien (Afrika) blühte nachweislich schon im 7. Jh. das Handwerk der Eisenschmiedekunst.

Phönizier in Amerika

Im Jahr 1889 wurde im *Loudon County* (Tennessee) ein sensationeller Fund gemacht. In dem ungestörten Begräbnishügel *Bat Creek Mound* (Nummer 3) entdeckten Archäologen der *Smithsonian Institution* (»Twelfth Annual Report«) unter dem Kopf eines Skeletts einen beschrifteten Stein (Abb. 3), zusammen mit Halsketten aus Metall und hölzernen Ohrringen. Von Cyrus Thomas, Kurator der *Smithsonian Institution*, wurde der *Bat Creek Stone* als indianisches Artefakt deklariert. Die auf dem Stein wissenschaftlich eindeutig dokumentierten Buchstaben wurden zuerst als Chero-

kee-Schrift interpretiert, also nicht älter als frühes 19. Jh. datiert. Klar, denn alte Schriften darf es in Amerika nicht geben. Mehr als siebenzig Jahre blieb dieser Stein unbeachtet. Dann kam Dr. Joseph B. Mahan auf die Idee, die Schrift von rechts nach links zu lesen, also in entgegengesetzter Richtung als von der *Smithsonian Institution* angenommen. Es ergeben sich in Hebräisch die Buchstaben LYHWD. Dieser rein aus Konsonanten bestehende Text – die Vokale schrieb man wie bei der Oghamschrift nicht – wurde von Cyrus Gordon (1971), Experte für Hebräisch an der *Brandeis Uni-versity*, ins 1. oder 2. Jh. datiert und mit »A comet for the Jews« (»Ein Komet für die Juden«) übersetzt.

Diese Zeitbestimmung wurde ungefähr bestätigt, da im Jahre 1988 eine Datierung der hölzernen Ohrringe aus dem *Bat Creek Mound* im Auftrag der *Smithsonian Institution* durchgeführt wurde. Bei der Untersuchung in der Schweiz ergab sich ein Alter von 1605 mit einem Fehler von 160 Jahren (»Tennessee Anthropologist«, Herbst 1988). Auch wenn aus meiner Sichtweise Datierungsmessungen falsche Ergebnisse bringen können, ergibt sich eindeutig, dass Cherokee-Indianer weder die Erbauer des Grabhügels noch Urheber des hebräischen Textes sind. Lange vor Kolumbus kommen



als Urheber Phönizier (Phöniker) – eine seit dem zweiten Jahrtausend in Kanaan lebende Bevölkerung mit semitischer Sprache – infrage, die auch in Mexiko präsent waren.

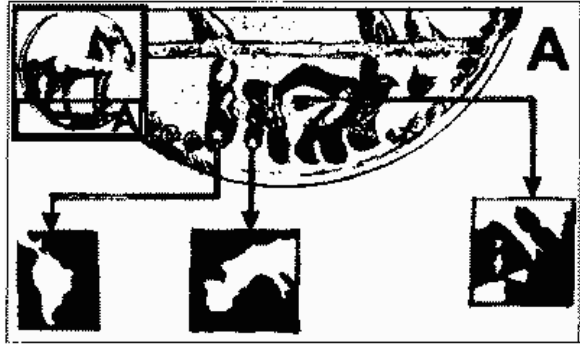
In Tihosuco in Yucatan (Mexiko) wurde in den Ruinen einer im 16. Jh. errichteten Kirche ein kurioser Stein entdeckt, der im Sturz des Eingangs eingemauert ist. Es wird vermutet, dass er aus der Zeit der Maya stammt. Bei genauem Hinsehen kann man aber eine seltsame Schrift entdecken, die phönizischer Herkunft sein könnte. Der obere Teil der Inschrift scheint unkenntlich gemacht worden zu sein (Foto 65). Wer hat zu welcher Zeit diese Inschrift mit uralten Buchstaben eingraviert?

In der Nähe des *Chattahoochee River* bei Columbus (Georgia) soll 1957 eine karthagische Handelsmünze gefunden worden sein. Eine identische Münze wurde 1983 mit einem Metalldetektor auf einem unbebauten Grundstück an der *Third Avenue* in Columbus entdeckt. Beide Münzen befanden sich in der Nähe eines alten Handelsweges, sind inzwischen aber verschollen. Es gibt noch gute Fotos beim *Institute for the Study of American Cultures* in Columbus. Bereits 1946 entdeckte Theodore Arnovich eine *römische* Münze in seinem Garten, die sich immer noch in seinem Besitz befindet. Manfred Metcalf fand 1967 einen Sandsteinblock im Chattahoochee-Gebiet, der eine minoische Linear A-Inschrift trägt. Dieses Objekt war sechs Monate im Museum in Jamestown (Virginia) ausgestellt.

In dem Buch »Carthaginian Gold and Electrum Coins« (Jenkins/Lewis, 1963) ist eine Münze abgebildet, die Dr. Marc McMena-min (1996), Professor für Geologie und Paläontologie am *Mount Holyoke College*, genauer untersuchte. Die 18 Millimeter große Münze zeigt als großes Motiv ein Pferd. Aber am unteren Rand befindet sich in einer Höhe von acht Millimetern mikroskopisch klein eine Weltkarte. Im linken Bereich ist auf dieser vielleicht 2000 Jahre alten Karte unverkennbar der amerikanische Kontinent abgebildet. Sogar die Rocky Mountains sind durch eine Graufärbung dokumentiert. Andererseits ist sichtlich abgetrennt auf der rechten Seite ein Dreieck eingraviert, das unschwer als Indien identifiziert werden kann. Waren die Phönizier bereits auf allen Weltmeeren zu Hause? Die megalithischen Steinsetzungen auf allen Kontinenten

Abb. 4: Phönizische Münze mit Weltkarte.

Bild A: Eine Vergrößerung des Münzbereichs unter der Darstellung eines Pferdes zeigt Südamerika, Europa, Italien und Indien. Eli Libson (»AA«, 17/197, S. 20f.).



scheinen die These zu beweisen, dass antike Seefahrer zu solchen Leistungen in der Lage waren.

Der Museumsdirektor des Nationalmuseums von Brasilien veröffentlichte im Jahre 1874 die Kopie einer Inschrift von einem Stein, der an der Atlantikküste der Stadt Parahaiba (heute: Joao Pessoa) ausgegraben wurde. Das Original ging verloren. Nach neueren Sprachforschungen hält Cyrus Gordon den phönizischen Text für echt: »Wir sind die Söhne Kanaans aus Sidon, der Stadt des Königs ...«

Als wir die Direktorin des Goldmuseums in Bogota (Kolumbien) baten, für die Ausstellung *Unsolved Mysteries* in Wien Exponate zur Verfügung zu stellen, verfinsterte sich ihr Gesicht, als wir auf Drogen im alten Ägypten zu sprechen kamen, zu sehen in: »Das Geheimnis der Cocain-Mumien« (ORF am 3.7.1997).

Michelle Lescot vom *Naturhistorischen Museum* in Paris wies in den Binden der Mumie von Ramses II. Pflanzenfragmente und Kristalle von Tabak nach. Bei einer ägyptischen Mumie (21. Dynastie), Anfang des 19. Jhs. vom bayerischen König Ludwig I. erworben, wies Svetla Balabanova (*Institut für Gerichtsmedizin der Universität Ulm*) im Rahmen eines Forschungsprojekts an der Universität München durch einen – als Beweismittel der Gerichtsmedizin zugelassenen – Haartest Suchtgifte nach, die vom Toten zu Lebzeiten konsumiert worden sein müssen. Fazit: Die alten Ägypter nahmen Tabak und Kokain zu sich. In Ägypten gibt es zwar eine Kokain-Pflanze, der allerdings die Suchtgiftwirkung fehlt. Als Drogen-

pflanze ist Kokain jedoch *ausschließlich* im Bereich von Peru, also in Südamerika beheimatet. Schon vor einigen tausend Jahren muss es einen Überseehandel für Drogen gegeben haben.

Es handelt sich auch um keinen Einzelfall, denn weitere Untersuchungen an Menschenfunden im Sudan (Afrika) bestätigten den Gebrauch von Kokain und Nikotin, der auch in Asien (China) und Europa (Deutschland, Österreich) nachgewiesen wurde. Schon lange vor Kolumbus war der aus Mexiko stammende Tabak in Asien, Afrika und Europa bekannt. Allerdings wurde bereits relativ früh Tabak von Amerika nach Südasien und in den pazifischen Raum exportiert und dort angepflanzt.

Aber es gibt weitere Beweise für frühe Kontakte mit Amerika. In Pompeji ist nicht nur die einem Plesiosaurier ähnlich sehende Abbildung zu sehen (Bilder in »Darwin's Mistake«, Zillmer, 2003), sondern auch eine aus Amerika stammende Ananas. Bereits vor 2000 Jahren waren aus Amerika stammende Erdnüsse in China bekannt, und in Südindien fand man eine Skulptur, die einen Maiskolben in Händen hielt. Nach orthodoxer Meinung brachte erstmalig Kolumbus den Mais nach Europa. Allerdings war Mais schon vorher in der Alten Welt bekannt, in England als *Welsh Corn* (Walisischer Mais, Welschkorn) und in anderen Ländern als *Türkisch Korn* und *Ägyptisch Korn*, während es in Ägypten *Syrische Hirse* hieß. Bereits Peter Martyr beschreibt in seinem Buch »De Orbe Novo« (1511-1530) Mais, der in der Nähe von Sevilla in Spanien wuchs. Der Arzt und Botaniker Jacob Theodor – nach der damals neuen Mode, lateinische Namen anzunehmen, auch Tabernaemontanus genannt – unterschied im Jahre 1588 aufgrund taxonometrischer Untersuchungen das *Türkisch Korn* von dem aus der Neuen Welt im 16. Jh. neu importierten Korn.

Bereits vor 7000 Jahren sollen Züchter die Genzusammensetzung des Mais in Amerika verändert haben (BdW, 20.3.1999). Der aus Amerika stammende Mais war auch in Indien bekannt, wie Professor Dr. Carl L. Johannessen (*University of Oregon*) dokumentiert (Johannessen/Parker in: »Economic Botany«, 43/1989, 164-80). Es existieren mindestens drei verschiedene in Stein verewigte Darstellungen von Mais aus der Hoysala-Dynastie in Indien (1300-1346).



Abb. 5: Schriftvergleich. Eine ganze Reihe von Schriftzeichen von der Osterinsel (oben) entsprechen genau solchen aus Mohenjo-Daro und Harappa im Indus (Indien) auf der anderen Seite der Erde.

Aber auch die Nachbildung von Sonnenblumen in altindischen Tempeln des 12. und 13. Jhs. stellen ein Rätsel dar (Johannessen, 1998). Denn Sonnenblumen stammen aus Nordamerika und wurden dort bereits vor der Zeitenwende zusammen mit verschiedenen Kürbisarten und Sumpfholunder angebaut.

Kam der Mais von Amerika über Indien nach Europa oder auf direktem Weg über den Atlantik? Brachten arabische Händler Mais mit auf ihren Schiffen und/oder phönizische Seefahrer? Auf der Maya-Stele am Ballspielplatz in *Chichen Itza* (Yukatan) ist ein bärtiger, semitisch aussehender Mann abgebildet (Foto 67). Eine aus *Tres Zapotes* stammende keramische Skulptur trägt einen Bart und eine für phönizische (phönikische) Seefahrer typische Kopfbedeckung und stellt sicher keinen Indianer dar (siehe Abb. 43). Er wurde bei Ausgrabungen der ältesten Kultur Amerikas gefunden: bei der olmekischen. In *Tres Zapotes* (Mexiko) wurde auch Spielzeug entdeckt, das auf vier Rädern montiert ist. Indianer sollen das Rad aber nie benutzt haben. Da man ähnliches Spielzeug an mehreren anderen Orten fand, stellt sich vielleicht die Frage, ob phönizische Handelsschiffe begehrte Handelswaren, zu denen sicherlich Spielzeug gehörte, als Tauschobjekte in Amerika hinterließen.

Wurden exotische Früchte oder Pflanzen nur von der Neuen in die Alte Welt transportiert? Nein, es gibt auch gegensätzliche Beispiele. Im Bereich der Ostküste Nordamerikas fand Jacques Cartier (1491-1567), dessen Entdeckungsreisen Frankreich seinen Anspruch auf Kanada zu verdanken hat, bereits Äpfel und Weintrauben. Verrazano berichtet über Orangen und Mandeln nördlich von Florida und Kolumbus über Rhabarber auf Hispaniola. All dies

stammt aber eigentlich aus der Alten Welt. Wer brachte diese Pflanzen vor Kolumbus über den Ozean nach Amerika?

Nordafrikaner in Amerika

Jean François Champollion (1790-1832) entzifferte 1822 die ägyptischen Hieroglyphen. Bereits vor diesem Zeitpunkt tauchten in Amerika Hieroglyphen auf, die mit den ägyptischen im Aussehen und in der Bedeutung gleich sind. Abbe Maillard erstellte bereits 1738 für seine konvertierten Schäfchen, die Algonkin-Indianer in den Neuenglandstaaten, christliche Texte in so genannten *Micmac-Hieroglyphen*. Nach offizieller Ansicht erfand Maillard diese Bilderschrift extra für diesen Zweck, da die Indianer mit Hilfe von Bildern angeblich leichter lernen konnten als mit lateinischen Buchstaben. Dieser Mann muss ein Hellseher gewesen sein. Denn 84 Jahre bevor die ägyptischen Hieroglyphen entziffert wurden, erfand Maillard angeblich eine Bilderschrift, die in vielen Fällen identisch und in häufigen Fällen vergleichbar mit der ägyptischen ist. Dies ist so weit unbestritten. War Maillard allerdings kein Hellseher, muss die unbequeme, schlichte Wahrheit heißen: Diese Algonkin-Indianer kannten die ägyptischen Hieroglyphen. Andererseits lässt ihre Sprache eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Keltischen erkennen. Zum Beispiel lässt sich das Wort *Amoskeag* auf das keltische Wort *Ammo-iasgag* zurückführen (Fell, 1976). *Ammo* bedeutet *Fluss* und *iasgag* (gälisch *iasg*) *kleine Fische*.

Frühe amerikanische Wissenschaftler waren erstaunt über die Ähnlichkeit von Steinkistengräbern der Algonkin-Indianer entlang des Delaware River mit solchen in Dänemark (Du Chaillu, 1889) – vergleiche Foto 85. Einer der Algonkin-Stämme nennt sich *Wabanaki* – die Bedeutung dieses Namens: Die Männer aus dem Osten ...

Neben gälischen Wortgleichungen (Abb. 6) findet man in der Sprache der nordöstlichen Stämme der Algonkin sogar Redewendungen, die denen in Altnordisch, der Sprache der Wikinger, gleichen. Alle Wikinger sprachen früher eine ähnliche, fast gleiche Sprache, die sie *dänisch* nannten. *Der Wind bläst* heißt bei den Algonkin

Abb. 6: Wortgleichungen.

In der Sprache der nord-östlichen Stämme der Algonkin (Neuenglandstaaten, Kanada) und der Kelten in Schottland (Gälisch, verwandt mit dem Irischen) sind viele Wortgleichungen zu verzeichnen. Nach Fell, 1976, S. 283.

Deutsch	Algonkin	Gälisch
Frau	bhanem	bhean (ban)
Stadt	odana	dun
überall	na'lwiwi	na h-uile
Boot	pados	bata
Berg	monaden	monadh
hoch	aden	ard
Schlucht	cuiche	cuith
Schneeflocke	kladen	claden

wejoo-suk und bei den Wikingern *vejret sukker*. Ein anderes Beispiel: *Es geht mir gut* bedeutet nach Barry Fell (1976, S. 238 f.) bei den Algonkin *wel-ae* und im Altnordischen *vel aero*.

Aber es lässt sich nicht nur die Verwandtschaft ausschließlich von Algonkin-Sprachen mit solchen der Alten Welt feststellen. Wie Barry Fell dokumentierte, enthält auch die Sprache des Zuni-Stammes in New Mexico altweltliche Elemente, die etymologisch mit nordafrikanischen Dialekten verwandt sind, wie im »Annual Report of American Ethnology« (Nr. 23) bestätigt wird (Stevenson, 1904). Ist es ein Zufall, wenn die Pueblos der Indianer im Südwesten der Vereinigten Staaten den Häusern der Berber in Nordafrika ähneln? Es handelt sich in beiden Fällen um eine Stampflehm- oder Ziegel-lehmarchitektur (Adobe-Architektur) mit fensterlosen Häusern.

In Nordafrika gibt es einen alten Mischdialekt: Libysch. Barry Fell entzifferte 1973 diese Sprache mit Hilfe einer zweisprachigen Inschriftentafel, die libysche und ägyptische Texte aufwies und 1888 auf Long Island gefunden wurde. Der Text lautet: »Die Schiffsbesatzung von Oberägypten fertigte diese Stele anlässlich ihrer Expedition.« Libysch/Berberisch ist als ausgestorbene hamitische Sprache Nordafrikas mit der semitischen und auch altägyptischen verwandt. Der älteste zweisprachigen Text Phönizisch-Libysch/Berberisch stammt aus dem Jahr -139.

An mehreren Orten in Nordamerika – wie Quebec, New Hampshire, Pennsylvania und Oklahoma – und Südamerika (Abb. 45, S. 253) wurden alte Inschriften entdeckt, die bis zu diesem Zeitpunkt nicht entziffert werden konnten, sich aber ähneln. Bereits 1874 do-



Laut	Schrifttypus:		Libysch im Pazifik (Alt-Maori)
	Tunesisch Libysch	Libysch in Iowa	
b	⊙, ⊠	⊠	⊠
g	∨, ∧	∨	┐
d	⌈	⌈	⌈
w			
z	⌞, —	⌞	—
t, th	⌞, ➔	⊙	⌞
k	↑↑		↓, ↓↓, ↑↑
l	=,		=,
m	⌋	⌋	⌋
n			
r	⊙, ⊠, ⊠	⊙	⊙, ⊠
š, sh	⌞	⌞	
A,	·, 4	·	·,)
t	X, +	X	X, +

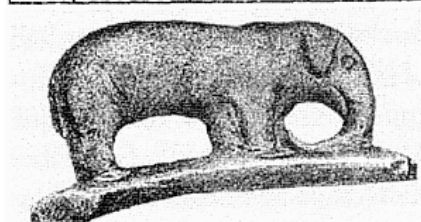


Abb. 7: Libysch. Das obere Bild zeigt eine libysche Inschrift, die in Südkalifornien entdeckt wurde. Eine andere von mehreren alten Inschriften wurde 1874 in Iowa entdeckt. Erst 1973 stellte sich heraus, dass hier lesbare Texte vorliegen, da Barry Fell zu diesem Zeitpunkt die libysche Schrift entzifferte. Diese scheint auch mit dem Alt-Maori aus dem pazifischen Raum identisch zu sein. Stellt der im Davenport Mound gefundene Pfeifenkopf (Foto aus Putnam, 1885) einen afrikanischen Elefanten oder ein angeblich seit der Eiszeit ausgestorbenes Mastodon dar?

kumentierte man Inschriften in Iowa, die noch nicht einmal als Schrift anerkannt wurden (Abb. 7). Es handelt sich um libysche Zeichen.

Von Fälschung dieser alten Inschriften, wie manche Fachleute behaupten, kann nicht gesprochen werden, denn bis zur Entzifferung dieser Schrift im Jahre 1973 hielt man die Inschriften für scheinbar unsinnige, phantasievoll gekritzelte Indianerzeichen.

Aber die libyschen Schriftzeichen sind nicht nur mit solchen in Amerika identisch, sondern nach Barry Fell (1976) auch mit einem im Bereich des Pazifiks zu findenden Schrifttypus (Alt-Maori). Befuhren libysche Seefahrer nicht nur den Atlantik, sondern auch den Pazifik (vgl. Foto 29 und 31)?

Eine libysche Inschrift entdeckte Dr. Edward J. Pullman an einem Felsen in der Mojave-Wüste in Südkalifornien (Abb. 7). Der aus Konsonanten bestehende Text lautet nach Barry Fell (1976, S. 182): »S R-Z, R-Z. W-R Z-MT« (»Alle Menschen, passt auf, passt auf. Große Wüste«). Kamen diese Leute über den Pazifik zur Westküste Nordamerikas?

Hinterließen libysche Siedler neben Inschriften in Iowa auch Artefakte mit nordafrikanischen Motiven? In den 1870er Jahren wurde im Davenport Mound ein Pfeifenkopf ausgegraben, der ein elefantenähnliches Tier mit Rüssel darstellt (Abb. 7). Es wurden in der Umgebung sogar mehrere dieser Artefakte gefunden, die Charles Putnam in einem Buch aus dem Jahre 1885, das vom *Museum Academy of Natural Sciences* in Davenport (Iowa) herausgegeben wurde, als authentisch nachwies (Putnam, 1885). Er identifizierte die *Elefanten* allerdings als elefantenähnliche *Mastodons*, die mit dem Ende der Eiszeit ausgestorben sein sollen. Früher stufte die *Smithsonian Institution* diese Funde als moderne Fälschungen ein, denn höchstens 3000 Jahre alte Kulturen können keine vor 10 000 Jahren ausgestorbene Mastodons gekannt haben. Allerdings gibt es Beweise für die Koexistenz von Mensch und Mastodon. Im Mai des Jahres 1839 entdeckte Dr. Albert C. Kochs verkohlte Mastodon-Knochen zusammen mit Steinäxten und Pfeilspitzen entlang des Mississippi in Missouri. Die andere Lösung könnte lauten: Libysche Siedler fuhren den Mississippi hinauf und hinterließen in Iowa nicht nur libysche Inschriften, sondern auch Nachbildungen von Elefanten, die ihnen von ihrer Heimat in Afrika her bekannt waren.

Das nur entfernt mit dem Mammut verwandte Mastodon (*Mammot americanum*) starb in Nordamerika offiziell nach 3,75 Ma Existenz vor 10 000 Jahren (oZ) zusammen mit Säbelzahn tiger, Tapir, Pferd, Riesenbiber, Kamel und anderen Tierarten aus bisher ungeklärten Gründen aus. Gerne wurde früher behauptet, dass das Ende der Eiszeit am Massentod der Tiere schuld sein soll. Aber diese sterben jedoch wohl eher zu Beginn und nicht am Ende einer Kälteperiode. Eine andere unsinnige Behauptung: Die Menschen rottet en alle diese Tierarten aus. Einleuchtender erscheint, dass ein dras-

tischer Klimasturz verantwortlich war. Allerdings hat dieser *mehrere tausend Jahre später* stattgefunden als bisher angenommen wurde, bewiesen durch die beschriebenen Funde.

Schotten und Templer in Nordamerika

Der venezianische Seefahrer Nicolo Zeno fuhr über den Nordatlantik bis nach Island und Grönland, während sein Bruder nach dessen Tod weiter westlich fuhr, bis er 1398 *Estotiland* erreichte. *Scot*, die sprachliche Wurzel von *Estotiland*., war ein alter Name für »Irisch«. Die alte Zeno-Karte (neu herausgegeben 1558) zeigt nicht nur die bis dato genaueste Darstellung der Küsten Grönlands, sondern die Inseln *Estotiland* und *Drogio* entsprechen in ihren Umrissen Neufundland und Neuschottland (Nova Scotia).

In alten Briefen berichtet *Antonio Zeno*, dass er in Diensten eines gewissen *Prince Zichmni* stand. Bereits 1786 behauptete Johann Reinhold Forster, *Prince Zichmni* müsse mit *Prince Henry Sinclair*, Earl of Orkney, identisch sein. Es gibt Ende des 14. Jhs. auch niemand anderen in dieser Region, der über eine bedeutende Seemacht verfügte.

Nach dem alten, etwa aus dem Jahr 1370 stammenden Bericht eines Fischers wurden vier Boote bis zur Insel *Estotiland* abgetrieben, das etwas kleiner als Island, aber fruchtbarer gewesen sein soll. Angeblich bestand die Bibliothek des Königs auch aus Büchern in lateinischer Sprache. Aufgrund dieses Berichts lief die Flotte des Prince Henry Sinclair mit Antonio Zeno auf Westkurs aus, verlor in einem Sturm die Orientierung und erreichte einen Naturhafen an der Westküste *Drogios*.

In dem Zeno-Bericht heißt es: »Von unserem Hafen aus sahen wir in der Ferne einen großen Berg, aus dem Rauch aufstieg. Ein ausgesandter Erkundungstrupp berichtete, dass Rauch von einem Feuer aus dem Inneren des Berges stamme, aus dem eine pechartige Masse austritt, die ins Meer fließt.« Auch in Höhlen lebende Wilde hatte man gesehen. An der Ostküste Kanadas gibt es nur einen Ort, wo natürlicher Asphalt und leicht entzündliche Kohle vorkommen:

Pictou County in Nova Scotia. Auch die beschriebenen Höhlen hat man gefunden. Man nimmt an, dass Prince Henry mit seiner Flotte in dem heutigen *Guysborough Harbour* an der Südwestspitze Nova Scotias an Land ging.

Das Klima war mild, das Land fruchtbar, und so beschloss *Prince Henry Sinclair* zu überwintern, aber seine Flotte unter dem Befehl von *Antonio Zeno* nach Hause zu schicken. Bei den heute noch in Nova Scotia lebenden Micmac-Indianern gibt es die Legende von einem weißen Prinz mit dem Namen *Glooscap*, der vom Osten her »auf steinernen Inseln mit Bäumen darauf« über das Meer gekommen sein soll und einen Winter bei ihnen verbrachte. Er soll in einer Stadt auf der Insel gelebt haben, und als Waffen hätten die Weißen scharfe Schwerter besessen.

Besuchte Sinclair nach Rückkehr seiner Flotte anschließend die Küste von Massachusetts? Bei meiner Jagd nach Dinosauriern wurde ich zufällig auf einen einzigartigen, kaum erwähnten Fund aufmerksam: den Grabstein eines Ritters mit Schwert und Rüstung. Er liegt, schwer zu finden, unmittelbar an der Depot Street am Rande der kleinen Ortschaft Westford, nordwestlich von Boston.

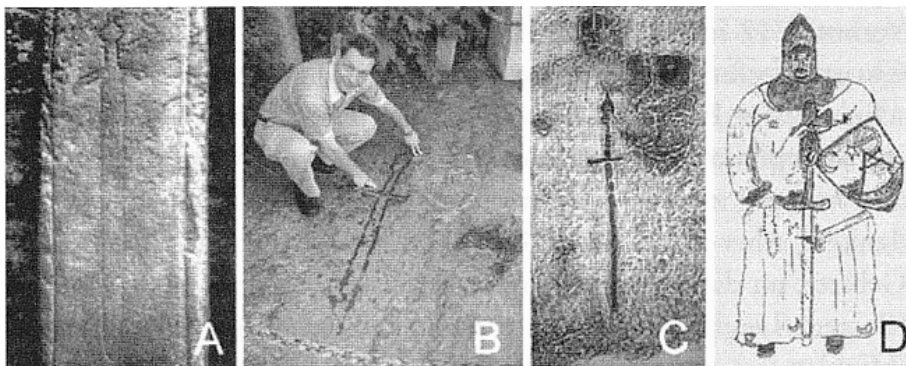


Abb. 8: Templer. Der Autor am Grab eines Tempplers in Westford (Massachusetts). Das gebrochene Schwert zeigt, dass der Besitzer starb. Bild C zeigt den mit Schwert und Schild auf der Grabplatte erscheinenden Ritter, nachdem Marriana Lines 1991 das Relief mit einem Spezialverfahren sichtbar machte. Bild D zeigt zum Vergleich einen Templer (Zeichnung: Frank Glynn). Bild A: Grabstein in Klimatin (Schottland) mit der Darstellung eines Schwertes aus dem 14. Jh.

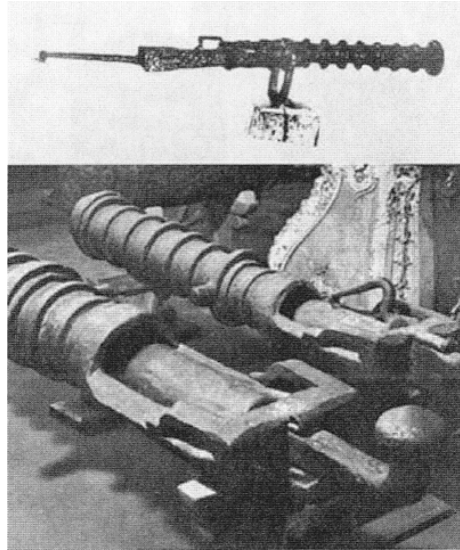
Auf dem schon seit Ende des 19. Jhs. bekannten Stein sind die Umrisse eines Ritters mit Helm, Schild und Mantel eingemeißelt – in der Darstellungsart, wie sie aus dem 14. Jh. aus Europa bekannt ist. Anhand der Meißelspuren wurde das Alter des Steins auf ungefähr 600 Jahre geschätzt. Aufgrund des hohen Verwitterungsgrades können die Umrisse der ganzen Gestalt nur noch durch ein spezielles Verfahren sichtbar gemacht werden. Auf dem Schild kann in vagen Umrissen das Wappen der Sinclairs erkannt werden.

Nach Überzeugung der Einheimischen soll im Jahr 1399 von Prince Sinclair eine Expedition ins Inland zum *Prospect Hill* unternommen worden sein, um das umliegende Land besser übersehen zu können. Möglicherweise kam Sinclairs Bruder David hier um, der nicht zu den Rückkehrern der Expedition nach Europa gehörte. Er könnte hier gestorben und beerdigt sein, denn das abgebildete Schwert ist gebrochen, ein Zeichen dafür, dass der Besitzer des Schwertes gestorben war.

Auf einem Grabstein in der Krypta von Rosslyn, dem Stammsitz der Familie Sinclair in Schottland, fand man einen Grabstein von William Sinclair, neben der Darstellung eines Schwertes und einem Kelch. Das Schwert kennzeichnet ihn als Templer und der Kelch repräsentiert den Heiligen Gral. Die Templer fanden nach ihrem Verbot 1312 in Frankreich Zuflucht in Portugal und durften den Christusherrenorden gründen, der 1317 den gesamten templerischen Besitz Portugals erhielt. Zur Unterscheidung wurde in das rote Templerkreuz ein kleines weißes eingefügt. Portugal hatte seinen Aufstieg zur Seemacht im 14. und 15. Jh. den Templern zu verdanken. Aber ein anderer Teil der Templer flüchtete in keltische Gebiete: an die Nordküste Irlands und vor allem nach Schottland (Baigent/Leigh, 1991). Denn die keltischen Clans in Schottland (Highlander) wehrten sich noch bis 1745 gegen die Christianisierungsversuche der Kirche, wie wir noch sehen werden.

Meiner Meinung nach stellte die Flotte des Prince Sinclair – immerhin zwölf Schiffe umfassend – einen Teil der sagenumwobenen Flotte der Templer dar, die, voll beladen mit Schätzen, Frankreich mit unbekanntem Ziel verließ. Rosslyn Chapel (Schottland) war auf jeden Fall eines der wichtigen Zentren der Templer. Die Templer

Abb. 9: Relingsgeschütz. Das in Louisburg Harbour (Kanada) gefundene Geschütz (oben) und baugleiche Kanonen aus dem 15. und 16. Jh. im Militär-Museum in Lissabon (unten).



waren die dominierende europäische Seemacht im 13. Jh., hatten also auch nach der offiziellen Zerschlagung ihres Ordens die Macht und das Geld, um nach Amerika zu segeln.

Einen sensationellen Fund, der in Louisburg Harbour gemacht wurde und sich meinen Informationen zufolge in einem *Louisburger Museum* in Nova Scotia (Neu-Schottland) befunden haben soll, konnte ich trotz intensiver Anstrengungen nicht ausfindig machen. Es dürfte sich um eine Schlange oder Serpentine – im Gegensatz zu den kürzeren Bombarden – handeln. Dieses aus Schmiedeeisen in traditioneller Stabringbauweise hergestellte Relingsgeschütz, auch Drehbasse genannt, ruhte in einer Gabel und konnte in jede Richtung geschwenkt werden. Erste Berichte über Feuergeschütze als Schiffsbewaffnung erschienen um 1350, also wenige Jahrzehnte vor der Reise von Sinclair und Zeno (Aufheimer, 1983).

Kelten in Nordamerika

Kurz nach 1900 wurde in Merrimackport (Massachusetts) ein bronzenener Dolch keltischen Typs, der sich heute im *Peabody Museum* in Andover befindet, von Dr. C. A. Kershaw entdeckt.

Es ist gut möglich, dass Hunderte von megalithischen Stätten in den Vereinigten Staaten und Kanada bis auf wenige Ausnahmen unbemerkt geblieben sind. Akademische Kreise haben sich bisher nur des-

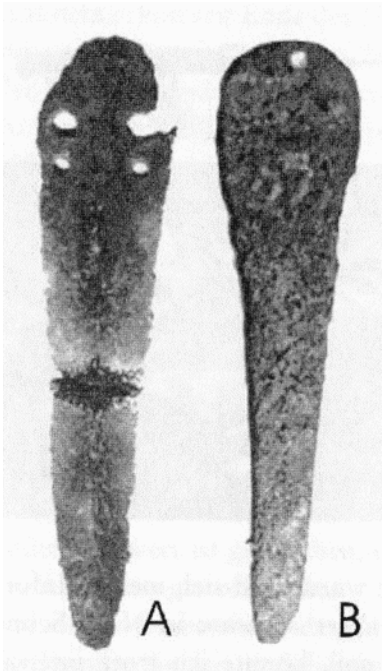


Abb. 10: Dolch. Vergleich zweier Dolche aus Bronze keltischen Typs, die in Nordamerika (A) und Spanien (B) gefunden wurden. A: Peabody Museum in Andover, B: Peabody Museum der Harvard University.

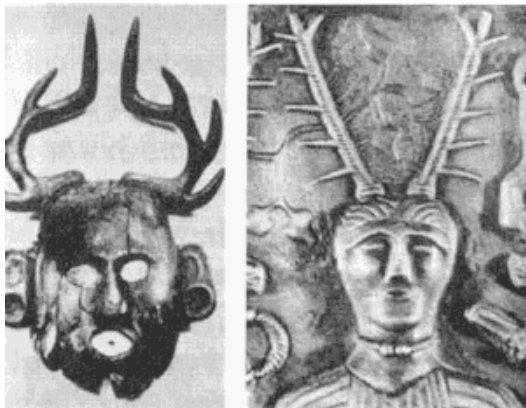
halb in die Diskussion um amerikanische Menhire (aufrecht stehende Steine) und Dolmen (Hünengräber) in Amerika eingemischt, um diese Diskussion zu verhindern und lächerlich zu machen. Soweit man megalithische Steinsetzungen in ihren prekären Stellungen nicht den Launen der letzten Eiszeit in die Schuhe schieben kann, werden sie und

andere stein-, bronze- und eisenzeitliche Funde dem anscheinend unentwegten Handeln der aus Europa stammenden Kolonisten des 18. Jhs. zugeschrieben – besser gesagt: in die Schuhe geschoben. Als wenn diese sich eine neue Existenz aufbauenden Siedler nichts Besseres zu tun gehabt hätten, als mühevoll Hünengräber zu errichten!

Auf Dolmen trifft man fast überall, insbesondere in Deutschland, Irland und England, aber *auch in Amerika*. Ganz in der Nähe der Stadt New York besuchte ich den *Balanced Rock* (schwebender Fels), einen großen Dolmen in North Salem. Er besteht aus einem Block Granit, der ungefähr 60 Tonnen wiegt (Foto 28). Granit kommt in dieser Gegend jedoch nicht vor. Stände dieser Dolmen in Irland, wäre er ein Prunkstück aus der Zeit der Megalithiker oder Kelten.

Der *Balanced Rock* liegt auf kegelförmigen Kalksteinen, die in vier Gruppen angeordnet sind. Die Vermessung der mittleren Abstände der drei äußeren Kalksteinstützungen ergab das Verhältnis 2,99 zu 1,98 zu 3,00 megalithische Yards, einem Maßsystem, das die Mega-

Abb. 11: Geweihe. Im Spiro Mound (Oklahoma) wurde eine hölzerne Maske mit einem Geweih gefunden, die an die Reliefdarstellung des keltischen Fruchtbarkeitsgottes und Herr der Tiere Cernunnos (»der Gehörnte«) auf einer Schale im National Museum Kopenhagen erinnert.



lithiker in Europa verwendeten. Dieses Maßsystem ist aber erst seit Alexander Thom (1967) unbestritten.

Der Archäologe und Direktor des *Middletown Archaeological Research Center* in New York, Salvatore Michael Trento, machte in den 70er Jahren Luftaufnahmen von dem Gebiet um den *Balanced Rock* und entdeckte Verfärbungen im Erdreich, die drei kreisförmige Ringe bildeten (Trento, 1978). Es könnte sich hier in North Salem um einen alten Komplex handeln, der aus Zeiten weit vor der Ankunft europäischer Kolonisten stammt. Einmal auf die Spur gebracht, fahndete ich nach weiteren Dolmen. In Westport wurde ich fündig. Dort befindet sich eine auf vier Abstützungen ruhende Steinplatte. Neben weiteren stehen größere Exemplare in Barlett (New Hampshire) und Lynn (Massachusetts).

America's Stonehenge

Allein schon der Name *America's Stonehenge* elektrisierte mich. Diese Anlage ist auch nur wenigen bekannt, auch kaum den unmittelbar in der Nähe lebenden Einwohnern, wie ich bei Erkundigungen feststellen musste.

Auf zehn Hektar Privatboden liegt in North Salem (New Hampshire) ein megalithisch anmutender Steinkomplex mit 22 Steinbauten, aufrechten Steinen und dunklen Steinkammern (so genannten

root cellars) sowie Tunneln mit Steinwänden, die teilweise noch mit großen Steinplatten abgedeckt sind. Einige Steine tragen alte Inschriften, die nach Barry Fell (1976/1989) mit dem phönizischen Sonnengott Baal in Zusammenhang gebracht werden können, während andere dem keltischen Bel – der wohl mit Baal identisch ist – Tribut zollen. Eine von rechts nach links zu lesende, aus iberischen Schriftzeichen bestehende Inschrift lautet: »To Baal of the Canaanites (Phoenicians), this in dedication« (Fell, 1989, S. 91). Frei übersetzt: Gewidmet Baal, dem Gott der Phönizier.

Die Phönizier (Phöniker) lebten in der historischen Landschaft an der Mittelmeerküste, etwa zwischen Latakia (Syrien) und Akko (Israel), auch unter dem Namen Kanaan bekannt. Die mindestens seit dem 2. Jt. hier lebende, semitisch sprechende kanaanäische Bevölkerung (Phönizier) trieb von den wichtigsten Städten Byblos, Tyrus, Sidon und Beruta (heute Beirut) aus regen Handel. In vielen US-Bundesstaaten fand man auch alte hebräische Texte, wie am *Hidden Mountain* nahe Albuquerque in New Mexico. Man glaubt, dass die hebräische Schrift – ebenso wie die aramäische – aus dem phönizischen Alphabet entwickelt wurde.

Wie auch immer, in der Anlage *America 's Stonehenge*, wie auch an mehreren Orten im Bereich der Neuenglandstaaten, wurden keltische Texte in Oghamschrift entdeckt. Barry Fell stützt seine Meinung auf viele ähnliche Funde in Amerika (1989, S. 91): »Es wird klar, dass die alten Kelten megalithische Kammern in den Neuenglandstaaten bauten und phönikische Seeleute willkommene Besucher waren.«

Der von John J. White in dem Buch »The Celtic Connection« aufgrund vieler erhobener Ausgangsdaten vertretenen Meinung schließe ich mich an, »dass das zahlreiche Auftreten von Inschriften, die dem Ogam (Ogham, HJZ) ähnlich sind und weltweit geschrieben wurden, in nachweisbar vielen Fällen von Gesellschaften, von denen einige Mitglieder zu einer phönizischen Kultur Beziehung hatten, verbreitet wurden. Zusätzlich wurde die weltweite Verbreitung der Ogamschrift durch Mitglieder von Kulturen, die zu den Kelten in einer Beziehung standen, klar erkannt« (White III, 1996, S. 139).

Aber welchem Zweck dienten die Steine, die in *America's Stonehenge* aufgerichtet wurden? Betrachtet man die auffälligen dreieckigen Steinmonolithe und andere markante Punkte von einem zentralen Punkt aus, dann scheinen sich einige nach der Sonne auszurichten, speziell für die Sonnenwenden (Solstitien) und Tagundnachtgleichen (Äquinoktien). Diese Zeitpunkte können noch heute anhand der Anordnung der Steine verfolgt werden. Aus diesem Grund trägt diese megalithisch anmutende Stätte ihren Namen *America's Stonehenge* zu Recht (Kingston, 1996).

Die Religion der Alteuropäer, aber auch der amerikanischen Urbbevölkerung, war völlig mit der Astronomie verwoben – rein zufällige Parallelen? Jüngere Forschungen unterstreichen die kalendarischen Eigenschaften des Komplexes, die eine Harmonie zwischen Erde und Himmel herzustellen scheinen, ein Grundprinzip der heidnischen, aber wie wir noch sehen werden, auch der christlichen Religion der Kelten.

Der bekannteste Stein in *America's Stonehenge* ist der so genannte Opfertisch. Es handelt sich um eine menschengroße, abgestützte Granitplatte mit eingegrabenen Rillen. Der Tisch ist mit einer unterirdischen Steinkammer aus Trockenmauerwerk durch ein Sprachrohr verbunden. Handelt es sich um eine Orakelstätte, wie wir sie von alteuropäischen Ländern her kennen? Eventuell war es auch ein *Fruchtbarkeits-Tisch*, ein Tribut an die alte Erdgöttin. Auf jeden Fall gibt es in Portugal mehrere ähnliche *Tische*, die ähnlich eingegrabene Rillen aufweisen.

Tholos und Root Cellar

Ein offiziell nicht diskutiertes Phänomen, über das ich in der mir zur Verfügung stehenden deutschen Literatur nichts geschrieben fand, fesselte mich, nachdem ich bei meinen Recherchen davon erfuhr. In den Neuenglandstaaten soll es vielleicht Hunderte von Bauwerken geben, die *root cellar* (wörtlich: Wurzelkeller) genannt werden. Es handelt sich um aus Trockenmauerwerk errichtete Räume (chambers), die meist ganz unter der Erde liegen. Es

ist ein Problem, diese zu besichtigen, da sie meistens auf Privatbesitz liegen.

Es gibt grundsätzlich zwei verschiedene Typen: runde und viereckige. Man erzählte mir von einem runden *root cellar*, der sich in Upton (Massachusetts) befinden sollte. In Upton jedoch kannte kein Passant dieses Bauwerk. Ich wollte schon aufgeben, bis ich in die Poststation ging. Ja, hier kannte man den Namen des Grundstückbesitzers. Wir, meine Frau und ich, wurden telefonisch angekündigt und von Jim Laucis und seiner Frau herzlich empfangen. Den *root cellar* gibt es tatsächlich. Er liegt auf Privatgelände einsam mitten im Wald in der Nähe eines Sees.

Man musste durch einen Gang aus Trockenmauerwerk kriechen und stand dann in einer runden, igluförmigen Steinkammer, als so genannte Bienenkorbkuppel mit falschem Gewölbe (Kraggewölbe) errichtet. Sofort erinnerte mich dieses Bauwerk an einen Tholos. Diese in runder Form konstruierten antiken griechischen Kultbauten wurden vor der Zeitenwende u.a. über Gräbern errichtet. Andererseits handelt es sich um typische Elemente einer irischen Mönchssiedlung des frühen Mittelalters, insbesondere die aus Trockenmauerwerk errichteten Gebetszellen in Bienenkorbform mit falschem Gewölbe.

Die Kleinstadt Upton ist seit 1735 bewohnt, und erste historische Aufzeichnungen erwähnen bereits diesen steinernen Bienenkorb. Mein Gastgeber bestätigte, dass seine Familie ununterbrochen fast zweihundert Jahre im Besitz des Grundstücks ist und das unterirdische Bauwerk schon immer vorhanden war. Es gibt auch keine Hinweise auf den Erbauer. Offiziell nehmen die Archäologen von diesen interessanten Bauwerken keine Notiz. Sie werden auch nicht kartographiert, denn es soll sich um Vorratskeller handeln, die von europäischen Kolonisten ab dem 18. Jh. errichtet wurden. Wieso errichtet man ein solches Bauwerk so abseits in bewaldetem Gelände und dazu noch in einer Talmulde, gräbt erst ein Loch, errichtet das Bauwerk aus Trockenmauerwerk, nur um dieses dann wieder mit Erdreich zu überschütten?

Ich sah mich um und mir fiel der Steinwall zwischen den Grundstücken auf, der quer durch den Wald bis zum *root cellar* verläuft

und in dem riesige megalithisch anmutende Steinquader verbaut sind – eine richtige Zyklopenmauer. Auch mit schwerem Maschineneinsatz hätte man Probleme gehabt, diese Steinblöcke in den dichten Wald zu transportieren und auf halber Höhe des Hügels aufzustellen. Besucher, die über die Landstraßen der Neuenglandstaaten fahren, haben sicher die scheinbar als Grundstücksgrenzen dienenden Steinwälle gesehen, die meist aus handlichen, aber auch sehr großen Steinquadern bestehen.

Ich hatte mir nie Gedanken darüber gemacht, obwohl die Amerikaner ja eigentlich sehr selten ihr Grundstück einzäunen. Ich fragte jetzt Jim, ob er den Steinwall errichtet hätte. Die Antwort erstaunte mich, denn dieser Wall war schon immer da und keiner weiß, wer ihn errichtet hat. Waren in Neuengland existierende Steinwälle in großer Zahl schon lange vor der Ankunft von Kolumbus vorhanden? Zählt man diese Steine anzahlmäßig zusammen, kommen Unmengen heraus. Mein erster Gedanke: Hier hat jemand irgendwann die wie ausgesät in der Landschaft herumliegenden Steinbrocken gesammelt und Hunderte, ja wahrscheinlich Tausende von Kilometern Steinwälle gebaut. In alten Dokumenten der Kolonisten wird von einer solchen Arbeit nur selten berichtet. Auch in der Anlage *America's Stonehenge* gibt es eine Unmenge dieser Steinwälle, die einzelne *root cellars* zu verbinden scheinen.

Ich erinnerte mich, dass auch in Deutschland, aber auch in England und insbesondere in Schottland von mir bisher unbeachtet gebliebene Steinwälle existieren, die oft entlang von Wegen angeordnet sind. Sie stammen zum Teil aus keltischer Zeit. Bei uns in Mitteleuropa gibt es auch noch kaum beachtete Steinwälle in abgelegenen Waldgebieten, wo nichts abzugrenzen ist. Meine Literaturrecherche ergab, dass dieses Phänomen durchaus bekannt war. Manche Steinwälle werden auch als »Umhegung einer germanischen Wallstätte« angesehen, und es werden Parallelen des kultischen Charakters zu den Steinalleen Südinglands und der Bretagne gesehen (Theudt, 1931, S. 162 ff.).

Das einem Tholos ähnelnde Bauwerk in Upton ist nicht das einzige Bauwerk dieser Art. In Vermont führte mich John Dunlap zu mehreren Steinkellern mit rechteckigem Grundriss, bei denen auffiel,

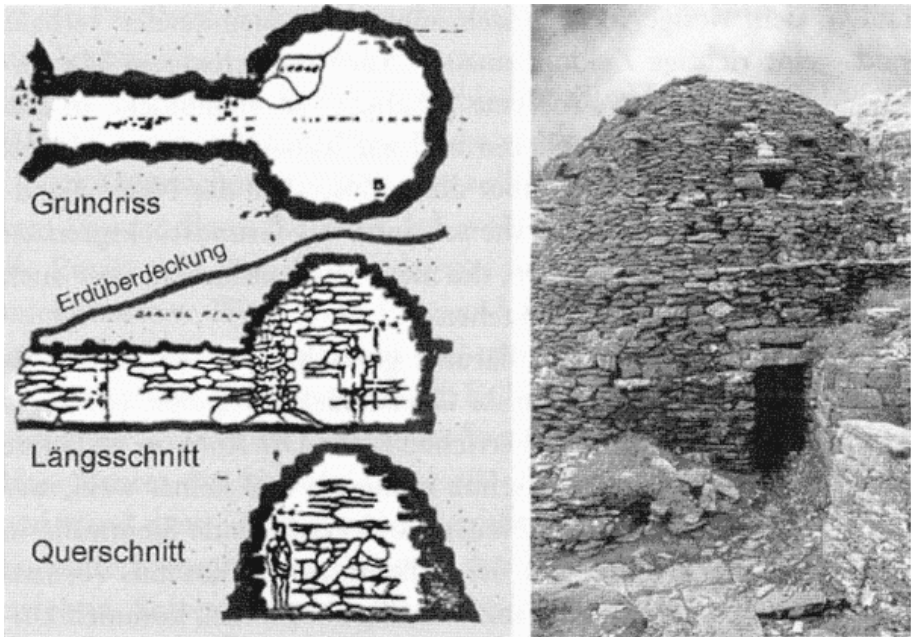


Abb. 12: Gebetszellen. In Upton (Massachusetts) liegt der größte in Bienenkorbform (Kraggewölbe) errichtete tholosartige Steinkeller Nordamerikas, der an die aus Trockenmauerwerk errichteten irischen Mönchszellen in Irland – rechts: Skellig Michael (Kerry) – erinnert.

dass sie durch große schwere Steinplatten überdeckt waren, die durch reine Muskelkraft ohne Maschineneinsatz nur schwer zu transportieren wären. Es war auch nicht zu erkennen, woher diese großen Steinblöcke stammen könnten.

John zeigte mir dann drei auf Privatbesitz versteckt liegende tholosartige Bauwerke. Über einem von ihnen hatte ein mächtiger Baum seine Wurzeln geschlagen. In zwei Bienenkorbkuppeln musste ich auf allen Vieren hineinkriechen.

In South Royalton (Vermont) liegt in der Nähe eines heutzutage dachlosen unterirdischen Kellers aus Trockenmauerwerk ein Stein, an dessen Rand sich ein schachbrettartiges Zeichen befindet, das aus dem Bronzezeitalter in Europa bekannt ist und astronomische Bedeutung haben soll. An den Felswänden von *Chachao da Rapa* in Nordportugal entdeckte man das gleiche Zeichen, zusammen mit punischen und Ogham-Inschriften.

Calendar Site II

Diese Anlage befindet sich 20 Meilen nördlich von South Woodstock (Vermont) an der *Morgan Hill Road*. Seit den siebziger Jahren wird hier, unter Beteiligung von Geschichtsprofessor Warren L. Cook (1986), nach astronomischen Ausrichtungen einer Anlage geforscht, die aus Erdhügeln, einer aus einer Steinlage bestehenden Plattform, einem *root cellar* und mehreren Steinmauern mit zwei markanten aufrecht stehenden Steinen sowie anderen Markierungen besteht (Dix, 1978; Cook, 1986). Insgesamt sind über zwanzig Ausrichtungen auf den Mond, verschiedene Sterne und die Sonne markiert, u.a. auf Sonnenauf- und -Untergänge an den Sommer- und Wintersonnenwenden sowie Frühlings- und Herbst-Tagundnachtgleichen.

Interessant ist, dass es hier auch eine der vielen Steinkammern mit rechteckigem Grundriss gibt, die mit großen Steinplatten überdeckt ist und die mit einer lichten (inneren) Länge von 5,80 Metern und einer Breite von gut 2,90 Metern zu den größten im Bereich der Neuenglandstaaten gehört. Die ganze Konstruktion ist wie bei den meisten anderen mit Erdreich überschüttet worden, liegt also in einem Erdhügel. Die längere, durch die Tür verlaufende Symmetrieachse ist auf den Punkt der Wintersonnenwende ausgerichtet, ebenso wie die der Steinplattform.

Nur wenige Meter von dem Steinkeller entfernt befindet sich eine rechteckige Grube, der anscheinend weniger Beachtung geschenkt wird. Allerdings handelt es sich meiner Meinung nach hier um eine typische Konstruktion von in den Boden eingelassenen steinernen Hausfundamenten aus Trockenmauerwerk. Darauf wurde dann das eigentliche Haus aus einer Holzkonstruktion erstellt, das dann – wie es Wikinger noch auf Grönland und Neufundland praktizierten – mit Grassoden teilweise oder ganz überdeckt wurde. Von der Holzkonstruktion konnte ich keine Reste mehr entdecken.

Mein Führer John Dunlap zeigte mir dann eine Sensation, denn Teil dieser Anlage ist eine Art großer Findling in liegender Position. Er war mit Moos bewachsen, sodass man eigentlich nichts er-

kennen konnte. John entfernte das Moos, und zu Tage traten keltische Ogham-Zeichen.

Steinkreise in Nordamerika

Aus aufrecht stehenden Steinen (Menhiren) bestehende Steingruppen soll es nach Barry Fell (1982, S. 206) auf verschiedenen Bergspitzen der Neuenglandstaaten gegeben haben, u.a. nahe South Woodstock in New Hampshire.

Bei den Recherchen lernte ich Colgate Gilbert kennen, der mit anderen seit 1997 eine Bergkuppe untersucht, die sich durch mehrere Menhire und Visierpunkte auszeichnet. Dieser mysteriöse Ort befindet sich auf dem *Burnt Hill* in Massachusetts, einem Ort, der auf keiner mir bekannten Karte eingezeichnet ist, aber bereits 1740 erwähnt wurde. Colgate kam von größerer Entfernung, um mir den Weg zu der Stätte zu zeigen, über nicht asphaltierte Wege verlaufend. Dann erklärte er mir die Anlage und gab mir Untersuchungsergebnisse, die zeigen, dass sich auch rund um die Anlage herum weitere stehende Steine und andere Markierungspunkte befinden, die astronomisch u. a. auf die Punkte der Sonnenwenden ausgerichtet sind (Foto 46, 47).

Da diese Anlage abseits der Verkehrswege liegt und auch noch nicht in der Literatur beschrieben wurde, erwachte mein Entdeckergeist. Nach offizieller Ansicht errichteten diese Kultstätten Indianer.

Nach den bisherigen Ausführungen scheinen in Amerika Megalithiker oder Kelten am Werk gewesen zu sein. Eine Frage, die mich schon lange beschäftigt: Wer sind eigentlich diese Megalithiker? Gab es ein solches Volk überhaupt?

Über die Megalithiker ist nichts bekannt, man kennt nur die teilweise monumentalen Bauwerke. Sie hantierten mit Steinblöcken, die bis zu mehrere hundert Tonnen wiegen, als wären es Pappschachteln. Obwohl sie große Architekten waren, fand man keine Anzeichen irgendwelcher Ansiedlungen oder Häuser. Andererseits hinterließen die Kelten Lager und stadtähnliche Ansiedlungen – Oppida genannt –, für die sie immer die unmittelbare Nachbar-

schaft der Megalithbauten wählten. Während die Megalithiker aufwändige Grabbauten planten und ausführten, finden wir kaum Gräber der Kelten, außer wenn sie die angeblich seit langer Zeit vorhandenen megalithischen Gräber nachträglich geöffnet und nachbelegt haben sollen, obwohl mögliche Schichtenstörungen normalerweise nicht nachgewiesen werden können – ein Phänomen, das auch bei amerikanischen Mounds zu verzeichnen ist.

Seltsamerweise wird die Errichtung von megalithischen Dolmen neben den beschriebenen in Amerika auch in Korea oder Indien eher in die Zeit der Kelten in Europa datiert. Bei meinem Besuch in Indien erstand ich eine alte wissenschaftliche Dokumentation der *Royal Asiatic Society* von 1851-52 sowie der *Royal Irish Academy* von 1862. Dort werden für die Erbauer der in Südindien zu findenden megalithischen Monumente, die ich teilweise selbst besichtigen konnte, und die mit den europäischen identisch sind, *Völker der Kelten* verantwortlich gemacht werden (Taylor, 1851/52 und 1862: Nachdruck 1989, S. 120).

Das Problem der unterschiedlichen Datierung vergleichbarer Monumente in verschiedenen Teilen der Welt wird in dem Buch »A History of South India« bestätigt. Während das Alter der vergleichbaren megalithischen Relikte in Europa mit -2000 und im Kaukasus mit -1500 angesetzt wird, werden diese in Indien in die Zeit nach -300 bis ungefähr in die Mitte des ersten Jhs. nach der Zeitenwende datiert (Sastri, 2002, S. 50), auch wenn D. H. Gordon sich bemüht, die Zeit von -700 bis -400 in Indien anzusetzen. Jedoch auch diese frühere Datierung entspricht wiederum dem Alter von megalithischen Relikten aus der Adena- und Hopewell-Kultur in Amerika (-800 bis +400).

In Korea wird die Errichtung von Dolmen auch um die Mitte des -1. Jhs. gesehen (Joussaumes, 1985, S. 348), während diese Phase in Japan von -250 bis +650 angesetzt wird (Joussaumes, 1985, S. 349 f.), mit einer Blütezeit der Hügelgräber um +500 (Kidder, 1959, S. 1341-191).

In Asien (Indien, Korea und Japan) setzt man das Wirken von Megalithikern (oder Kelten) zeitlich mit dem Bestand des römischen Weltreiches rund ums Mittelmeer an. Wenn man in Indien glaubt,

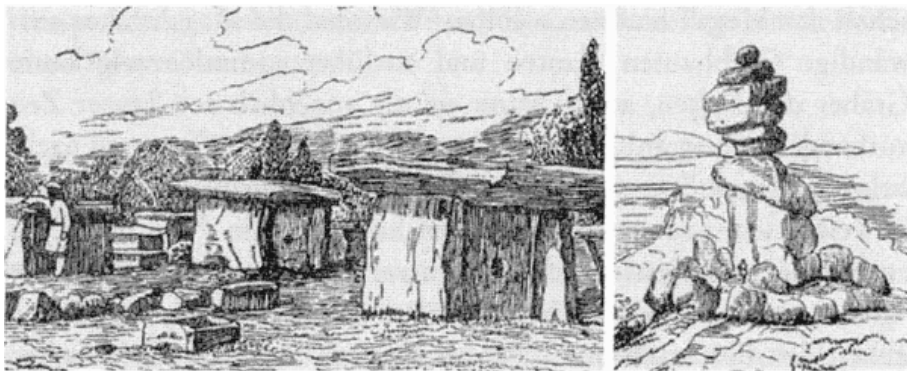


Abb. 13: Indien. Megalithische – nach Taylor (1851): keltische – Steinsetzungen aller Art findet man in Südindien auf dem Dekkan-Plateau (links: nahe Rajunkolloor, rechts: Shorapoor Hill), dort, wo auch die dunkelhäutigen Drawiden leben, deren Sprache Wortgleichungen mit dem Baskischen aufweist. Andererseits beherrschten die Drawiden auch das indoeuropäische Sanskrit. Unmittelbar neben megalithischen Steinsetzungen sind in mehreren Tempeln in Hampi (ab 14. Jh.) Skythen mit ihren Pferden abgebildet (s. Foto 8 u. 10).

dass Kelten mit hochseetüchtigen Schiffen während der Römerzeit in Südindien anlanden, fragt sich, woher sie kamen? Oder waren die Römer in Wirklichkeit Kelten? Dann gäbe es kein Problem und die Funde in Asien, aber auch in Ozeanien und Amerika erscheinen zeitlich folgerichtig und als Ergebnis einer keltischen Expansion vor gut 2000 Jahren während der (noch zu diskutierenden) angeblichen Römerherrschaft.

Ins 12. Jh. wird das Haamonga-A-Maui Trilithon auf Tonga in der Südsee datiert, ein tonnenschweres dreiteiliges Korallensteinmonument in Form eines Tores, das megalithisch wirkt. Dieser Eindruck wird verstärkt, wenn man megalithische Steinsetzungen auch auf anderen Südseeinseln sowie in Australien und quasi auf der ganzen Welt berücksichtigt (Südamerika), wie ich selbst feststellen konnte. Waren sogar noch vor wenigen hundert Jahren Megalithbauten errichtende Völker in der Südsee tätig? Woher kamen sie? Aus Asien und/oder Südamerika?

Wie bestimmt, datiert man überhaupt das Alter megalithischer Dolmen, Cromlechs und Gräber in Indien? Ganz einfach, denn

hier gibt es die Besonderheit, dass die zu megalithischen Monumenten gehörenden Gräber definitiv Relikte aus der Eisenzeit aufweisen – im Gegensatz zu Europa. In Korea wurden Dolmen zeitgleich mit dem Auftreten von Bronzeobjekten gebaut, während in Japan mit ihnen Stein-, Bronze- und Eisenarbeiten gefunden wurden. Also ein munteres Nebeneinander von (europäischen) Kulturstufen, die in Europa zeitlich fein säuberlich getrennt und als isolierte Glieder nacheinander als Entwicklungskette aufgereiht werden.

In Europa wird das Megalithikum zeitlich in die Steinzeit verschoben, man trennt Funde von Relikten aus Eisen zeitlich heraus und schiebt sie den angeblich ungefähr 1500 Jahre später agierenden Kelten zu. Gibt es hier nicht eine Zeitblase, die es aufzustechen gilt? Entweichen dann mehrere durch Phantasie geschwängerte, wie Luftballons aufgeblasene dunkle Jahrhunderte, vielleicht als nicht erkannter Statthalter des Wirkens einer Naturkatastrophe? Betonen möchte ich, dass nach Sastri (2002, S. 51) die Megalithkulturen in Südindien »sicherlich aus dem Westen zur See gekommen sein müssen, falls es sich nicht um eine total eigenständige indische Kultur handelt«. Scheinbar wird die These bestätigt, dass die Megalithiker den pazifischen Raum von West nach Ost – wie die Portugiesen zu Beginn des 16. Jhs. – bis nach Amerika besiedelten. Ich weiß, dass es gegen den Strich des Anscheins und der allgemeinen Ansicht geht, wenn ich auch eine andere Möglichkeit erwägen möchte: Kamen die Megalithiker (Kelten) über die eisfreie Beringstraße von Norden her und/oder durch die damals offiziell noch nicht entdeckte Magellanstraße von Süden her in den Pazifik? Im weiteren Verlauf des Buches werden wir die Voraussetzungen für die eventuelle Beantwortung dieser Frage untersuchen.

Betonen möchte ich aber, dass es vielleicht zu einfach sein kann, Megalithiker mit den Kelten beziehungsweise einer atlantisch-nordischen Rasse (Wirth, 1928, S. 27) gleichzusetzen. Denn der Baustil, das Vermessungswesen und die Religion der Megalithiker kann von anderen Völkern übernommen und weitergetragen worden sein, auch wenn Louis Carpenter feststellt, dass Dolmen in den Gebieten vorkommen, in denen die Blutgruppe Null mit hohem Pro-

zentsatz auftritt (Carpentier, 1986, S. 66 ff.). Denn es stellen sich die Fragen nach den Cro-Magnon-Menschen, die nach Wirth ebenso wie die Aurignac-Rasse (Kultur der Jungsteinzeit in Südwestfrankreich) nur Mischformen der atlantisch-nordischen Rasse und anderer nichtnordischer darstellt.

Aber allein den Begriff Rasse lehne ich als konfuse Denken ab und stimme Dr. Horst Friedrich zu: »Die Vorstellung von angeblich existierenden, gesonderten ›Rassen‹ der Menschheit war der westlichen Kultur erst in der Neuzeit aufoktroziert worden ...« (Friedrich 1995, S. 26). In diesem Sinne waren Kelten und zumindest ein Teil der Megalithiker vielleicht das gleiche Volk, unterschieden sich nur durch andere Gepflogenheiten (Kultur, Architektur) wie auch das deutsche Volk durch zwei Weltkriege vom Erscheinungsbild der Kultur und Baustile her scheinbar wie durch scharfe Schnitte (= Weltkriege) in drei verschiedene Völker getrennt wurde. Aber es gab noch eine andere, ältere, nichtkeltische Kultur entlang der atlantischen Küste Europas und Nordafrikas, die megalithische Anlagen errichtete.

2 Keltenstraßen und Signaltürme

»Die Beurteilung des irischen Beitrages zum Aufbau der frühmittelalterlichen Kultur des Abendlandes hat unter Einseitigkeit gelitten« {Reifenstein, 1958, S. 50). Und Leo Weisgerber (1952, S. 8-41) stellte ein weit gespanntes Programm für die systematische Erforschung der irisch-deutschen Sprachbeziehungen im Mittelalter vor. Die iro-schottische Kirche war eine eigenständige Kirche im Bereich der von den Kelten besiedelten Gebiete, insbesondere Irlands und Schottlands. Sie vertrat ein aus dem Heidentum weiter entwickeltes Christentum und missionierte ab dem 5. Jh. sternförmig von den Britischen Inseln aus in alle erreichbaren Gebiete, beispielsweise über den »Irenweg von Burgund über das Oberrheingebiet und den Bodensee nach Binnenbairern, die durch das Straßennetz aus römischer Zeit gegeben war, die in vielen bairischen Klostergründungen ihren Niederschlag gefunden hatte ...« (Reifenstein, 1958, S.32). Aber die iro-schottischen Mönche missionierten auch per Schiff bis nach Amerika ...

Kelten im Nordatlantik

Bevor die Wikinger um 875 nach Island kamen, siedelten hier bereits iro-schottische Mönche mindestens seit Anfang des 9. Jhs. und waren nach alten Berichten auch vor den Wikingern in Grönland. Die irischen Klöster nehmen in der Geschichte des frühen Christentums eine exponierte Rolle ein. Irland und Schottland waren nie Teil des Römischen Reiches und wurden erst relativ spät von der Papstkirche missioniert – nachdem sich dort bereits ein anderes, eigenständiges Christentum entwickelt hatte.

Die in Irland vor dem Beginn des römisch-päpstlichen Herrschaftsanspruchs entstandene iro-schottische (keltische) Kirche besaß keine monarchische Hierarchie. Übergeordnete Amtskirchen gab es nicht, denn sie hätten der Gesellschaftsstruktur der Kelten widersprochen. Die kirchlichen Zentren bildeten dezentral operierende Klöster (Mönchskirche) im Unterschied zu der zentralistisch organisierten Papstkirche. Im Gegensatz zur allgemeinen Auffassung war die Mönchskirche nie ein Ableger der Papstkirche. Deshalb gab es einen in Vergessenheit geratenen Konkurrenzkampf des Glaubens. Ohne diesen *Glaubenskrieg* hätten wir heute ein anderes politisches System und eine andere, keltisch strukturierte Kultur und Glaubensauffassung.

Viele Forscher setzen die keltischen Ursprünge mit dem Auftauchen der La-Tène-Kultur in Teilen Deutschlands, Ostfrankreichs und einigen angrenzenden Gebieten an. Man ging und geht teilweise noch davon aus, dass sich die keltischen Sprachen von diesen Regionen aus mit den Völkerwanderungen ausgebreitet hätten. Simon James stellt jedoch fest: »Es ist fast sicher, dass es schon viel früher keltische Sprachen gab« (James, 1998, S. 21). Und begründet diese Ansicht: »Zum einen weisen die archäologischen Funde etwa in Großbritannien und Irland auf eine ausgeprägte Kontinuität zu den einheimischen Traditionen der Bronzezeit hin; umfangreiche Keltenwanderungen sind hier nicht belegt. Zum anderen waren ... keltisch sprechende Menschen wohl schon im 6. Jh. v. Chr. über weite Teile verbreitet. So legen Steininschriften die Vermutung nahe, dass die (am Alpenrand in Italien zwischen dem 9. und 5. Jh. v.Chr. herrschende) ›Golasecca-Kultur‹ keltischsprachig war.« Die Kelten bestanden aus verschiedenen Stämmen, die sich aber alle untereinander weltweit verständigen konnten, obwohl sich die Sprache regional unterschiedlich entwickelt hatte. Diese Ansicht wird allerdings nicht allgemein geteilt.

Die Kelten kannten keine Staaten mit fixierten Staatsgrenzen, sondern waren als Stamm- und Sippenverbände organisiert. Ist in der Bildung von monströsen Staatsgebilden – wie wir sie heute kennen – überhaupt ein Fortschritt oder sogar ein Vorteil gegenüber

dezentral regierten Kulturen zu sehen? Sicherlich nicht, solange es Regeln gibt und das Land die Bevölkerung ernährt.

Die monumentale Keltenschau »The Celts – the Origins of Europe« (Die Kelten – der Ursprung Europas) behauptete, »dass das heutige Europa in Ergänzung zu seiner römischen und christlichen Vergangenheit in seinem keltischen Erbe wurzelt«. Es stellt sich die Frage, ob die angebliche Ergänzung nicht eher den Ursprung an sich darstellt und die römisch-christliche Vergangenheit nicht ein modifiziertes Plagiat, quasi eine neu, relativ spät propagierte gesellschafts- und herrschaftspolitische Mode war.

Die keltischen Clankönige regierten das Land dezentral und waren nur ihrem eigenen Gesetz unterworfen, ähnlich wie es in Kinofilmen (»Brave Heart«) dargestellt wird. Nach mehreren Aufständen, die 1746 im berühmten Aufruhr unter Bonnie Prince Charlie kulminierten, wurde die keltische Clanherrschaft in Schottland erst endgültig zerschlagen. Neben blutigen Repressalien wirkte etwas anderes noch zerstörerischer: das Verbot der traditionellen Lebensweise – darunter nicht zuletzt Privatfehden und Raubzüge. Die Highlander, nur ihrem eigenen Gesetz unterworfen, unterschieden sich von den Lowlandern durch ihre *keltische (gälische) Sprache* und ihrer freiheitlichen Lebensweise.

Wales verlor die Unabhängigkeit mit der Niederschlagung eines Aufstandes im Jahre 1410, der von Owen Glendower angeführt wurde. Ein Großteil der keltischen Kultur ging mit der Abschaffung des walisischen Rechts im 16. Jh. unter.

Religion und Glaubenskrieg

In Irland, der wichtigsten keltischen Bastion, kam eine Wende im 16. Jh., als Heinrich IV. und Elisabeth I. die königliche Autorität durchsetzen konnten. Ab diesem Zeitpunkt besaßen die irischen Häuptlinge ihr Land nicht aus eigenem Recht, sondern als Lehen des englischen Königs – eine formale Enteignung der freien Kelten. Nach dem Scheitern des Aufstandes von Ulster (1593-1603) und der Flucht des gälischen Adels (1607) wurden ab 1609 etwa 100 000

presbyterianische Schotten in Ulster angesiedelt. Die in der Folge gegen die Religion der irischen Bevölkerung erlassenen Strafgesetze hatten zur Folge, dass die keltische Sprache in den herrschenden Schichten mehr und mehr an Boden verlor. Der Grundstein zur Bildung der zwei Staaten in Irland, aber auch für den bis heute andauernden Glaubenskrieg wurde gelegt, als der abgesetzte katholische König Jakob II. 1690 in der Schlacht am Boyne vom neuen protestantischen König William III. besiegt wurde.

Bei dem heute noch schwelenden Konflikt in Nordirland geht es denn auch weniger um Religion, sondern im Kern um Politik, Land, Macht und früher um den Wettstreit der Systeme. Der von Cromwell 1649-1652 niedergeschlagene Aufstand der enteigneten keltischen Landbesitzer in Ulster gegen die englische Siedlungspolitik führte zur völligen Umstrukturierung der Besitz- und Herrschaftsverhältnisse in Irland: Den irischen Bauern wurde ihr Land weggenommen und den neuen protestantischen Siedlern übereignet. Die Ausdehnung der englischen Strafgesetze auf die katholischen Iren (Kelten) bedeutete auch die politische Entrechtung.

Der uns heute irrational erscheinende Religionskrieg in Nordirland liegt darin begründet, dass es sich hier um einen Krieg der Gesellschaftssysteme und der Fortsetzung des damit verbundenen Existenzkampfes des keltischen Christentums in Irland handelt. Dieser begann, als Heinrich II. im Jahre 1171 mit seiner Armee nach Irland übersetzte. Deshalb streiten die Nordiren immer noch, ob die protestantischen Engländer über die katholischen Iren bestimmen dürfen.

Die geistige Führungsmacht bei den Kelten übte die Priesterkaste der Druiden aus. Die *chieftains* überließen ihnen ihre Söhne zu einer Erziehung, die etliche Jahre dauerte. Es wurde ein umfangreiches Wissen vermittelt, u.a. sehr genaue astronomische Kenntnisse. Die Grundlage der druidischen Gelehrsamkeit war die Einweisung in eine Religion, die angeblich in einer mündlich überlieferten Geheimlehre verschlüsselt war. Man hat angenommen, dass hier eine *vorkeltische Eingottreligion* Eingang gefunden hat.

Allerdings besteht ein gravierender Unterschied zwischen dem Glauben der erst im Mittelalter räumlich wuchernden Papstkirche

und dem christlichen Glauben der in Europa im ersten Jahrtausend vorherrschenden keltisch-germanischen, altnordischen, gotischen und skythischen Völker.

In fast allen bekannten *Eingottreligionen* (Monotheismus) ist nicht ein personifizierter Gott Gegenstand der Verehrung, sondern ein göttliches Prinzip, das Gott quasi als ein Neutrum ohne Körper oder Körperlichkeit, also nicht als *Person* ansieht. In China baut schon der uralte Taoismus (Daoismus) seine Metaphysik und Ethik auf den Begriffen Tao (*Weg*) und Te (*Tugend*) auf. *Tao*, das Absolute, bringt das Universum und die Dinge der Welt hervor – das höchste göttliche Prinzip. *Te* ist das Wirken des *Tao* in der Welt. Für den Menschen bedeutet deshalb das *Te* die Norm für sein ethisches und politisches Verhalten. In diesem Sinne ist Gott als Begriffshülse zu verstehen, die mit unterschiedlichen Vorstellungen gefüllt werden kann.

Der Mensch der Vorzeit – auch in der Neuen Welt – lebte förmlich eine Wechselwirkung zwischen Kosmos, Natur und Mensch als göttliches Prinzip. Die Quelle des Lebens ist sozusagen *Gott*. Diese Einstellung war nicht nur geistig-philosophischer Natur, sondern wurde körperlich in Form von Bauwerken harmonisch in der Natur nachgestellt (beispielsweise Jahreslauf der Sonne und des Mondes).

Man erkennt jetzt, dass beispielsweise die heidnischen *Kelten kein außerordentliches Problem mit dem neu aufkommenden Christentum hatten, falls Gott definitiv keine Person, sondern nur eine Begriffshülse für ein göttliches Prinzip war*. Die alte Religion der Druiden wurde eigentlich auch nicht grundsätzlich geändert, denn aus dieser Sichtweise glaubte man ja schon immer an Gott.

Hinzu kommt der Aspekt des alteuropäischen Mütterglaubens, die Urreligion von der Ur- oder Allmutter. Entsprechend war das vorgeschichtliche Zeitalter der abendländischen Urgemeinschaft das Zeitalter der Mütter (Wirth, 1980, S. 229). Die Gesittung der Sippengemeinschaft beruht auf dem Naturrecht, und der Uranfang des Rechts ist die Familienordnung als gewachsenes Gewohnheitsrecht. Die Alten-Mutter repräsentierte die (göttliche) Allmutter in der Gemeinschaft (Sippe) als Ergebnis des kultischen Matriarchats der Mütter, Seherinnen und Rechtswahrerinnen.

Ohne hier weiter die einzelnen Facetten und differenzierte Praktizierung des Mütterglaubens diskutieren zu wollen, kristallisiert sich aber heraus, warum eine Sonderausprägung des Christentums nicht nur bei den Kelten Einzug halten konnte und zwar *ohne gewaltsame Auseinandersetzungen*. Meiner Ansicht nach unterschied sich aus den dargelegten Gründen dieser *neue* urchristliche Glaube äußerlich kaum von der überlieferten (heidnischen) Volksreligion, denn »Gott« wurde nicht personifiziert und die Allmutter – ursprünglicher Name in Alteuropa: Ana – lebte in Anna, der Mutter der Gottesgebälerin Maria oder auch in Maria selbst weiter.

Eine Sonderausprägung des Christentums ist als Ananismus bekannt: Gott ist keine Trinität, sondern eine Einheit, und wird selber als ungeschaffen und ohne Ursprung angesehen. Im ersten Jahrtausend nach der Zeitrechnung war der Ananismus die vorherrschende Glaubensrichtung in Europa. Dieses spezielle Christentum wurde *angeblich* auf dem umstrittenen Konzil von Nicaea (es sind keine Dokumente vorhanden) im Jahr 325 (umstrittene Datierung) als arianische Ketzerei verboten. »Im 5. Jh. (war) eine lebhaft kleingotische arianische (nur friedliche!) Mission im Gange. Fast alle germanischen Stämme, die auf ihrer Wanderung durch Südosteuropa gekommen waren, wurden im Laufe des 5. Jhs. für den Arianismus gewonnen« (Reifenstein, 1952, S. 19). Die Iren haben nach der Untersuchung von Ingo Reifenstein (1958, S. 22) »an der Prägung der süddeutschen althochdeutschen Kirchensprache mitgewirkt« und »den arianisch-gotischen Wortschatz aufgegriffen«. Bei einer ganzen Reihe von althochdeutschen Wörtern aus dem Bereich des Christentums (Weihnachten, Pfingsten) wird eine gotische Herkunft vermutet. Das gilt zum Beispiel für althochdeutsch *anst* (Gnade), das in sehr alten bairisch beeinflussten Quellen benutzt wird, und genau dem gotischen *ansts* entspricht (Eggers, 1963, S. 154f.).

Es gab noch andere nichtkatholische Glaubensströmungen, die christlich waren, wie die Lehre des Nestorius (um 381-451), Patriarch von Konstantinopel. Seine Hauptthese war die strenge Zwei-Naturen-Lehre: der göttliche Logos und die Menschennatur Jesu seien eng verbunden, aber unvermischt, und *Maria hat nicht*

Gott geboren, sondern den mit Gott vereinten Christus. Die Lehre wurde 431 auf dem Konzil von Ephesos zusammen mit Nestorius verurteilt. Die Nestorianer wanderten daraufhin in das Sassanidenreich (persische Dynastie, regierte 224-651) aus. Interessant ist die Ausbreitung nach Indien (Thomaschristen) und Zentralasien (Blüte im 13./14. Jh.). Durch den Einfall der Mongolen unter Großkhan Timur wurde die nestorianische Kirche 1380 zerschlagen. Ein Teil gelangte erst 1553 mit Rom zum Ausgleich (Chaldäische Kirche); andere (assyrische Kirche) traten zur russisch-orthodoxen Kirche über. Interessant ist, dass zwischen dem angeblichen Zeitpunkt des Verbots und der Blüte dieses Glaubens in Zentralasien ungefähr eintausend Jahre liegen – eine durch Geschichtsfälschung willkürlich gedehnte Zeitspanne als Zeitblase?

Geschichtsfälschung

Vor allem im Hochmittelalter und in der Renaissance wurde eine systematische Geschichtsfälschung betrieben, die Wilhelm Kammeyer (1935) in seinem Buch »Die Fälschung der deutschen Geschichte« als *Große Aktion* brandmarkte. Diese Aktion wurde bereits 1693 von Jean Hardouin und Anfang des 19. Jhs. von Robert Baldauf (1902/1903) aufgedeckt. Nach deren Meinung wurde die Geschichte Europas von der katholischen Kirche (Papsttum) und den Humanisten im Mittelalter frei erfunden, soweit sie auf angeblich antiken Schriftquellen fußen. Entsprechend sind oft zitierte Quellen wie Caesars »Gallischer Krieg« und die »Germania« des Tacitus anscheinend mittelalterliche – zumindest partielle – Fälschungen, die sich dann auch auf die Vorgeschichte auswirken. Das angeblich um +100 erschienene Werk »Germania« des Tacitus ist gefälscht, beziehungsweise wurde im Auftrag des Papstsekretärs Poggio Bracciolini (1380-1459) erst nach dem Konstanzer Konzil (1414-18) fertig gestellt. Die Pergamentrolle verschwand angeblich 1460 spurlos, die Abschrift danach auch. Von dieser Abschrift, die 1470 gedruckt erschien, stammen die jetzt noch erhaltenen Handschriften-Abkömmlinge – 1370 Jahre nach dem Erscheinen der an-

geblich lange vorher verschollenen »Ur-Germama«. Diesen Sachverhalt legte bereits vor 100 Jahren Robert Baldauf von der *Universität Basel* offen zutage (Baldauf, 1902).

Nach Dr. Heribert Illig (1996, 1998) sind 297 Jahre frühmittelalterlicher Geschichte als dunkle Jahrhunderte mit nominell relativer Geschichtslosigkeit eine rein kirchliche Erfindung. Nach seiner Meinung schließt sich das 10. Jh. unmittelbar an das 7. Jh. an. Die von Illig beeindruckend dargelegte Argumentation belegt zumindest, dass viele schon mit der Muttermilch aufgesogene geschichtliche *Wahrheiten* ganz neu überdacht oder als erfundene Märchen aus der Geschichte getilgt werden müssen: Karl der Große hat nicht oder meiner Meinung nach in einer schlichteren Form vielleicht zu einer späteren Zeit existiert. Vielleicht handelt es sich auch um eine künstliche Mischung aus mehreren anderen *Karlen*.

Die unglaublich verdichtete Beweisfülle gegen die Existenz von Karl aus architektonischer, verwaltungstechnischer, kriegstechnischer und organisatorischer Sichtweise ist erdrückend.

Illigs Argumentation, insbesondere soweit sie sich auf eine Kalenderform und damit astronomische Gegebenheiten begründet, soll ausdrücklich nicht zur Begründung der in diesem Buch vorgestellten Betrachtungsweise herangezogen werden.

Dieser Hinweis ist wichtig, da Heribert Illig exakt 297 Jahre mittelalterliche Phantomzeit kürzte, unter Hinweis auf die Umstellung des julianischen auf den gregorianischen Kalender im Jahre 1582 und hierauf basierenden Überlegungen. Denn da der alte Kalender zu langsam war, wurde u.a. durch Gregors Bulle festgelegt, dass dem 4. Oktober 1582 gleich der 15. Oktober folgte, um angeblich den Zustand zur Zeit des Konzils von Nicaea im Jahre 325 wiederherzustellen.

Orthodox-wissenschaftliche Kreise atmeten auf, als Franz Krojer (2001) aufgrund alter Beschreibungen astronomischer Ereignisse (Sonnen- und Mondfinsternisse) nachzuweisen versuchte, dass es keine mittelalterlichen Phantomzeiten gibt. Er schreibt aber selbst im Internet:

»Würden 300 Jahre mittelalterlicher Phantomzeit gestrichen, dann rückten zwar die Ereignisse der klassischen Antike uns um 300

Jahre näher, was in den Finsternis-Rückrechnungen zu berücksichtigen wäre, wir könnten aber in vielen Fällen dennoch wieder eine Übereinstimmung von Berechnung und Überlieferung feststellen, wenn über mehrere Jahre und Jahrzehnte und über den gesamten Mittelmeerraum nach *Treffern* gesucht werden darf ... Entgegen der weit verbreiteten und häufig spontan geäußerten Ansicht, dass mittels Finsternissen die mittelalterliche Phantomzeit Illigs per se zu widerlegen sei, zeigt sich also stattdessen, dass in vielen Fällen die überlieferten Finsternisse mit den modernen Rückrechnungen beliebig zur Deckung gebracht werden können und sie sich deshalb überhaupt nicht zur Überprüfung der angeblich fiktiven 300 Jahre eignen. Jedoch nicht in allen Fällen.«

Aber hat Krojer mit diesen wenigen von ihm verlesenen und für authentisch angesehenen Fällen Recht? Stimmen überhaupt die Voraussetzungen für seine Betrachtungen? Allein ob die Erdachse immer gleichförmig ungleichmäßig umherwackelt (Präzession und Nutation) muss nicht immer so gewesen sein. Bekanntermaßen ist die Polachse genau genommen auch heutzutage weder räum- noch richtungsfest und die Ekliptik ist nicht raumfest (Nutation).

Begründen sich Kalenderrevisionen vielleicht auch auf außergewöhnliche Schwankungen der Erdachse in der Vergangenheit? Schwerwiegender wäre, falls die Jahreszählung, so wie wir sie in den Geschichtsbüchern lesen können, für das erste Jahrtausend und auch alle Zeiten davor in Wirklichkeit auf literarischen Schöpfungen oder märchenhaft ausgeschmückten Ereignissen beruht, also wissenschaftlich eine Fiktion darstellt.

Denn niemand hat irgendwann irgendwo vor dem 9. Jh. nach der christlichen Zeitrechnung datiert und behauptet, er lebe zum Beispiel im Jahre 325 n. Chr., schon gar nicht (selbstredend), wenn es um Zeiten vor Christi Geburt geht oder wenn es sich um arabische oder asiatische Geschichtszahlen handelt. Krojer selbst zitiert eine Sonnenfinsternis, die in Antakya am 23. des Monats *Kanun al-Thani* im Jahr 1212 von *Dhu al-Quarnain* (d.h. Alexander IV), welches das Jahr 1224 nach dem Tod von al-Iskander (d.h. Alexander III., der Große) ist. Es gibt also viele Datenreihen verschiedener Kulturen in räumlich teilweise weit getrennten Gebieten. Diese Daten, denen

auch noch unterschiedliche Kalendersysteme zugrunde liegen, wurden erst spät im 2. Jt. zu einer Jahreszahlenliste zusammengestellt. Es stellt sich die Frage, ob die uns geläufige Geschichtszahlenliste für Zeiten vor dem 15. Jh. und insbesondere für die Zeit vor dem Jahr 1000 überhaupt richtig zusammengesetzt wurde oder, was noch schwerer wiegt, ob teilweise überhaupt tatsächliche Ereignisse und Herrscherjahre dokumentiert sind. Mit anderen Worten, sind angeblich historische Ereignisse, Persönlichkeiten oder ganze Kulturen teilweise rein literarisch und die in diesem Zusammenhang beschriebenen Finsternisse im wissenschaftlichen Sinne fiktiv?

Heribert Illig schneidet andererseits exakt 297 Jahre (614-911) frühmittelalterliche Zeit chirurgisch steril heraus und lässt ansonsten die klassische Antike im Westen sowie das hohe Mittelalter bis auf kleinere Korrekturen bestehen. Ist Illigs Zeitschnitt einerseits qualitativ berechtigt, aber andererseits zu messerscharf?

Es soll untersucht werden, ob sich im 9. Jh. eine für die Menschheit der Alten Welt traumatisch wirkende Serie von Katastrophen (Überschwemmungen, Erdbeben, Seuchen) ereignet haben kann, die fast jegliche Festlegung von Geschichtszahlen – insbesondere vor, aber auch nach diesen Ereignissen – als kaum verifizierbar erscheinen lassen könnte und damit die von Illig angesetzten Zeitgrenzen, insbesondere für das Jahr 614, quasi nebulös in der Vergangenheit verschwimmen lässt. Damit wären die von Franz Krojer vorgelegten wenigen Beispiele von Finsternissen, die sich exakt in einem bestimmten Jahr, zu einer bestimmten Tageszeit lange vor dem 9. Jh. ereignet haben sollen, zeitlich nicht fixierbar.

Aber es gibt doch mittelalterliche Urkunden? Nein, aus diesen, aber auch anderen Zeiten vor dem 10. Jh. gibt es keine echten Urkunden, wie es insgesamt kaum mittelalterliche Originale, sondern eigentlich nur Abschriften von Abschriften gibt, die sich inhaltlich und sogar in Bezug auf die eingetragenen Daten teilweise eklatant widersprechen. Deshalb mussten von Historikern offiziell schon etliche Korrekturen und Umdatierungen auf jüngere Daten vorgenommen werden.

Warum und wieso wurden Urkunden gefälscht? Wie war es überhaupt möglich, die Geschichte Europas einfach umzuschreiben?

Betrachten wir zuerst einige Fehlinterpretationen geschichtlicher *Wahrheiten* in Bezug auf die Kelten.

Keltenstraßen

Von bis zu 4000 Jahre alten Wegezügen abseits der modernen Verkehrswege sind noch manche dieser Alttrassen erhalten geblieben (SpW, 27.7.2003). Die ursprünglichsten Wegezüge findet man nördlich und südlich von Schleswig, begleitet durch Wälle und Befestigungsanlagen. Unter den Wegesperren ist dabei besonders das *Danewerk* bei Schleswig (siehe Foto 77) erwähnenswert. Auf dreißig Kilometern Länge sperren hier gestaffelt verlaufende Wallzüge das landseitige Einfallstor ins Königreich Dänemark. Dieses zwischen 690 und 1182 und sogar in der Neuzeit 1861-64 und 1945 immer wieder umgestaltete Bauwerk ist das größte archäologische Denkmal Nordeuropas. Römer gab es nie in diesen Gegenden.

Gab es *Römerstraßen*? Sicher ist, es gibt antike Straßen, anscheinend in ganz Europa – allerdings auch in Irland, wie zur Überraschung der Wissenschaftler zufällig im Jahre 1989 entdeckt wurde (BdW, 3.3.1989). Nur, Römer gab es in diesem urkeltischen Gebiet zu keiner Zeit! Römerstraßen gleich Keltenstraßen? »Das Fernnetz war von Rom aus organisiert« (Fischer, 2001, S. 99f.). Deshalb erwartet man, dass nach einem Sprichwort alle *Straßen nach Rom führten* und die Nennungen auf den Meilensteinen einheitlich auf Rom bezogen waren. Aber, »sie zählen vom Beginn der Straße, vom letzten größeren Ort zum nächsten oder von der Provinzhauptstadt an« (Fischer, 2001, S. 100), jedoch nicht von Rom aus, was zu erwarten gewesen wäre. Alle Wege führten in die nächste Verwaltungsstadt. Oder nannte man diese Verwaltungsstädte *allgemein* Rom (Geise, 1997)? Trier und Aachen nannte man auch *Roma Secunda*.

Die einleuchtendere Variante könnte heißen: Es gab Römerstraßen schon *vor* dem Einmarsch der Römer! Es handelt sich damit um keltische (vielleicht sogar noch ältere vorkeltische) Straßen, deren

Gesamtlänge 80 000 Kilometer betragen haben soll, einschließlich Nebenstraßen (Irmscher, 1984, S. 548). Denn nicht nur für die vier-rädrigen Pferdewagen der Kelten benötigte man zwangsläufig ein gutes Straßensystem!

Aber nördlich der Alpen gab es in unserem Bewusstsein ja nur jagende, faul auf Bärenfellen liegende und dabei Bier (Met) trinkende Barbaren, jedenfalls nach den Angaben der römischen Geschichtsschreiber. Wenn man sich die hoch entwickelte Kunst der Kelten (Germanen) in den Museen betrachtet, merkt man, dass die Germanenberichte (es wurde nicht zwischen Kelten, Galliern und Germanen unterschieden) zusammenfabriziert wurden. Sie stellen richtiggehende Märchen, erfundene Propagandaschriften dar.

Der römische Historiker Gaius Plinius Secundus, bekannt als Plinius der Ältere (von 23/24-79), soll ausführlich über Land und Leute in Germanien geschrieben haben. Der römische Geschichtsschreiber Livius (-59 bis + 17) schrieb eine römische Geschichte in 142 Büchern (»Ab urbe condita libn«), die nur *teilweise* erhalten ist. Ein eigenes, über die germanischen Kriege geschriebenes Buch ist spurlos verschwunden, ebenso wie das über Germanien.

Handelt es sich um bedauerliche Zufälle, wenn solche Werke spurlos verschwinden? Nach Kammeier (2000) mussten diese antiken Quellen vernichtet werden, »um nicht die kulturlosen Fäseleien der verfälschten *Germania* als das erkennen zu lassen, was sie sind, nämlich Phantasieschilderungen der spätmittelalterlichen Fälscherzunft« (Kammeier, 2000, S. 271). *Mussten* deshalb die antiken Bibliotheken (u.a. in Alexandria), wenn es sie denn je gab, brennen?

Für den Fall, dass es *diese* antiken Werke, auf die man ausdrücklich Bezug nimmt, nicht gibt, ist eine Gegenprobe der Angaben in den klassischen Werken Caesars und der »Germania« nicht möglich. Folgerichtig ist die »Germania«, diese angeblich *einzigartige* römische Quelle, *vollständig* erhalten geblieben, während andere *alte* Quellen – auf die man ausdrücklich Bezug nimmt – teilweise oder sogar spurlos vom Erdboden verschwanden. Trotz wachsender Rätsel, Widersprüche und Unsinnigkeiten, die nur Kopfschütteln erzeugen, gilt die »Germania« als unverzichtbare Quelle für Historiker und Philologen. Andererseits muss nicht alles gefälscht sein,

zumindest insoweit, wie die Beschreibung realer Gegebenheiten dem angestrebten Zweck nicht hinderlich waren. So erscheint der Bericht Caesars (Drittes Buch, Kapitel 14) über 220 ausgelaufene gallische Schiffe glaubhaft, die – man lese und staune – höher gebaut und *den römischen überlegen* waren.

Es existieren jedoch weder Originalhandschriften noch erste Abschriften. Setzen wir jetzt einmal voraus, dass es sich bei der »Germania« um ein unverfälschtes, also original antikes Werk handelt, dann müssten wir uns definitiv damit abfinden, dass unsere Vorfahren halbwilde oder wilde Völkerstämme waren. Den Angaben von Tacitus und Caesar über die Kulturlosigkeit der Germanen stehen aber konkrete Bodenfunde entgegen. Schon zur angeblichen Bronzezeit, also vielleicht 1000 Jahre vor Tacitus, gab es stadtähnliche Dorfsiedlungen, ja größere Handelsstädte, die später *überbaut* wurden. Bereits damals verwendeten die auf hoher Kulturstufe stehenden Ackerbauern einen Räderpflug, während die Römer sich noch mit einem steinzeitlichen Hakenpflug abmühten. In Wirklichkeit waren die Kelten keine Barbaren, sondern schufen edle Kunstwerke, konnten lesen und schreiben. Die Verdummung und Verarmung der Bevölkerung setzte nach der noch zu diskutierenden Katastrophe im 14. Jh. und der Christianisierung ein. Es ist auch merkwürdig, dass fast alle Erfindungen vor dem Jahre 1400 anonym sind. Erst seit diesem Zeitpunkt nennen die Bücher Namen von Erfindern, zum Beispiel für den Buchdruck Johannes Gutenberg (um 1440), das erste Plakat William Paxton (1477), den Globus Martin Behaim (1492), die Post Franz von Taxis (1500), den Beton Bramante (1500) und die Taschenuhr Peter Henlein (um 1510).

Wer beispielsweise glaubt, dass Tacitus vielleicht sogar in Germanien gewesen sei und aus eigener Anschauung berichtet habe, irrt. »Auf Kenntnis aus eigener Anschauung weist nichts«, wird in »Geschichte der Römischen Literatur« bestätigt (Teuffel, 1913, S. 24). Und die gefeierten Berichte von Caesar? Auch er schöpfte anscheinend sein Wissen nur aus Büchern. Es scheint nur die Annahme übrig zu bleiben, dass Caesar, Herodot und Tacitus »ihr Wissen aus einer gemeinsamen Quelle bezogen« (»Historische Vierteljahrsschrift« 24, 1929, S. 151).

Diese gemeinsame Quelle muss eine Propagandazentrale gewesen sein. Denn »zur vollen Ausnutzung des Wagens und zur Differenzierung der Wagentypen kamen erst die Römer, die zum Teil keltische Neuerungen nutzten« (Irmscher, 1983, S. 605). Im Gegensatz zu den anscheinend alles und jeden kopierenden Römern waren die angeblichen Barbaren kreativ und innovativ.

Keltische Römerarmeen

Um nach Germanien einmarschieren zu können, hätte es die Anwerbung von Söldnern erfordert. »Unter Caesar betrug die zahlenmäßige Stärke der Legion 3000-4000 Mann, dazu kamen je Legion 2000-3000 Reiter und in seiner Armee noch 4000-5000 Reiter aus gallischen Stämmen« (Irmscher, 1984, S. 316). Die Römer unterschieden nicht zwischen Galliern und Kelten, bezeichneten Kelten als Gallier, während heutzutage gegenläufig Gallier als Kelten gelten. Unter Caesar bestand die Armee demnach zum großen Teil aus Kelten. Die »Germanen füllten die Legionen und stiegen zu den höchsten Ämtern auf« (Pinnow, 1929, S. 14). Sehr seltsam!

Aber die Offiziere und Kommandeure waren *echte* Römer? Scheinbar nicht: Die meisten römischen Heerführer waren Germanen (Browning, 1992, S. 13), spätestens um 255 jedoch alle (Elbe, 1984, S. 15).

Die Frage nach der Finanzierung einer gewaltigen Armee durch einen Stadtstaat wie Rom stellen wir besser nicht, denn woher sollte das Gold oder Silber zur Bezahlung der Legionäre in Rom kommen? Nur aus Eroberungen? Dagegen waren die Kelten reich und errichteten Bauwerke, glaubt man Diodor, der um -80 bis um -29 in Sizilien lebte und vierzig Bücher schrieb, von denen nur die ersten fünf und die Bände 11-20 erhalten blieben, denn »Silber gibt es in Gallien nicht, Gold aber in großen Mengen ... In den Tempeln liegt Gold offen umher ...« (Diodor, Weltgeschichte V, 27).

Aber es gab den Limes, eine seit dem Ende *des* 1. Jhs. an der römischen Grenze verlaufende, militärisch gesicherte Straße als Reichsgrenze; anscheinend ein militärisch organisiertes System der

Grenzbefestigung mit Wällen, Gräben, Wachtürmen, Palisaden und Kastellen. Der Limes war ungefähr 550 Kilometer lang, und zu seiner Verteidigung wurden nach früherer Meinung allein bis zu 100 000 Mann benötigt (Gehl, 1938, S. 14). Heute geht man eher von höchstens 30000 Mann aus – eine eher dürftige militärische Präsenz für einen Grenzwall. Das »eigentliche Limeshinterland scheint übrigens besonders durch eine Ansiedlung von Veteranen aus den Dakerkriegen Trajans erschlossen worden zu sein« (Czysz et al., 1995, S. 80). Angeblich hatte man das auf der Balkanhalbinsel liegende »Dakien 101/102 unterworfen und in Abhängigkeit gebracht, 105/106 nochmals erobert und 107 zur römischen Provinz erklärt« (Irmischer, 1984, S. 580). Nach diesen heftigen Kriegen erschlossen die gegnerischen Veteranen wie selbstverständlich aus Dankbarkeit sumpfiges Limeshinterland für die Römer. Warum bauten sie nicht ihr eigenes Land wieder auf?

Es gab beidseitig des Limes (naturgemäß) Germanen, da sie ja schon vor Errichtung des Limes dort wohnten. Die »Grenzprovinzen, aus denen der Ersatz für die dort stationierten Truppenteile rekrutiert werden und deren Wirtschaft die Versorgung der Grenzgarnisonen selbst übernehmen sollte« (Czysz et al., 1995, S. 119), sind fest in germanischer Hand.

Welche Funktion hatte der Limes tatsächlich? Ein zwei Meter hoher Palisadenzaun mit einer spärlichen Bewachung soll angreifende Barbaren abgewehrt oder abgeschreckt haben? Das hat die wesentlich besser befestigte chinesische Mauer nicht geschafft. War der Limes überhaupt ein Grenzwall?

In dem Buch »Die Römer in Bayern« wird bestätigt:

»Die zur Überwindung der Grenze nötigen Truppen waren in Kastellen verschiedener Größe im unmittelbaren Limeshinterland stationiert. Je nach der geographischen Situation lagen sie in Sichtweite der Grenze oder (vor allem im östlichen Teil des rätischen Limes) etwas zurückgesetzt. Auch diese Kastelle tragen bei genauer Betrachtung wenig dazu bei, im Limes eine befestigte Verteidigungsanlage zu sehen.

Denn die Lager und Kastelle der frühen und mittleren Kaiserzeit waren keine Anlagen im Sinne mittelalterlicher Burgen oder neu-

zeitlicher Festungen, sondern durch Gräben, Mauern und Türme relativ schwach gesicherte Kasernen, von denen aus die Truppen beweglich operieren sollten. Eine längere Belagerung durch überlegene Gegner war nicht eingeplant« (Czysz et al., 1995, S. 116 f.).

Da die *Römerstraßen* fast nur westlich und südlich des Limes gefunden wurden, wäre meine These zu prüfen, ob es denkbar wäre, dass die Gebiete im *Feindesland* relativ unpassierbar waren, aus Wasserflächen und vor allem Sümpfen beziehungsweise Mooren bestanden? Der Limes bestand auch aus einer Straße, die auf der Krone des Erdwalls verlief. Man kann daher annehmen, dass »die Straße selbst der Limes und die Sperre (bestehend aus Graben und Palisade, HJZ) nur sein Beiwerk war« (Czysz et al., 1995, S. 114). Wenn demzufolge die »Grenzsicherung« nicht der Hauptzweck war, handelte es sich dann vielleicht um eine mautpflichtige Straße durch unwegsames Gebiet?

Eine kaum beachtete wissenschaftliche Studie bestätigt: In der kurzen Trockenperiode um -120 bis 180 (gallo-römische Zeit) konnten die Länder »Gallien, Germanien und Britannien ... ihren sumpfigen Charakter nicht ablegen«, und dass in der folgenden Zeit bis 350 »die holländischen, norddeutschen und dänischen Moore stark gewachsen sind, beweist die Lagerung der frühgermanischen Moorleichen ...« (Gams/Nordhagen, 1923, S. 306). Nach Gümbel (1861) wurde im Saßauer Filz bei Übersee ein *römischer* Bohlweg, der einmal erneuert werden musste, über einer drei Meter dicken Torfschicht angelegt; ist aber andererseits auch von einer solchen mit einer Mächtigkeit von einem halben Meter *überdeckt*.

Nach meiner Überzeugung hatte der Limes demnach eine ganz andere Funktion, denn er lag am Rande eines ehemals überfluteten Gebietes, das zu dieser Zeit noch großflächig sumpfig war. Der Limes könnte daher der Beobachtung des durch Überflutungen gefährdeten Gebietes gedient haben und war gleichzeitig eine wahrscheinlich mautpflichtige Verbindungsstraße, die durch Soldaten instand gehalten wurde. Deshalb war nur eine geringe Sollstärke der *Grenztruppen* notwendig. Die Einnahmen könnten der Finanzierung des Unterhalts der *Grenztruppen* gedient haben. Wer sollte sie sonst bezahlt haben?

Keltogermanische Union

Ein Volk der Germanen als Zweig am Stammbaum der Indoeuropäer hat es nicht gegeben, sondern es handelte sich hierbei offensichtlich um Kelten. Die Begriffe Kelte, Gallier und Germane liegen etymologisch im Dunkeln (Rieckhoff/Biel, 2001, S. 21). Die Antike kannte nur vier große barbarische Urvölker rund ums Mittelmeer: im Westen die Kelten, im Norden die Skythen, im Osten die Inder und im Süden die Libyer (Nordafrikaner).

In wissenschaftlichen Werken vor 1650 ist von Germanen noch überhaupt keine Rede (vgl. Egenolff, 1735, Teil I, 98 ff.). Da auch »Pezeron erweist, daß alle Europäer, ohne die Griechen und Römer Celten genennet werden« (Egenolff, 1735, Teil I, S. 104), möchte ich das bunte Stammesgemisch der Kelten (= Gallier) und Germanen (auch die Ost- und Nordgermanen) ab jetzt *Keltogermanen* nennen. Diese wurden in alten griechischen Quellen richtiger auch als *Celto Scythen* (= Keltoskythen) definiert, denn von den wesentlich später erfundenen Germanen war damals noch keine Rede. Aber auch bei der keltischen Kultur handelt es sich in der Gesamtheit der Erscheinung um eine ungesicherte Vorstellung, quasi um ein durchmisches, unterschiedlich ausgebildetes Substrat, das unseren Blicken durch eine dünne, undurchsichtige Schicht der Romanisierung entzogen und durch den diffusen Indogermanen-(Indoeuropäer-)Wahn des 20. Jhs. gänzlich unkenntlich gemacht wurde, sodass Zusammenhänge gar nicht mehr direkt erkennbar sind.

Die ursprünglich in Jütland (Dänemark) und dann zwischen Oder, Weichsel und den Karpaten ansässigen Wandalen (Vandalen) stellten angeblich dem *römischen* Heer Söldner, von denen Heermeister Stilicho der einflussreichste war (Irmscher 1984, S. 591).

Die Wandalen und Alanen eroberten unter König Geiserich (428-477) in den Jahren 429-439 das *römische Nordafrika*. Nach der Einnahme Karthagos (439) gründeten die Wandalen ein souveränes Reich mit Zügen einer frühfeudalen Struktur (Irmscher, 1984, S. 184). Es soll sich um den ersten unabhängigen Germanenstaat auf *römischem* Territorium gehandelt haben. *Die Wandalen be-*

herrschten mit ihrer Flotte das Mittelmeer und eroberten die Balearen, Sardinien und Korsika, schließlich im Jahre 455 Rom.

Die Kelten als Träger der La-Tène-Kultur waren bereits eine große Kultur, als es die Römer noch gar nicht gab. Andererseits drangen keltische Stämme, von den Griechen *Galater* genannt, nach offizieller Lesart im -3. Jh. in Kleinasien (Zentralanatolien) ein und machten das heutige Ankara zu ihrer Hauptstadt, die vor ihnen von den Phrygiern als Ankyra gegründet worden war. Die Galater besiegten die Ägypter und wurden dann angeblich eine römische Provinz (Galatia).

Wenn es keine Germanen gibt, dann können die Wandalen als keltogermanischer Stamm angesehen werden. Hat Johann August Egenolff (1735, Teil I, S. 98) Recht, wenn er die Galater als »Celten oder Europäer« bezeichnet?

Somit siedelten die Kelten von Europa über Nordafrika und Anatolien, auch in Persien und bis nach Indien? Zedler zitiert in seinem Lexikon von 1735 Strabo XV: »Germans gleich Philosophen in Indien, wie dort auch die Brahmanen.« Der griechische Geschichtsschreiber Herodot beschreibt die *Germanier* als einen von drei Ackerbau betreibenden *Stämmen der Perser* (Historien, Buch I, 125).

Im -2. Jt. brachten eher nebulös erscheinende *Indoeuropäer* die griechische Sprache ins heutige Griechenland, die dort die vorher gesprochenen Sprachen der vorgriechischen Bevölkerung (Pelasger, Leleger) verdrängten (Irmischer, 1984, S. 206). Die Herkunft dieser eindringenden Völker ist nicht geklärt. Die mit der Dorischen Wanderung als letztem Schub Ende des -2. Jts. (oZ) aus dem Norden nach Griechenland eingewanderten Dorer (Dorier) stammten aus nördlicheren Gebieten Europas.

Ammianus Marcellinus (um 391) berichtet: »Die Dorer wurden von den äußersten Eilanden und aus den jenseits des Rheines (d. h. östlich des Rheines) liegenden Gebieten durch anhaltende Kriege und große Überschwemmungen des wilden Meeres aus ihrer Heimat vertrieben und wanderten nach Griechenland aus« (Ammianus Marcellinus Lib. XV, 9). Der Hinweis auf verheerende Naturkatastrophen ist interessant. Auf jeden Fall besiedelten die Dorer Mittel-

griechenland und den Peloponnes, die Inseln Kreta, Rhodos, Kos, das südliche Kleinasien sowie *vor* den Römern Unteritalien und Sizilien. Geschlossene griechische Siedlungsgebiete gab es auch in Südfrankreich östlich und westlich von Massilia (Marseille) und der Iberischen Halbinsel. Dass die altgriechischen Schriftzeichen den älteren Runen ähneln, erscheint deshalb eher als Zwangsläufigkeit.

Sprach man griechisch?

Die *dorischen* Einwanderer brachten die Runenschrift aus dem Norden Europas mit nach Griechenland. Auch die etruskischen Schriftzeichen gleichen den altgriechischen, während die griechische Schrift wiederum in der Anordnung und dem Zahlenwert der Zeichen mit der phönizischen (phönikischen) übereinstimmt. Aber meiner Meinung nach stammten auch die Etrusker (umstritten) und Phönizier (Phömker) ursprünglich aus Gebieten nördlich der Alpen.

Warum weiß man nicht, woher *genau aus Norden* die *indoeuropäischen* Dorer (Doner) nach Griechenland einwanderten? Man vermutet, dass sie aus dem albanisch-dalmatinischen Küstengebiet kamen (»Meyers Lexikon«). Liegt der Grund vielleicht in der Problematik, dass die *Dorer griechisch sprachen*? Deshalb dürfen sie nach unserem Weltbild aus nicht zu weit nördlich gelegenen Gebieten kommen.

Ist es denkbar, »dass Strabo Lib. 7 nicht Unrecht habe, wenn er da selbst sagt, dass die Griechen anfangs aus Phrygiern und Scythen (Skythen, HJZ) bestanden, welche in Griechenland zusammen gekommen, und dass aus ihren Mund-Arten zusammen, hernach die Griechische Sprache entstanden« ist und der Schwede Olai Rudbeckii um 1700 behauptet, »dass auch die Griechen Buchstaben von den Hyperboreis (Hyperboräer = Nordländer, HJZ), und alten Scythen zuerst empfangen haben« (Egenolff, 1735, Teil I, S. 18).

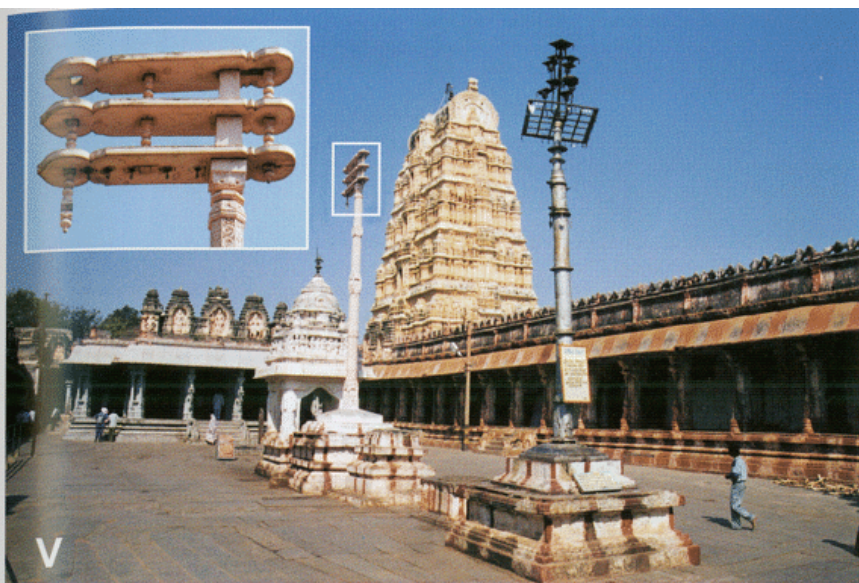
Da die in Griechenland eingefallenen *griechisch* sprechenden Dorer von weiter nördlichen Gebieten kamen, könnte dies bedeuten: *aus der Sprache der Skythen (Goten) bzw. Keltogermanen entwickelte*

sich die altgriechische als eine mundartliche Mischsprache. Die Ähnlichkeit von alten Runen und altgriechischen Schriftzeichen erscheint jetzt plausibel, ja sogar regelrecht zwingend.

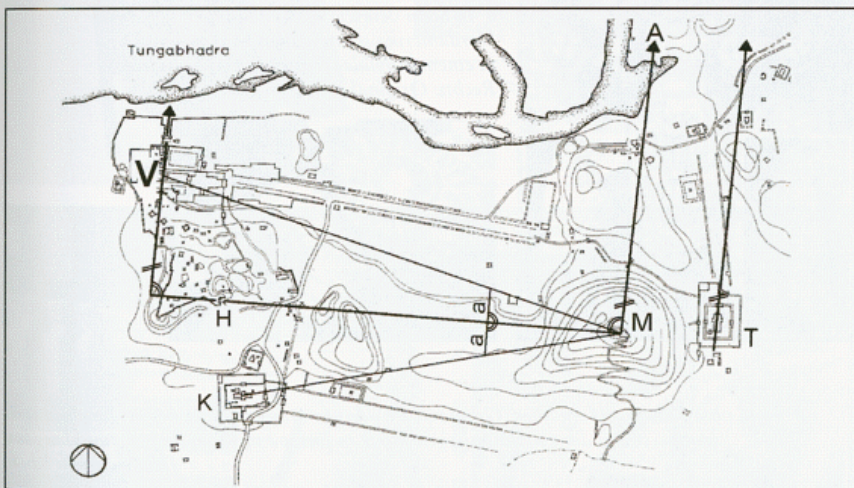
Auch die angeblich vor den Dorern in Griechenland siedelnden Mykener sprachen bereits griechisch. Aber dieses Volk kam ebenso aus dem Norden und setzte sich in Attika, Böotien und der Peloponnes fest. Der Name *Mykener* ist wiederum ein archäologischer Begriff, von Heinrich Schliemann nach den Ausgrabungen in Mykene geprägt. Diese Bevölkerungsgruppe wird bei Homer auch Achäer oder Danaer genannt. Sprachen auch diese frühen Griechen, vielleicht identisch mit unseren mittel- und nordeuropäischen Vorfahren, einen dem Altgriechischen ähnlichen keltischen, altgermanischen oder altnordischen Dialekt? Immerhin gehören nach offizieller Ansicht Griechisch, Germanisch und Keltisch zur indoeuropäischen Sprachgruppe. Handelt es sich um aus dem Griechischen entlehnte Wörter, wenn man in althochdeutschen Wörterbüchern – eigentlich nicht zu erwartende – gleichbedeutende altgriechische Begriffe findet oder verhält es sich genau umgekehrt?

Kamen die ersten Griechen, die sich in dem von Delphi bis Ptoion erstreckenden Landesteil Böotien ansiedelten, u.a. aus Danmark (Dänemark)? Kaiti Demakopoulou schreibt in »Archäologisches Museum« (1981, S. 11: Die Danaer): »Offensichtlich haben sich die ersten vorgriechischen Indoeuropäer hier angesiedelt; die ersten Griechen, die Danaer«. Die Danaer (griechisch Danaoi) werden nach den Erzählungen Homers allgemein als Name für alle Griechen gleichgesetzt. Aber die eingewanderten *Indoeuropäer* waren ja die *eigentlichen* Griechen und brachten die griechische Sprache nach Griechenland. Da in Homers »Ilias« immer von den Schiffen der Danaer gesprochen wird, wäre es einsichtiger, Griechenland mit Schiffen vom Meer her erobern zu lassen.

Der zweite Angriff der Seevölker auf Ägypten wird in gewaltigen Bildern von Ramses III. in *Medinet Habu* dokumentiert. Es werden sämtliche Seevölker mit den nur aus Konsonanten bestehenden Namen ihrer hieroglyphischen Namen aufgeführt. Das DNN genannte Volk wird seit James Henry Breasted (1936) mit den Danaern gleichgesetzt, die nach der Niederlage gegen die



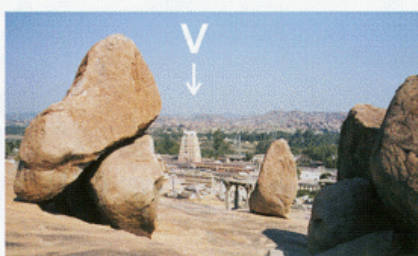
1



2



3



4

Vorhergehende Abbildungen:

1 Inmitten einer jeden Shiva geweihten Tempelanlage stehen hohe Masten, die in der Form stark an den Trägermast einer Elektrizitäts- oder Telegrafenanleitung erinnern. Stilisierte Kondensatoren an den waagrecht verlaufenden Querträgern (Insert). Lediglich die Leitungen fehlen. Es heißt in der Legende, dass die Durga im Kampf gegen die Dämonen nur deshalb siegten, weil sie sich über weite Strecken verständigen konnten, ohne abgehört zu werden. Überall im Land standen damals diese Masten, die heute Siegestäulen genannt werden. Foto: Tempel in Vijayanagara (Südindien)

2 Die Hauptachsen der Haupttempel in Vijayanagara sind prinzipiell in Nord-Süd-Richtung ausgerichtet. Der Virupaksha-Schrein (V) und Krishna-Tempel (K) sind über die Ost-West-Achse, die durch den südlichen Eingang Hemakuta (H) und dem Metanga Hill (M) verläuft, symmetrisch angeordnet. Im indischen Mayamata-Text (22/92) steht der keltische Grundsatz: »Ist die Vermessung des Tempels perfekt, dann wird es auch im Universum perfekt sein.«

3, 4 Megalithische Steinsetzungen in Vijayanagara.



5

Exportartikel aus Amerika:

5 Drei Darstellungen von aus Amerika stammendem Mais in präkolumbischen Hoysala-Tempeln des 12. und 13. Jhs. nahe Mysore (Karnataka) in Indien.

6 In Stein verewigte Darstellungen von aus Nordamerika stammenden Sonnenblumen in einem Hoysala-Tempel (links) in Indien. Rechts: Original im Vergleich.



6

7 Fund vom Friedhof Herjolfsnes (Grönland): Wikinger-Männertracht des 14. Jahrhunderts entsprechend der zeitgenössischen Mode in Europa mit Bandkapuze und langem, faltenreichem Rock.

8 Reliefdarstellung aus der Bauphase Eins des 14. Jahrhunderts am Sockel der Großen Plattform in Vijayanagara (Royal Centre) in Südindien: zwei gefangene Fremde mit Bandkapuze und Bart aus dem späten 14. Jahrhundert - vergleiche Foto 7.

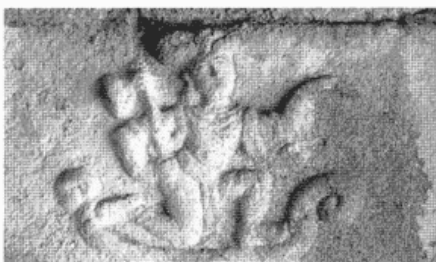
9 Ein im typisch nordischen Stil dargestelltes Schiff in Hampi (Vijayanagara) in Südindien. Zeichnung: nordisches Drachenboot (Sonnenboot) aus Skandinavien.

10 Die Reliefdarstellung am Sockel des Virupaksha-Tempel in Hampi (Vijayanagara) aus der zweiten Hälfte des 14. Jhs. (nach Beginn der Kleinen Eiszeit) zeigt Skythen (Ostgermanen) mit bisher Kopfbedeckung, langem Rock, Bart und ihren Pferden (rechtes Insert: Vergrößerung). Linkes Insert: angeblich ca. 1900 Jahre ältere Skythen-Darstellung in Persepolis (Iran).

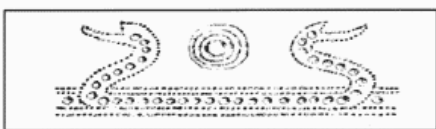
7



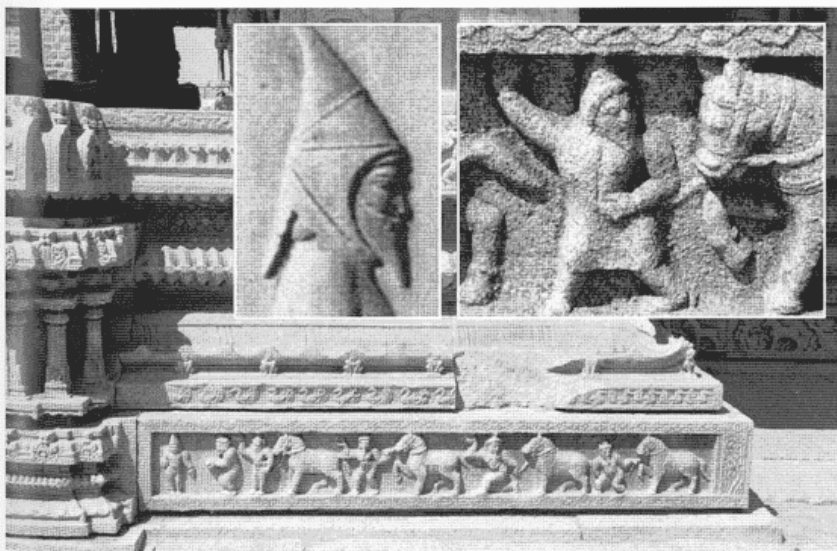
8



9



9



10



11



12



13



14



A

11 Das im Metropolitan Museum ausgestellte »New Yorker Relief Panel« aus La Pasadita (Mexiko) zeigt einen Maya-Priester, der seinem Priesterfürst eine Strahlenkrone präsentiert. Insert: Darstellung einer Federkrone bei den Maya.

12 In Persepolis (Iran) sind persische Adlige und Würdenträger mit Strahlenkronen abgebildet.

13 Auf dem Relief von Medinet Habu (Ägypten) sind nordische Krieger teils mit Hörnerhelmen und teils mit Strahlenkronen abgebildet.

14 Die Atlanten in Tula (Mexiko) tragen Strahlenkronen.



15

15 Der Kopf einer Mumie mit naturblonden Haarsträhnen aus Paracas (Peru) im Museo Nacional de Antropologia in Lima.

16 Die Mumie des Pharao Ramses II. (Ägypten) mit blonden Haaren.



16



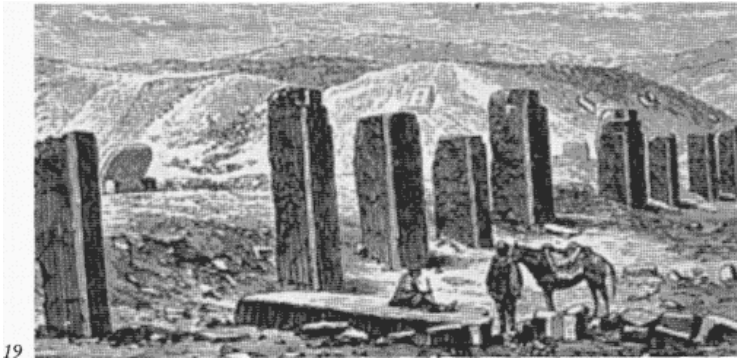
17



18

17, 18 Die Wände des in megalithischer Bauweise errichteten Kalasasaya-Komplexes in Tiahuanaco (Peru) wurden zwischen den alten Menhiren neu (re)konstruiert.

19 Ursprünglicher Zustand des aus Reihen von Menhiren bestehenden Kalasasaya.



19

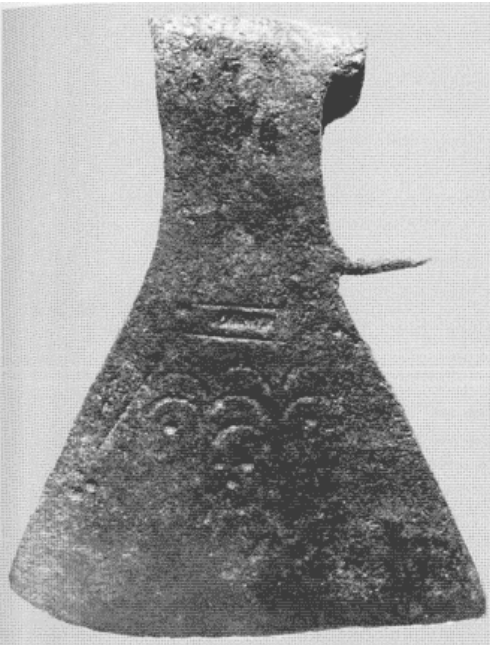


20

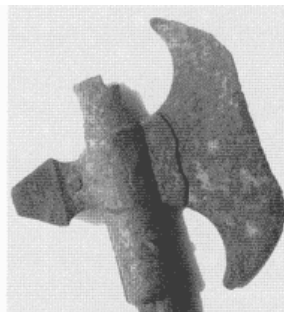


21

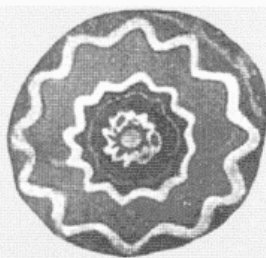
20, 21 In der Nähe von prähistorischen Runen-Inschriften sind megalithische Menhire in Argentinien zu finden, wie hier im Tafi-Tal.



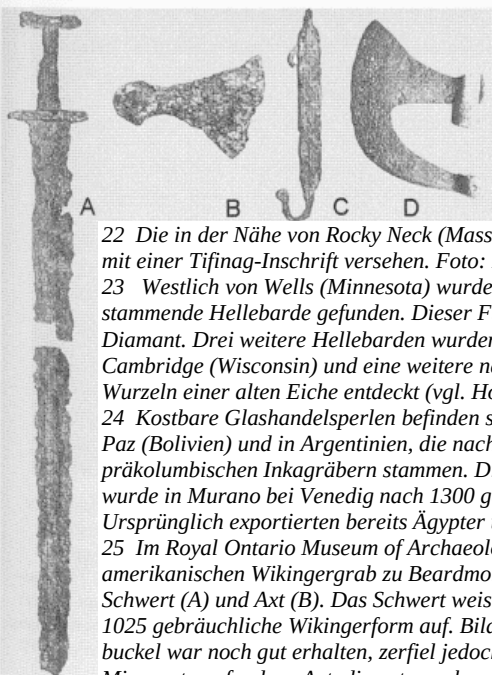
22



23



24



25

22 Die in der Nähe von Rocky Neck (Massachusetts) gefundene Wikinger-Axt ist mit einer Tifinag-Inschrift versehen. Foto: Malcom D. Pearson.

23 Westlich von Wells (Minnesota) wurde 1914 eine aus dem 14. Jahrhundert stammende Hellebarde gefunden. Dieser Fund ist seltener als ein 100-karätiger Diamant. Drei weitere Hellebarden wurden 1871 am Red River (Iowa), 1923 nahe Cambridge (Wisconsin) und eine weitere nahe Alexandria (Minnesota) unter den Wurzeln einer alten Eiche entdeckt (vgl. Holand, 1956).

24 Kostbare Glashandelsperlen befinden sich in den Museen von Lima (Peru), La Paz (Bolivien) und in Argentinien, die nach Arthur Posnansky aus frühen, präkolumbischen Inkagräbern stammen. Diese Art von Akoriperlen (engl. Aggri) wurde in Murano bei Venedig nach 1300 gefertigt (vgl. Lechler, 1939, S. 118). Ursprünglich exportierten bereits Ägypter und Phönizier Akoriperlen.

25 Im Royal Ontario Museum of Archaeology befinden sich Funde aus einem amerikanischen Wikingergrab zu Beardmore in Ontario (Kanada): Schild, Schwert (A) und Axt (B). Das Schwert weist die charakteristische bis ungefähr 1025 gebräuchliche Wikingerform auf. Bild C zeigt die Schildfessel; der Schildbuckel war noch gut erhalten, zerfiel jedoch bei der Bergung. Bild D zeigt eine in Minnesota gefundene Axt, die entsprechenden Äxten in skandinavischen Museen gleicht.



26

26 Der portugiesische Ritter vom Christusorden (Templer) Vasco da Gama landete offiziell als erster Europäer 1498 in Calicut (Indien). Ihm wird von bereits in Indien vorhandenen christlichen Gemeinden berichtet. Nach alter Überlieferung landete der Apostel Thomas bereits im Jahre 52 an der Ostküste Indiens (Chiennai/Madras). Auch Marco Polo berichtet vom Thomasgrab. Eine nach dem Tod des Apostels errichtete Kirche wurde 1504 durch einen Neubau ersetzt und 1893 zu einer Basilika umgebaut. In der Kirche sind eindeutig Templerkreuze dekoriert und auch das Kreuz im Kreuz (Insert) der portugiesischen Templer (Christusorden) fehlt nicht. 1599 wurden die Thomaschristen zwangsweise latinisiert.

Ägypter als Dorer das mykenische Griechenland überwältigen (Friedrich, 1990, S. 44). Die mit hochseetüchtigen Schiffen, nicht-mediterranen Griffzungenschwertern, Hörnerhelmen und nord-europäischer bronzzeitlicher Kleidung abgebildeten Seevölker werden von Spanuth (1980) um -1200 und von Dr. Horst Friedrich um -700 datiert.

Da Immanuel Velikovsky (1978) aufgrund umfangreicher Beweisführung Ramses III. mit Nektanebos I. (380-362) gleichsetzt, würde dieser Pharao *zusammen* mit den ihn angreifenden Seevölkern ins – 4. Jh. rutschen, in das er auch von Gunner Heinsohn und Heribert Illig (1990) eingestuft wurde. Auch die Hinweise auf Naturkatastrophen in den *Medinet Habu-Texten* passen besser zu dieser Datierung (Illig, 1991, S. 54).

Entgegen Velikovskys Interpretation der Texte in *Medinet Habu* sollten TRS und TKR eher Tusker, Etrusker, Thyrhener sein (Illig, 1991, S. 51). Die anerkannte Seemacht der Etrusker, deren Herkunft offiziell *nicht* geklärt ist, könnte nach der verlorenen Schlacht in Ägypten eine neue Heimat in Mittelitalien gefunden haben, deren Auftauchen im -12. Jh. zu Zeiten Ramses III. ansonsten einen Anachronismus darstellen würde, da der Zeitpunkt *vor dem offiziellen Beginn des Etrusker-Reiches* in Italien hegt. Man muss beachten, dass die Nordmeervölker mit *Frau, Kind und Kegel* in die Gebiete rund ums Mittelmeer eindringen, um eine neue Heimat zu suchen und nicht, um Eroberungskriege zu führen. Erdbeben,



Abb. 14: Heimatlos. Ein Wagentreck der Nordmeervölker mit Frauen und Kindern sowie Strahlenkronen tragenden Männern wird von ägyptischen Kriegern und Hilfstruppen angegriffen.

Überschwemmung und Hungersnöte hatten diese Völker aus ihrer Heimat vertrieben.

Auf den Darstellungen in *Medinet Habu* sind die später in Gebieten des heutigen Palästina siedelnden PLST (Philister, nicht semitischer Herkunft) identisch mit den DNN (Danaern), wodurch die nordische Herkunft dokumentiert wird.

Aus dieser Sichtweise wäre die rätselhafte Herkunft verschiedener Völker mit nordischen Traditionen und Aussehen kein Rätsel. Etrusker, Altgriechen und Phönizier benutzten ähnliche Alphabete und fast identische Buchstaben, die ähnlich in Form der älteren Runen (das so genannte ältere FUTHARK-Runenalphabet) auch bei den Keltogermanen in Gebrauch waren. Wie verständigten sie sich, wenn sie keine gemeinsame Sprache hatten? In einer dem Altgriechischen ähnlichen Sprache, denn die Danaer (bei Homer Name für alle Griechen) sprachen griechisch.

Die Altgriechen siedelten auch in Großgriechenland (= Unteritalien und Sizilien), in – manchmal feindlicher – Nachbarschaft mit den Etruskern, und sicher gab es in vielen Städten ein buntes Völkergemisch. Nur, für ein *römisches* Rom bleibt da – allein aus geographischen Gründen – kaum Raum, denn das gründeten nicht die Römer, sondern die Etrusker auf noch älteren Ruinen eines *Ur-Roms*, die meines Erachtens durch das Wüten von Naturkatastrophen im -4. Jh. (eZ), nach konventioneller Datierung um -1200 entstanden waren.

Nach dieser Naturkatastrophe, mit gigantischer Überflutung der bis zu diesem Zeitpunkt trocken liegenden und besiedelten Gebiete der heutigen Nordsee zwischen Norwegen, England und der europäischen Nordseeküste (Doggerbank), muss auch eine Rückbesiedlung in entvölkerte nordische Gebiete und damit die Rückführung griechischer Kultur und griechisch-etruskischer (= römischer) Baustile berücksichtigt werden. Zum Szenario der Naturkatastrophen später mehr. Aber, lebten überhaupt Griechen in Mitteleuropa?

Der römische Geschichtsschreiber Solinus schrieb, dass es in der heidnischen Hauptstadt Lumne/Lumneta (Aggersborg, Dänemark) das *griechische Feuer* gab, und der christliche Geschichtsschreiber

und Domherr Adam von Bremen schreibt um 1075 über diese Stadt: »Dort wohnen, außer Griechen und den Einheimischen, Leute aus ganz Europa.« Bei der Ausgrabung des Ringwalls von Aggersborg fand man byzantinische Münzen im Schutt ...

»So lieset man auch in den Dänischen Geschichten: dass sich die ersten und ältesten Könige dieses Volcks Humrer genennet, so ohne Zweifel auch dem Homer ihrem Stamm-Vater zu Ehren geschehen« (Egenolff, 1735, Teil I, S. 100). Waren die griechisch sprechenden Dorer eines der Nordmeervölker? Erstaunlich ist dann nicht mehr, dass nicht nur die griechischen Heiligtümer, sondern auch die nordischen berühmt für ihre Orakel waren (ausführlich in Hansen, 1985, S. 205 ff.). Interessant ist die Sichtweise von Johann August Egenolff: »Die ersten Einwohner von Italie sind ... die Umbri, welcher Name vermuthlich ebenfalls aus dem Namen Homer, mit Auslassung des G, geschmiedet ist.« (Egenolff, 1735, Teil I, S. 101) Wurde auch Italien von Völkern des Nordens besiedelt?

»Man schrieb Griechisch zu verschiedenen Zeiten in fast allen Ländern rings um das Mittelmeer ... Das Griechische ist die älteste europäische Weltsprache, und zwar im modernsten Sinn des Wortes. Schon vor der Ausbreitung des Lateinischen hatte es *interkontinentale* Bedeutung als Verkehrs- und Kultursprache in europäischen Gemeinden, in asiatischen Regionen (bis in den Kaukasus und Norwestindien) und in Afrika (Ägypten)« (Haarmann, 1991, S. 423). Aus altgriechischen Buchstaben wurden später lateinische und kyrillische entwickelt. Die slawischen Schriften, die die jüngere *Kyrlilica* und ältere *Glagolica*, wurden im Zuge der Christianisierung von Missionaren in Anlehnung an die griechische Schrift geschaffen (vgl. Haarmann, 1991, S. 443), um die Evangelien aus dem Griechischen ins Kirchenslawische zu übersetzen. Warum entwickeln Missionare zwei verschiedene Schriften für eine Region? Um eine alte bereits vorhandene Barbaren-Schrift auszulöschen? Die glagolitische Schrift könnte die Fortsetzung eines Runenalphabets sein. Sie ähnelt andererseits der byzantinisch-griechischen Minuskelschrift (9.-10. Jh.). Warum verwendeten Missionare nicht die lateinische Schrift?

Die Hochkultur der Kelten

»Die Festlandkelten benutzten in den ersten zwei Jahrhunderten v. Chr. ... das griechische als auch das lateinische Alphabet« (»Bildatlas der Sprachen«, 1998, S. 190). Die Kultur kam aber angeblich erst mit den Römern zu den Barbaren Mittel- und Nordeuropas. Jedoch ließ man »vorgefundene und gewachsene Strukturen bestehen, solange dies ihren Interessen nicht zuwider lief ...« (Czysz et al., 1995, S. 80)? Nach Ptolemäus (2, 13 f.) – und Plinius – gab es auch vorrömische Städte, die nach offizieller Meinung weniger Städte in dem uns bekannten Sinn, sondern eher Handelsplätze waren.

Die bisher entdeckten künstlerisch hochwertigen Grabbeigaben der Kelten bezeugen eine hoch entwickelte Zivilisation. Aber nein, es handelt sich um von Kelten *geraubte römische* Utensilien – wird ernsthaft versichert. Wer könnte den Darstellungen der römischen Geschichtsschreiber widersprechen? Allerdings werden auch im urkeltischen Irland sehr kunstvoll gearbeitete Goldschmucke gefunden, obwohl diese Insel nie römisch war.

Kelten und ihre Vorfahren bauten in Hallstatt (bekannt durch die Hallstattkultur) und Umgebung im -8. bis -6. Jh. Salz in Bergwerken ab. »Jene Teile des Berges, in denen Reste alter Verzimmerung, Reste von Leuchtspänen sowie Bruchstücke von Werkzeug freigelegt wurden, nannte man ›Heidengebirge‹ – denn die Männer, die in grauer Vorzeit hier gearbeitet hatten, mussten ja ›Heiden‹ sein« (Kromer, 1964, S. 104). Mit der Salzgewinnung geht aber bis in unsere Zeit ein großer Wohlstand der Barbaren einher und man musste das Salz in andere Gebiete transportieren, aber wie?

Bekannt sind die kunstvoll verzierten, vierrädrigen Wagen der Kelten. Man fand sie in Gräbern aus dem -8. bis -6. Jh. zusammen mit anderen Grabbeigaben, beigesetzt unter großen Erdhügeln. Seltsamerweise soll es sich um reine Kultwagen handeln. Es soll offiziell suggeriert werden, dass diese Wagen gar nicht benutzt wurden oder *gar über Stock und Stein* zu fahren gezwungen waren (vgl. Rieckhoff/Biel, 2001, Tafel 15). Der Grund dieser Behauptung liegt darin, dass vierrädrige Wagen vernünftige Straßen, zumindest gut ausgebaute Wege benötigt hätten, die nach offizieller Ansicht *erst*

mehrere hundert Jahren später von den einfallenden Römern gebaut worden sein sollen.

Die ebenso einfache wie unlogische Lösung der Historiker muss überspitzt so lauten: Die Kelten verwahrten behutsam ihre Wagen, bis ihnen die Römer im Zuge der Eroberung die notwendigen Straßen bauten. Wer während der Wartezeit starb, bekam seinen Wagen eben mit ins Grab. Zu einer Zeit, in der man diese Kultwagen als hallstattzeitliche Grabbeigaben in die Gräber stellte, soll Rom aber überhaupt erst gegründet worden sein.

Eine für die Archäologen sensationelle Entdeckung könnte einen Umdenkprozess hin zu der hier vorgestellten Interpretation einleiten, denn Forscher entdeckten überraschend eine Kopfsteinpflasterstraße aus der Eisenzeit in Irland, als sie Proben von einem keltischen Schanzwerk in Südwestirland nahmen. Dieses 22 km lange Erdwerk wird auf jeder Seite von einem Graben flankiert. Eine Konstruktion, die von den *Römerstraßen* her bekannt ist. Der Archäologe Barry Raftery (*University College Dublin*) sieht hierin den ersten Beweis, dass auf dieser Kopfsteinpflasterstraße schon in jener *frühen Zeit in Irland Wagen mit Rädern in Gebrauch waren, ebenso wie in England* (BdW, 3.3.1989).

Mehrere keltische Höfe der Hallstattkultur waren zum Zeitpunkt des *Raubes der Sabinerinnen* wahrscheinlich schon »über 200 Jahre in Betrieb, ein Zeichen für effiziente Landwirtschaft. Leider haben sich aus Gründen der Erosion hierzulande keine eisenzeitlichen Flureinteilungen erhalten ...« (Rieckhoff/Biel, 2001, S. 115). Auf einem Relief im *barbarischen Gallien* wurde sogar eine Mähmaschine mit Messern auf Rädern aus dem 1. Jh. dargestellt, und im 3. Jh. sollen in Gallien die Arbeitskräfte knapp gewesen sein (Irmischer, 1984, S. 334).

Die Hallstattkultur und die Kelten insgesamt besaßen technisch hochwertige Wagen, angeblich aber keine Straßen. Müssen wir nicht umdenken und ausgebaute Wege oder Straßen als Voraussetzung für eine *Wagenkultur* ansehen?

Besaß eine Kultur ein weitläufiges Straßensystem, erfolgte auch ein reger Warenaustausch. Ein entsprechender Fernhandel erfordert jedoch ein anerkanntes Zahlungsmittel. Besaßen die Kelten ein Wäh-

runge, obwohl sie mehr als Stammesgemeinschaft analog unserer Europäischen Union organisiert waren, und führten sie in weiten Teilen Europas bereits einen *keltischen Euro* ein?

Alteuropäisches Währungssystem

Als erster europäischer Euro war bereits vor 3000 Jahren Beilgeld im Umlauf, mit dem Germanen, Gallier und Kelten von England bis Slowenien zahlten. Nach Professor Felix Müller (2002), Direktor des *Berner Museums*, waren die unzählig aufgefundenen Mini-beile stumpf und zu leicht, um als Werkzeuge zu dienen. Weltbekannt ist der Beilgeldfund von Hénou in der Bretagne: 600 Stück auf einem Haufen.

Die angeblich barbarischen Kelten begannen dann bereits vor knapp 2300 Jahren, Goldmünzen zu prägen, angeblich nach *griechischem* Vorbild – wodurch die Verbindung wieder bestätigt wird: »Seit Mitte des –2. Jhs. ... waren genügend unterschiedliche Nominale mit normiertem Gewicht vorhanden, um von einem Währungssystem zu sprechen. Dieses funktionierte auch über größte Entfernungen hinweg, weil der Gewichtsstandard großräumig nur geringfügige Schwankungen aufwies ... Insgesamt gesehen war das keltische Währungssystem weitaus entwickelter als das etruskische und entsprach in seiner Standardisierung etwa dem griechischen System« (Rieckhoff/Biel, 2001, S. 217).

Ich unterstreiche die Feststellung, dass Kelten und Griechen ein ähnliches hoch entwickeltes Münzsystem besaßen. Da die Galater (Kelten) auch in Kleinasien siedelten, kann unter Fernhandel ein Warenaustauschsystem gesehen werden, das von Spanien bis zur Türkei oder auch darüber hinaus bis Afrika funktionierte.

Die Normierung, also die standardisierte Herstellung von Münzen in einem großräumigen Gebiet (Fernhandel) und ein Währungssystem zeugen von einem funktionierenden Warenaustausch und damit einer hoch stehenden Zivilisation bereits vor den Römern.

Im Gegensatz zu den Kelten mit einem normierten Münzsystem für den Fernhandel hat Rom auf monetärem Gebiet keine Unifor-

mität (einheitliche Münzen = Währungssystem) besessen. Erst der wesentlich später, von 284-305 regierende römische Kaiser Diokletian wurde durch eine Münzreform bekannt. Bis zu dieser Zeit herrschte »ein Pluralismus provinzialer Münzspektren, an denen das römische Element jeweils stark unterschiedliche Anteile hatte« (Fischer, 2001, S. 214). Trotzdem soll das römische Geld entgegen jeder Logik als eine Leitwährung funktioniert haben, obwohl »über Jahrhunderte weniger an einer Vereinheitlichung nach römischen Kriterien gelegen war als an der Befriedung konkret auftretender Bedürfnisse ihrer Truppen« (Fischer, 2001, S. 214).

Aha! Was auch immer das bedeuten soll: Wie kann ein Fernhandel ohne Währungssystem oder ein festgelegtes Tauschverhältnis unterschiedlicher Münzsysteme funktionieren? In der Literatur werden diese unübersehbaren Widersprüche wortreich vernebelt und allzu fadenscheinig begründet.

Im Gegensatz zu den Römern besaßen die Kelten ein auch im Fernhandel funktionierendes Münzsystem, bei dem trotz gemeinsamer Eigenschaften der räumliche Ursprung der Münzen erkannt werden kann, je nachdem, ob sie aus den Gefilden Spaniens oder Frankreich, von den Küsten Englands, vom Rhein, der mittleren Donau oder aus dem Inneren Kleinasien stammen (Kroha, 1997, S. 237). Da man aber die Römer als Hochkultur und die angeblich schriftunkundigen Kelten als Barbaren ansieht, werden keltische Münzen als *Nachahmungen* römischer angesehen und entsprechend als *Barbarenprägung* eingestuft ...

Verstehe das, wer will. Hier wird anscheinend Ursache und Wirkung verwechselt. Es war genau umgekehrt, und die als römisch angesehenen Münzen sind in Wirklichkeit keltischen und/oder griechischen Ursprungs, wie noch geklärt werden soll. Aber auch in Amerika wurden in unterschiedlichen Ländern keltische Münzen gefunden, die in der Mehrzahl als *römische* Prägung angesehen werden. Wie auch immer, kann ein römisches Weltreich ohne ein uniformes Münzsystem bestanden haben? Außerdem sind manche römisch klassifizierten Münzen stilistisch von solchen aus dem griechischen Sizilien (Syrakus), u.a. mit dem Biga/Quadriga-Motiv, nicht zu unterscheiden.

Keltisches Nachrichtensystem

Das Währungssystem der Kelten zeigt die ausgezeichnete dezentrale Organisations- und Verwaltungsstruktur. Eine solche Struktur ist, wenn sie funktioniert, durch die kurzen Wege effektiver als ein zentral regiertes Staatssystem, wie es das Römische Weltreich gewesen sein soll. Ein großflächig funktionierendes Währungssystem erfordert ein übergeordnetes Kommunikationssystem. Denn das wäre erforderlich, um ein im Fernhandel akzeptiertes Münzsystem überhaupt erst zu installieren und die Münzprägungen standardisieren und kontrollieren zu können. Der unbestrittene wirtschaftliche Aufschwung der Oppida-Zivilisation der Kelten benötigte zwingend eine schnelle Kommunikation beziehungsweise ein funktionierendes Nachrichtensystem.

Die *Europäische Gesellschaft für frühgeschichtliche Technologie und Randgebiete der Wissenschaft EFODON e. V.* (<http://www.efodon.de>) hat das keltische Nachrichtensystem nicht nur entdeckt, sondern auch experimentell nachgewiesen. Seitdem Gernot L. Geise die ersten Erkenntnisse des Vereins 1996 in seinem Buch »Das keltische Nachrichtensystem wiederentdeckt« dokumentierte, nahm die Wissenschaft von diesen Entdeckungen jedoch keinerlei Notiz. Ein römischen Geschichtsschreibern zufolge barbarisches Volk darf ganz einfach kein Nachrichtensystem besessen haben.

Tatsächlich aber war das Land der Kelten und Germanen mit einem Netz von Nachrichtenstationen überzogen, die teilweise noch heutzutage nachweisbar sind (ausführlich: Geise, 1996; neu: 2002). Es handelt sich um anfangs unbefestigte Lichtstationen, so genannte *Ludrenplätze*. Diese bestanden aus einer Feuerstelle, die zur Eingrenzung mit einem Steinkreis von etwa zwei bis zehn Metern Durchmesser umgeben waren. Das Feuer wurde ständig unterhalten, damit sekundenschnell eine haushohe Lohe erzeugt werden konnte, wenn ein Alarmfall eintrat. Diese Kommunikation mit Signalfeuern erinnert an die Prärieindianer Nordamerikas, die sich auf ähnliche Art verständigten.

Die anfangs unbefestigten Lichtstationen wurden später mit *Warttürmen* ausgebaut. Die einzelnen Stationen waren durch so genannte

Hellwege untereinander verbunden. Der bekannteste verlief in Ost-West-Richtung entlang der heutigen Bundesstraße B1 in Nordrhein-Westfalen (Geise, 1996, S. 61).

Die angeblich barbarischen Kelten handelten bereits mit hoch spezialisierten Glasprodukten und besaßen Glashütten, »die technisch komplizierte Formung der nahtlosen(!), plastisch und vielfarbig verzierten Ringe sowie die chemische Zusammensetzung der Farbstoffe beherrschten ... Die Römer kannten nur zusammengeklebte Ringe, und moderne Imitationen erreichten die Eleganz der keltischen Vorbilder bei weitem nicht« (Rieckhoff/Biel, 2001, S. 241).

Zur Nachrichtenübermittlung setzten die Kelten Glaskugeln ein. Sie sind heute unter dem Begriff *Schusterkugeln* bekannt, weil sie bis zur Einführung der Elektrizität in Schuhmacherwerkstätten in Gebrauch waren. Mit einer hinter der mit Wasser gefüllten Glaskugel positionierten Kerzenflamme erzeugten die Schuster einen gebündelten, scheinwerferähnlichen Lichtstrahl zur zielgerichteten Erhellung des Arbeitsplatzes und die Kelten zur Telekommunikation mit der nächsten Nachrichtenstation.

Der EFODON e.V. hat praktische Versuche unternommen und problemlos Lichtsignale über sieben Kilometer hinweg gesendet. Tagsüber bei Sonnenschein können die Signale auch mit einem Spiegel oder als Rauchsignale gesendet werden. Mit der Nutzung wassergefüllter Glaskugeln ging wahrscheinlich die Erbauung von Signaltürmen einher, da zur Nachrichtenübermittlung über mehrere Kilometer einerseits eine Ausrichtung und Fixierung notwendig ist und andererseits das offene Feuer vor Winden geschützt werden muss.

Die aus der Zeit vor der Christianisierung stammenden Signalstationen, die auch der akustischen Nachrichtenübermittlung dienten, wurden in vielen Fällen später zu Kirchtürmen umfunktioniert.

Unsere alten Kirchtürme sind oft keltische Bauten, die einen anderen Baustil als die später ergänzten Kirchenanbauten besitzen. Man sieht in diesen Kirchtürmen nicht selten sogar noch die später gebrochenen Türöffnungen. Denn die keltischen Signaltürme hatten zu ebener Erde keine Eingänge, da im Ernstfall die Nachrichtenübermittlung unbedingt aufrechtzuerhalten war und so die Türme

bei Stammesfehden nicht so leicht erobert werden konnten. Das Personal wurde mit Körben auf die obere Plattform gehievt. So verhinderte man auch das Fälschen von Nachrichten.

Die römisch-päpstlichen Christianisierer funktionierten die Signaltürme der heidnischen Länder zu Kirchtürmen um (*Kultplatz-Kontinuität*) und vernichteten so das *feindliche* Nachrichtensystem der angeblichen Heiden oder nutzten es teilweise heimlich weiter, da die okkupierten alten Kirchtürme immer in Sichtkontakt miteinander standen (Geise, 2000).

Transatlantische Signaltürme

Uwe Topper berichtete mir über seine längere Zeit zurückliegenden Entdeckungen von zu ebener Erde türlosen Türmen, die in langen Ketten über die ganze Iberische Halbinsel bis jenseits der Pyrenäen verteilt angeordnet sind. Sie scheinen zu zwei verschiedenen, unterschiedlich alten Systemen zu gehören. Bei dem älteren System denkt Topper an keltische, keltiberische oder vorkeltische Systeme und bei dem jüngeren an islamische (Topper, 1927, S. 171 f.).

Nach byzantinischen Quellen soll im 9. Jh. eine optische Signalverbindung quer durch Kleinasien nach Konstantinopel bestanden haben. Die ursprüngliche Hauptfunktion der Türme wurde offiziell noch nicht erkannt. Bereits bei den Griechen wurden optische und akustische Signale im Kriegswesen zur Nachrichtenübermittlung eingesetzt. Beispielsweise wurde das Anrücken feindlicher Truppen durch Rauchsignale am Tag und Feuersignale bei Nacht angezeigt. Zur Buchstabenübermittlung dienten Fackeltelegraphen. Im »Lexikon der Antike« wird bestätigt, dass die Mittelmeerküste von Kleinasien, Spanien und Nordafrika mit Signalstationen versehen war (Irmscher, 1984, S. 520) – in Gebieten, die in der Vorzeit keltisch waren.

Zumindest in einem Fall wird auch im Keltenland ein funktionierendes, allerdings als römisch deklariertes Nachrichtensystem anerkannt. Im »Bertelsmann Lexikon Geschichte« (1996, S. 484) kann

man nachlesen: »Das vornehmliche strategische Moment des Limes war nicht nur der Bollwerkcharakter, sondern lag in seiner Kommunikationsfunktion. Denn der Limes war als Beobachtungslinie mit Wachtürmen eingerichtet, die in Sichtweite (200-1000 Meter) standen und über die durch Signal-, Rauch- und Lichtzeichen Informationen ausgetauscht wurden.«

Wenn die später als Kirchtürme genutzten Signaltürme tatsächlich zur optischen Nachrichtenübermittlung dienten, müssen sie in bestimmten, auf Sichtweite ausgerichteten Abständen errichtet worden sein.

Die Lage einiger tausend alter Kirchen Skandinaviens und Norddeutschlands hat Goslar Carstens (1982) untersucht. Es wurden dabei immer wiederkehrende Entfernungen zwischen den alten Kirchen festgestellt. Der Titel der Untersuchung »Der planmäßige Aufbau der heidnischen Heiligtümer bei den Skandinaviern, Friesen und Sachsen« (Carstens, 1982) unterstreicht den überregionalen Charakter der Planung und Vermessung, die man den Barbaren Nord- und Mitteleuropas ansatzweise gar nicht zugetraut hätte. Die römisch-päpstliche Kirche hat zwar neue Kirchen auf den alten heiligen Plätzen errichtet, aber die hier angesprochenen, später zu Kirchtürmen umfunktionierten sehr alten Türme existierten schon lange vor Beginn des Feudalismus und waren quasi *Bestandteil* der alten Kultplätze.

Ausschließlich von oben zugängliche Signaltürme gibt es auch in Amerika. Im *Gallina Canyon*, im Nordwesten des US-Bundesstaates New Mexico, standen ungefähr 500 Steintürme in einem Gebiet von 56 mal 80 Kilometern. Frank C. Hibben von der *University of New Mexico* veröffentlichte am 9. Dezember 1944 einen Artikel über »Das Geheimnis der Steintürme« in der Millionenzeitschrift »The Saturday Evening Post«. Diese Steintürme standen einzeln oder in Gruppen, stets auf erhöhten Punkten wie »Burgen entlang einer Felskante«.

Man nannte die Erbauer *Gallina-Volk*. Bis heute ist von der *Largo-Gallina-Kultur* kaum etwas bekannt. Erst 1979 erschien ein neuerer Artikel von James Mackey und Roger C. Green über die Türme im »American Antiquity« (Vol. 44, S. 144-154). Von der *Arizona State*

University wurde mir eine Untersuchung über die mit gebrochenen und teilweise verbrannten Knochen gefundenen Skelette überlassen (Turner et al., 1993).

In seinem Standardwerk »Southwestern Archaeology« hebt John McGregor die für diese Gegend atypische *Gallina-Phase* hervor und anerkennt die Eigenart des Turmbaus. Tatsächlich haben diese Verteidigungstürme Ähnlichkeit mit den keltischen Signaltürmen: Sie besitzen einen meist quadratischen Grundriss, seltener mit abgerundeten Ecken – aber auf jeden Fall keine Tür! Der einzige Weg, hinein zu gelangen, war über eine Leiter auf das Dach, dann durch eine andere Leiter ins Innere.

Bereits Kendrick Frazier (1986) wies drauf hin, dass Mounds und geeignete topographische Punkte zur Signalübertragung genutzt wurden. Andere (Ellis, 1991) überprüften die *Gallina-Türme* hinsichtlich der Möglichkeit zur Übertragung von Nachrichten, und Linda Cordell (1989) untersuchte den Zusammenhang zwischen alten nordamerikanischen Straßen und Signalstationen.

Der Prähistoriker Professor Roger C. Green (*University of Auckland*) datierte vor kurzem die »poorly understood« – »(kaum verstandene) Largo-Gallina-Kultur« in das 12. bis 13. Jh. Woher kam sie zu diesem Zeitpunkt? Vergleiche von Töpferwaren lassen Verbindungen zum Mississippi-Gebiet vermuten, das vom Atlantik aus per Schiff leicht zu erreichen war.

Im Südwesten der Vereinigten Staaten errichtete eine fast unbekannte Kultur auch krakenförmig ausgedehnte Straßensysteme. Die *Great Houses*, mehrstöckige prähistorische Wohnanlagen, »waren mit entfernt liegenden Stätten und anderen großen Wohnanlagen durch ein Netzwerk von sorgfältig ingenieurmäßig geplanten Straßen verbunden, die sich über Hunderte von Meilen hinzogen« (»Archaeology«, Vol. 52, 1/1999).

Im Tal des Chaco River finden sich noch fast einhundert Straßen-segmente, angelegt im späten 11. und 12. Jh. im Vierländereck der heutigen US-Bundesstaaten Utah, Colorado, Arizona und New Mexico. Von dieser urbanen Hochkultur weiß man noch nicht einmal, wie sie sich selbst nannten: der Name Anasazi ist der Sprache der Navajoin Indianer entlehnt und bedeutet etwa »Die Ahnen«.

Neben mehrstöckigen Steinhäusern errichteten sie in der Gegend von Hovenweep in Utah runde, D-förmige und viereckige, mehrstöckige Steintürme, über deren Benutzung viele Theorien hervorgebracht wurden. Diese Anlage war von 900 bis zum Einsetzen der großen Dürre um 1276 bewohnt.

Schreibkundige Barbaren

Obwohl die Kelten angeblich nicht schreiben konnten, wie kategorisch behauptet wird, blieben archäologische Fundstücke (Schreibgeräte) aus einem rechtsrheinischen Oppidum erhalten. Auch Caesars Bemerkung über die Archive der Helvetier (»*Bellum Gallicum*« 1.29,1), die vor seiner angeblichen Ankunft auch in Südwestdeutschland gelebt hatten, lassen die Annahme zu, dass eine entwickelte schreibende Administration schon vor der *römischen Eroberung* dieser Gebiete vorhanden war (Rieckhoff/Biel, 2001, S. 220).

Für die Übermittlung von Nachrichten per Licht-, Ton- oder Rauchsignalen wird eine Art Morse-Alphabet benötigt. Konnten die Kelten *morsen*? Theoretisch ja, denn sie kannten die so genannte *Oghamschrift* (Geise, 2000, S. 124). Es handelt sich um eine Buchstabenschrift, die auf den ältesten irischen Sprachdenkmälern (um das 4. Jh.) dokumentiert ist und eine große Ähnlichkeit mit unserem Morse-Alphabet hat. Wie alt die Oghamschrift wirklich ist, steht nicht fest. In Schottland habe ich mir mehrere piktische Steine angesehen, die denselben Stil aufweisen wie die irischen Ogham-Inschriften. Aber da uns nichts von der piktischen Sprache bekannt ist, waren alle Versuche, sie zu übersetzen, bisher erfolglos.

Die 20 Zeichen des Ogham-Alphabets bestehen aus bis zu fünf Kerben oder Strichen, die zu einer Mittellinie, beispielsweise der senkrechten Kante eines stehenden Steins, angeordnet sind. Die Oghamschrift wird häufig auch in den alten irischen Mythen erwähnt. Nach einer Niederschrift des *Immrain Brain* (»Die Reise des Bran«) aus dem 8. Jh., wobei die Geschichte eindeutig vorchristlichen Ursprungs ist, habe Bran fünfzig oder sechzig vierzeilige Gedichte in

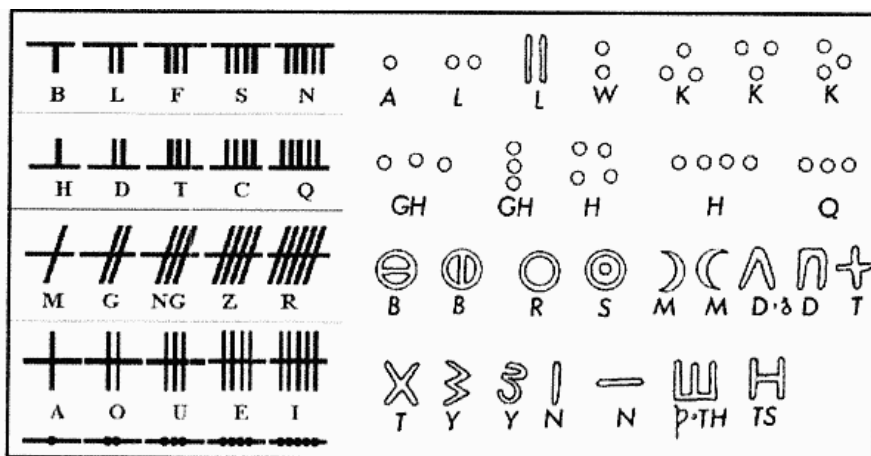


Abb. 15: Ogham. Die jüngere Oghamschrift mit Vokalen (links) und auch die in Deutschland zu findende altnordische Tifinag-Schrift der Berber (rechts oben). In der Penobscot Bay in Crow



Island (Maine) war lange Jahre eine Inschrift bekannt, die erst 1981 als nordische Tifinag-Schrift identifiziert wurde (rechts unten: aus: Fell, 1982, S. 117).

Ogham aufgeschrieben. Im *Táin Bó Cuailnge* (Rinderraub von Cooley) schickt Cúchulain seinen Feinden Warnungen und Herausforderungen in Ogham (vgl. Ellis, 1996, S. 180).

Da man die Oghamschrift der Kelten in Europa nicht ernst nimmt, werden derartige Funde in Amerika schon gar nicht erst als solche registriert oder kommentiert. Bis vor kurzer Zeit, also noch lange nach entsprechenden Entdeckungen, hielt man diese Schrift für sinnlose Graffiti. Ja sogar Strichzeichnungen als Felsgravuren, die oft stilisierte Menschen oder Tiere darstellen, stellen Texte in Oghamschrift dar – wie man erst spät nach den ersten Entdeckungen erkannte.

Ursprünglich bestand die Oghamschrift aus 15 Konsonanten. Die fünf Vokale (A, U, O, E, I) wurden erst Jahrhunderte später durch

die Benediktiner-Mönche hinzugefügt, um eine größere Übereinstimmung mit den griechischen und lateinischen Alphabeten zu erzielen. Sehr interessant und wichtig ist, dass die vor allem in den Neuenglandstaaten, in Oregon, Washington und Nevada (USA), auch in British Columbia (Kanada) häufig zu findenden Ogham-Inschriften aus Konsonanten bestehen, ohne die später von den Benediktinern hinzugefügten fünf Vokale.

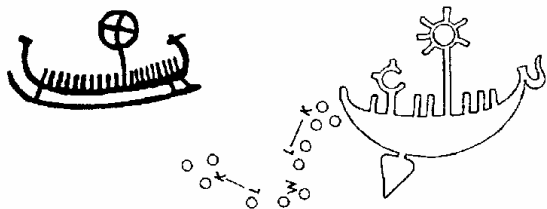
Nahe Peterborough in Ontario (Kanada) kann man Hunderte von Felszeichnungen sehen, die Bilder aus der altnordischen Mythologie zeigen. Auch ein Sonnenschiff ist vorhanden, das dem einer bronzezeitlichen Darstellung in Schweden entspricht. Interessanterweise sind an der *Peterborough Site* neben Ogham-Inschriften auch Tifinag-Inschriften vorhanden. Obwohl diese Schrift noch heute von den Berbern im Atlasgebirge geschrieben wird, ist sie tatsächlich eine alte nordische Schrift. Sie findet sich sowohl auf skandinavischen Felsbildern der frühen Bronzezeit als auch auf nordamerikanischen und kanadischen Felsbildern der Zeit um – 1700. Nach der erfolgreichen Abwehr der Angriffe der verbündeten Nordmeervölker und Libyern um -1200 (= -4. Jh. nach eZ) auf Ägypten (Ramses III.) sind Teile der Nordmeervölker an den weiten Küsten Nordafrikas und der Levante sesshaft geworden.

Wurden sie auch nach Amerika verschlagen? In Rocky Neck, in der Nähe von Gloucester, wurde an der Atlantikküste von Massachusetts eine nordische Streitaxt gefunden, die eine Tifinag-In-

Abb. 16: Sonnenboote.

An der Peterborough Site in Ontario (Kanada) befindet sich unter Hunderten angeblich indianischer Felszeichnungen mit alt-

nordischen Motiven ein Schiff (rechts), das einer entsprechenden Darstellung (links) in Bohuslän (Schweden) ähnelt. Die Tifinag-Inschrift bei dem kanadischen bronzezeitlichen Schiff kann »Kjol ve logi« (Schiff vom grellen Standard) gelesen werden (Fell, 1986, S. 307).



schrift (Foto 22) trägt. Die Axt befand sich in der *Goodwin Collection* in Hartford (Connecticut).

Auch in Südamerika wurden Inschriften gefunden: »Ruth Verril hat 240 km von Kuzko (Cuzco) entfernt, in den bolivianischen Anden, eine Proto-Inka-Inschrift gefunden, die sie wie die Form einer archaischen Linearschrift definierte, welche aus der Zeit des Menes stammen müsse, also vor rund 2900 Jahren vor Christus. Ein Teil der Inschrift besagt nun, dass im ›Land der Dämmerung ... unter der Anführung von Gin-Ti, in der Begleitung des Feuergottes Men der Kolonie des Tales des Indus ...‹ Diese Inschriften sind sumerisch, also mitteleuropäisch, und damit ... mit der semitischen Sprache verwandt«, schreibt der frühere Professor für klassisch-arabische Sprache Marcel F. Homet (1958, S. 263) und weiter (S. 283): »Nur nebenbei möchte ich bemerken, dass, abgesehen von allen Ideogrammen, sich noch bei 75 vorgeschichtlichen brasilianischen Schriftzeichen sicher 15 finden, die mit den kretischen identisch sind, und weitere 19 eine große Ähnlichkeit mit ihnen haben.« Homet schätzt die brasilianischen Schriftzeichen jedoch fünf- bis sechstausend Jahre älter als die mittelmeerländischen.

Eine libysche Inschrift wurde von Professor Karl Stolp bei Santiago de Chile entdeckt. Einzelheiten veröffentlichte Stolp in einer örtlichen wissenschaftlichen Zeitung in deutscher Sprache (Stolp, 1989). Die Menschen, die in Südamerika mit libyschen Zeichen schrieben, sprachen offenbar die hamitische Sprache Nordafrikas.

Wenn Nord- und Mittelmeervölker bis nach Amerika segelten und die Kelten eine Hochkultur mit eigener Schrift und Fernhandel bis in den mediterranen und nordafrikanischen Raum besaßen, also entgegen römischer Auffassung keine Barbaren darstellten, ja sogar die Planer und Erbauer von Römerstraßen waren, stellt sich die entscheidende Frage: Wer waren die Römer wirklich?

3 Rätsel Rom

Professor Marcel F. Homet (Universität Algier) berichtet von seiner Forschungsfahrt im Amazonasgebiet: »Diese Urnen, die wir erstmals in Nordamazonas entdeckten, sind aber außerdem identisch mit den etruskischen Italiens und denen in Deutschland, die in der Lausitz gefunden wurden. Sie gleichen ebenso den Urnen der französischen Bretagne der keltischen Epoche. Und all diese Urnen sind Schwestern der vorgeschichtlichen kretischen Urnen, die mindestens 3000 Jahre vor Christus angefertigt worden sind. Bei der vergleichenden Betrachtung dieser Töpferwaren musste ich mich an die Entdeckung meines Freundes, des Forschers Waterlot, erinnern, der 1905 in Dahomé (Benin in Afrika, HJZ) eine anthropomorphe Urne gefunden hatte. Sie befindet sich jetzt im Musée de l'homme in Paris und weist eine unbestreitbare Ähnlichkeit mit unseren jetzt in Amazonas entdeckten Urnen auf« (Homet, 1958, S. 258).

Das antike Trümmerfeld

Im Mittelalter war die ewige Stadt Rom zeitweise unbewohnt, zuletzt in Schutt und Asche gelegt durch gewaltige Erdbeben Mitte des 14. Jhs. Nachdem die katholische Kirche 1377 Avignon (Frankreich) verließ und ihren Sitz nach Rom verlegte, ließ Papst Martin V. ab 1417 Ausgrabungen vornehmen, um das antike Rom ans Tageslicht zu fördern.

Auch andere Städte in Italien, in Nordeuropa einschließlich Grönlands, aber auch in Griechenland, ja alle Länder rund um das Mittelmeer wurden durch Naturkatastrophen in Mitleidenschaft gezo-

gen. An der Nordseeküste verschlangen Sturmfluten gefräßig Inseln und Küstengebiete. Die heftigen Erschütterungen scheinen immer wieder von um 1348 bis ungefähr 1360 gewütet zu haben. Beispielsweise wurde das ehemals *römische* Basel durch mehrfache Beben 1356 zerstört. Derartige Erdbeben – über einen längeren Zeitraum verteilt – erklären die starke Zerstörung der antiken Denkmäler rund ums Mittelmeer. Mit dem Wüten der Naturkatastrophen dezimierte die Pest große Bevölkerungsteile Europas, Vorderasiens und Nordafrikas.

Rom soll nach dem Einfall der Goten 410 unaufhaltsam zerfallen sein. Nach der byzantinischen Einnahme von 552 zerfiel Rom »mit immer größerer Schnelligkeit in Trümmer« (Gregorovius, 1978 I, S. 231). Um 600, unter Gregor I., ging die Stadt selbst »unrettbar mit jedem Tage mehr und mehr in Ruinen« (Gregorovius, 1978 I, S. 282). Danach »lag Rom als ausgebrannte Schlacke der Geschichte am Boden« (Gregorovius, 1978 I, S. 291). Laut »Bertelsmann Lexikon Geschichte« betrug die Bevölkerungszahl im Jahre 1530 ganze 30 000 Menschen. Die Aquädukte funktionierten nicht mehr und Schutthaufen sowie Ödland lagen innerhalb der viel zu weiten Stadtmauern (Duncan, 1998, S. 265). Rom wurde erst 1871 die Hauptstadt Italiens. Wie lange taumelte Rom als antikes Trümmerfeld geschichtslos durch die Jahrhunderte ?

Einem Blitzstrahl gleich erscheint Rom dann plötzlich in gleißendem Licht, das wie ein Lichtspot inmitten des Ruinenfeldes erstrahlt: Papst Leo III. krönte Karl am 25.12.800 in Rom zum römischen Kaiser. Tatsächlich, muss man unwillkürlich fragen? Ohne die Krönung Karls des Großen zum römischen Kaiser im Jahre 800 wäre Rom wohl eine dunkle, unbewohnte Ruinenstadt geblieben.

Der von 1364 bis 1380 über Frankreich herrschende König Charles V. kreierte einen regelrechten Kult um Karl den Großen (Charlemagne), und dies *über 550 Jahre nach Karls Tod* (Lejeune/Stiennon, 1967, S. 225)! Der wahre Grund dieser systematischen Inszenierung wird im gleißenden Licht der hier skizzierten erst zu Beginn des zweiten – und nicht ersten! – Jahrtausends entwickelten und noch zu diskutierenden römisch-päpstlichen Machtentfaltung erkennbar. Zur Abrundung des Szenarios fanden die Humanisten

dann auch *zufällig nach Jahrhunderten* irgendwo unerkant he-
rumliegende Handschriften, die Karls Existenz beweisen sollen.
Der geschichtlich relativ ereignislose Zeitraum von 614 bis 911
stellt nach Dr. Heribert Illig (1996) ein *Phantomzeitalter* dar, das
aus der europäischen Geschichte zu streichen ist. Eine mikrohisto-
rische Untersuchung einer kleinen Region um Cluny beweist, dass
im Jahre 1000 die antike Gesellschaft schlagartig zu Grabe getra-
gen wurde und die feudale aus der Taufe gehoben wurde (Bois,
1993, S. 115). Das Frühmittelalter würde demzufolge verschwinden
und die späte Antike würde im Westen an das Hochmittelalter
anschießen, das nach konventioneller Sichtweise um 1000 beginnt.
Mittelalterliche Urkunden tragen zu oft falsche oder veränderte
Datierungen. Wilhelm Kammeier (1889-1959), hielt das gesamte
Mittelalter vor 1300 für gefälscht oder zumindest verfälscht; ge-
schaffen im 15. Jh. von kirchentreuen Humanisten. Der Wiederauf-
stieg oder jungfräuliche Start Roms setzt auch erst mit dem Beginn
der Renaissance ein, gefördert durch die mächtigen und Pracht lie-
benden Renaissancepäpste Alexander VI. (1492-1503), Julius II.
(1503-1513), Leo X. (1513-1521) und Klemens VII. (1523-1534).

Etruskisches Rom

Wie Livius mit der keltischen Sage von Bellovesus und Segevesus
(V, 33-35) zeigt, siedelten die Kelten schon um -600 in den Al-
pentälern, also schon mit der Gründung Roms.

Eine Neugründung Roms auf noch älteren Siedlungsresten wird
den Etruskern im -7. bis -6. Jh. zugeschrieben. Mit der etruski-
schen »Expansion nach Süden in den Raum von Latium und Kam-
panien« bewirkte, dass »bereits bestehende Siedlungen als Städte
neu gegründet oder organisiert wurden (u.a. Rom, Praeneste,
Capua, Pompeji)« (»Bertelsmann Lexikon der Geschichte«, S.
228). Außerdem besaßen nur die Etrusker die technischen
Kenntnisse um -600 das Forum trocken zu legen. Etwa zwischen
-575 und -470 hatte kein römisches, sondern das *etruskische*
Geschlecht der Tarquinier das Königtum in Rom inne.

»Das städtische Gemeinwesen, das wir in der ältesten politischen Geschichte Roms, der Königszeit, dann vor uns sehen, kann nicht ohne die Hilfe der Etrusker entstanden sein. Denn die städtische Siedlungsform finden wir seit dem -9./8. Jh. unmittelbar nördlich von Rom, nämlich in Etrurien; die erste griechische Stadt hingegen lag Hunderte von Kilometern weiter südlich (Kyme am nördlichen Gestade des Golfs von Neapel). Etruskisch ist auch der Name Roma, der von einem etruskischen Geschlecht der Romulier abgeleitet ist; der mythische Stadtgründer Romulus ist also ein Romulus. Etruskisch sind auch die Insignien des Herrschers, der Goldkranz, die goldbestickte Purpurtunika und der ebenso verzierte Purpurmantel, die Schnabelschuhe, das Rutenbündel mit dem Beil (*fascies*) und der Klappstuhl (*sella curulis*), ferner die Gehilfen der Amtsführung, die Liktores, und die Sitte des Triumphs sowie die gesamte staatliche Vorzeichenschau, mit deren Hilfe der Wille der Götter erforscht wurde ... Wir haben nach allem mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass die eigentliche Stadtgründung (Roms, HJZ) das Werk eines Etruskers war, der als Herrscher ... das neue politische Gebilde lenkte. Der Zeitpunkt dieses politischen Aktes dürfte irgendwann im -7. Jh. liegen« (Bleicken, 1982, S. 13f.).

In politisch-militärischer Hinsicht »war das frühe Rom in drei große Verbände, die Tribus der Ramnes, Tities und Luceres, aufgegliedert, somit in Einheiten, die etruskische Namen führten« (Christ, 1979, S. 16).

Die Entwicklung im mittleren und nördlichen Etrurien scheint als *zweite Kolonisation* der Poebene später einzusetzen und unterscheidet sich daher von der südlichen (Torelli, 1998, S. 208), zu der Rom gehörte.

Die als Konföderation, dem Zwölf-Städte-Bund (Dodekapolis), organisierten Etrusker sind kaum durch ihre eigenen Schriftzeugnisse oder die Nachrichten griechischer und römischer Autoren bekannt, obwohl es zu dieser Zeit bereits ein reichhaltiges etruskisches Schriftwesen und Schrifttum gab. Vielmehr zeichnen sie sich durch ihre künstlerisch hochwertigen Hinterlassenschaften aus, die stilistisch *ur-römisch* erscheinen.

Obwohl die etruskische Sprache in rund 10 000 Inschriften erhalten ist und auch das Alphabet bekannt ist, gelang es nicht, sie endgültig zu übersetzen. Weil man einen falschen Lösungsansatz wählt (vgl. Knauer, 1998)? Die etruskische Sprache stellt einen Fremdkörper im italienisch sprechenden Umland dar. Auf italienischem Boden ist einzig im Gebiet der Räter, im norditalienischen Alpenraum, eine ähnlich fremdartige Sprache dokumentiert. »Weitere Spuren gibt es auf Limos, einer Insel im Agäischen Meer. Dort haben die Archäologen Inschriften aus dem 6. Jh. v.Chr. gefunden, deren Sprache dem Etruskischen nahe steht« (»BdW«, 8/2002, S. 71). Interessant ist: *Die heutige italienische Hochsprache besitzt ihre Wurzel in einer toskanischen Mundart, nicht etwa in einer lateinischen Schriftsprache.*

Das Etruskische erinnert auch an das Baskische, einer an der spanisch-französischen Westspitze (nördlich und südlich der Pyrenäen) von noch rund 600 000 Menschen gesprochenen Sprache, das Überbleibsel einer vor-indoeuropäischen Ursprache in Europa, die im Gegensatz zum Etruskischen der Vernichtung durch die Christianisierung entging und eine Sprachinsel darstellt.

Der Conte de Charency (o.J.) stellt fest: »Das Berberische, das Tamatscheq (Sprache der Tuaregs der Sahara), das Euskara (die baskische Sprache) und bestimmte Worte des Alt-Gallischen haben eine unleugbare Verwandtschaft mit den indianischen Dialekten von Nord- und Südamerika« (zitiert in: Homet, 1958, S. 48). Das sind bemerkenswerte Feststellungen über *altsprachliche Parallelen in Amerika und Europa*,.

DNA-Tests an den nie romanisierten Völkern der Basken, Walisern und Iren weisen auf gemeinsame Vorfahren hin (»Proceedings of the National Academy of Sciences«, 24.4.2001, Vol. 98, S. 4830 bis 4832). »Genetischen Studien zufolge wurde das westliche und nördliche Europa nach der Eiszeit von einem iberisch-südfranzösischen Gebiet aus besiedelt ... drei Viertel der heutigen Europäer stammt in weiblicher Linie direkt von Alteuropäern ab ... (und) sind eng mit den Basken verwandt« (»SpW«, Mai 2002, S. 44). Entgegen der bisherigen Vorstellung handelte es sich um ein homogenes europäisches Bevölkerungs-Substrat.

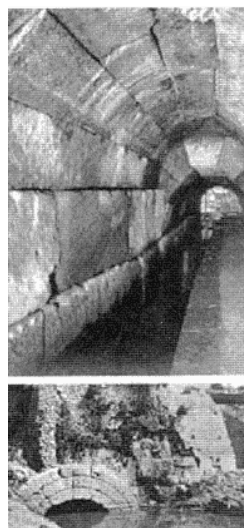
Seevolk Etrusker

Die Herkunft der Etrusker ist offiziell nicht geklärt. Bei der Zusammensetzung der aus ägyptischen Quellen bekannten *Seevölker*, die nach erfolglosem Kampf gegen Ramses III. auf ihren Schiffen weiterzogen, sollen nach einigen Gelehrten Stämme der Seevölker mit den Tyrsenoi, den Tyrrhenern oder Etruskern gleichgesetzt werden. Auch der Zeitpunkt, den Herodot für die Einwanderung der Lyder nach Italien angibt, stimmt mit dieser Annahme überein.

Fest steht, dass die Etrusker stark hellenisiert und doch so ganz anders waren. In den etruskischen Gräberfeldern (Nekropolen) wurden *weitaus mehr griechische Vasen geborgen als in so manchen griechischen Gräbern*. Die Etrusker waren Meister der Metallverarbeitung, vor allem des Goldes. Sie vererbten das Vermessungsgerät namens *Groma* angeblich den Römern (lateinisch: *Gromaticus*), das es ihnen erlaubte, gerade Linien und rechte Winkel festzulegen. Andere technische Kulturexporte der Etrusker sind die Hafen- und Straßenbaukunst, eine Art Wasserwaage, die Verarbeitung von Terrakotta, der Brückenbau und unterirdische Abflusssysteme.

Eigentlich handelt es sich um typisch *römische* Merkmale und Erzungenschaften. Auch die Trockenlegung des römischen Forums durch den Bau der eindrucksvollen *Cloaca Maxima* war ein typisch etruskisches Unternehmen. »Die etruskischen Einwanderer und Besucher, deren Aufenthalt in der Stadt durch die Existenz der etruskischen Straße bestätigt wird, haben dafür gesorgt, dass sich Rom allmählich zu einer etruskischen Stadt und einem etruskischen Stadtstaat entwickelte. Aber Rom war trotzdem keine etruskische Kolonie ...« (Grant, 1995, S. 109). Natürlich nicht, denn Rom war ja von Etruskern neu auf vorhandenen Ruinen gegründet worden. »Der etruskische Einfluss hat sich ... in der römischen Gesellschaft sehr intensiv durchgesetzt. Im heiligen Bezirk von Sant-Omobono in der Nähe des Hafens standen etruskische Statuen aus dem 6. Jh., und der Tempel des Jupiter, der Iuno und der Minerva ... war der größte im etruskischen Stil erbaute Tempel, den es je gegeben hat« (Grant, 1995, S. 110).

Abb. 17: Cloaca Maxima. Der größte Reinigungskanal Roms wurde von den Etruskern um -300 als überwölbte Kanalisation in den Tiber geleitet. Die Kunst des Gewölbebaus ist keine römische Errungenschaft.



Es fragt sich, ob hier nicht irgendetwas grundsätzlich verwechselt wird. Bereits mit der Gründung Roms bauten die Etrusker Straßen und Wasserleitungen. Andererseits war auch die römische Kunst stark an etruskische und griechische Vorbilder angelehnt. »In der Plastik herrschten einfache Übernahme und Nach- und Umbildungen griechischer Meisterwerke für dekorative Zwecke vor, wobei neben Sammelleidenschaft repräsentative Gesichtspunkte und reiner Snobismus Rom in ein Museum griechischer Kunst verwandelten« (Irmischer, 1984, S. 483). Das muss einem erst einmal einfallen: Rom als ein antikes *Museum* griechischer Kunst.

Die römische Geschichtsschreibung wimmelt von Widersprüchen und scheinbar maßlosen Übertreibungen. Schon immer hat mich gewundert, warum der karthagische Feldherr Hannibal (-247/246 bis -183) im Zweiten Punischen Krieg -218 mit seinen Elefanten über vereiste Alpenpässe zog, aber nicht seiner starken Flotte vertraute und Rom von der See her angriff oder irgendwo an der Küste Italiens landete.

Warum schloss Karthago als dominierende Seemacht mit der zu dieser Zeit unbedeutenden Provinzialmacht Rom bereits -509 sowie -348 Verträge über Sperrzonen bis nach Gibraltar, wenn es noch gar *keine bedeutende römische Flotte* gab? Denn die wurde erst -260, angeblich als Nachbau eines *in Serie* hergestellten punischen Schiffes, das als Muster diente, gebaut. Mit anderen Worten: Römer fuhren mit phönizisch aussehenden Schiffen. Aber, wie nicht anders zu erwarten, siegte die wie Phönix aus der Asche startende Nation Rom gegen die damals mit Abstand führende Seemacht.

Aber, bauten Römer tatsächlich Schiffe nach punischem Vorbild? Besteht keine Verwechslungsgefahr bei Funden solcher Schiffe am Meeresgrund? Oder handelt es sich um einen geschickten Schachzug späterer Geschichtsfälscher? Denn wenn ein Volk bzw. eine Kultur nur ein Kunstprodukt, quasi eine Fata Morgana darstellt, dann muss der interessierte Fälscher der betreffenden Nation Originale verschaffen. Diese können ganz einfach fiktiv herbeigezaubert werden, indem man anerkannten Originalen anderer alter Kulturen einfach eine andere Herkunft bescheinigt: Als Etikettenschwindel wäre entsprechend Punisch durch Römisch ersetzt worden. Denn Original bleibt Original.

Entsprechend geben die Verträge zwischen Rom und Karthago faktisch einen Sinn, wenn man berücksichtigt, dass die *Etrusker zu dieser Zeit definitiv bereits eine Seemacht waren*. Warum schloss die Landmacht Rom nicht zuerst mit der in unmittelbarer Nachbarschaft siedelnden Seefahrernation der Etrusker entsprechende Verträge?

Deshalb verwundert es nicht, wenn die Etrusker (griechisch Tyrhenoi) – und eben nicht die Römer – im Bunde mit Karthago in der Seeschlacht bei Alalia (Aleria auf Korsika) gegen Kolonisten aus dem kleinasiatischen Phokaia den griechischen Einfluss zurückdrängen und die Seeherrschaft über das nach ihnen benannte *Tyrrhenische Meer* gewinnen konnten (»Bertelsmann Lexikon Geschichte«, S. 228).

»Der »Pyrrhussieg« der Phokäer bei Alalia besiegelt ein Einverständnis zwischen Etruskern und Karthagern, das, wie es scheint, lange Zeit überdauern sollte und das noch Aristoteles (Pol. III, 9, 1280a. 38 ff.) als »Handelsvertrag« und Abmachungen über Importe« bezeichnet. Diese Abmachung dürfte sich ihrem Charakter nach kaum von dem berühmten römisch-karthagischen Vertrag unterscheiden haben, der auf 509 v.Chr. datiert wird« (Torelli, 1998, S. 212).

Meiner Meinung nach wurde der einen wirklichen Sinn ergebende etruskisch-karthagische Vertrag nachträglich als römisch-karthagischer Vertrag ausgewiesen. Ein Etikettenschwindel primitivster Art und Weise, indem für »etruskisch« einfach »römisch« gesetzt wurde.

Erst so wird verständlich, dass Etrusker und nicht Römer einen Fern- und Luxusgüterhandel betrieben: »Es wurden Felle, Metalle und Bernstein aus Nordeuropa in den Mittelmeerraum eingeführt (»Bertelsmann Lexikon Geschichte«, S. 228).

Der im 1. Jh. in Sizilien lebende griechische Geschichtsschreiber Diodor berichtet, dass sich die Etrusker mit den Karthagern um den Besitz einer Insel im Atlantik gestritten hätten. Die Etrusker besaßen hochseetüchtige Schiffe und der Sprung nach Amerika war technisch möglich. Die Seemacht oder gar Seeherrschaft der Etrusker (Tyrrhener) wurde später als *Thalassokratie* bezeichnet. Sie hätte so frühzeitig, wirkungsvoll und überlegen nicht in Erscheinung treten können, ohne lange und gründliche Vorschule. Eine Hochseeschiffahrt bedarf längerer Entwicklungszeiträume und tieferer Anlässe.

Die zahlreichen, in etruskischen Gräbern gefundenen Gegenstände griechischer, orientalischer, ägyptischer oder punischer Herkunft sind vorrangig mit tyrrhenischen Schiffen eingefahren worden. Für Anregungen waren die Etrusker sehr empfänglich. Die im Mittelmeer aufkommende Mode der griechischen Kunst haben sie lebhaft mitgemacht.

Auf jeden Fall wird die lange vertretene orthodoxe Vorstellung von kettenartig angeordneter minoischer, später phönizischer, schließlich griechischer Vormacht zur See den tatsächlichen, weit komplexeren Verhältnissen nicht gerecht.

Wird auch hier ein riesiger Etikettenschwindel betrieben? Wurde aus einer kulturell griechisch beeinflussten etruskischen Gesellschaft nachträglich eine römische mit *zweisprachigen* Römern und einer *griechisch-römischen Mischkultur* im 2. Jh. (vgl. Irmscher, 1984, S. 484)? Die Zweisprachigkeit (griechisch und lateinisch) war bei den Gebildeten angeblich die Regel (Irmscher, 1984, S. 483). Im »Lexikon der Antike« (S. 483) wird bestätigt: »Wie auf anderen Gebieten wurden die Griechen seit dem -3. Jh. auch auf dem der Literatur Lehrmeister und Vorbild ihrer Besieger.« Analog hätten die Amerikaner nach dem Zweiten Weltkrieg die deutsche Kultur übernehmen und neben Englisch auch Deutsch sprechen müssen.

Alte Handelswege

Das Interesse der griechischen Handelsaktivitäten »ist die Verbindung zu der gewaltigen Kornkammer der Poebene sowie der Zugang zum ›barbarischen‹ Mitteleuropa, das mittlerweile eine beträchtliche Präsenz etruskischen Handels entlang den Verzweigungen der sehr alten Bernsteinstraßen aufweist« (Torelli, 1998, S. 210). Die älteste Bernsteinstraße erreichte von der Ostsee aus das Mittelmeer an der Pomündung – weshalb in der griechischen Sage das Po-Delta als Heimat des Bernsteins erscheint –, und an diese Straße schloss sich eine andere quer durch die Halbinsel über den Apennin nach Pisa führende an. Aber Elemente der Zivilisation konnten von dort her den Italikern nicht zukommen. Ganz im Gegenteil, nach Theodor Mommsen (erstes Buch, 1902, S.95) sind es die seefahrenden Nationen, die nach Italien gebracht haben, was überhaupt in früher Zeit an ausländischer Kultur dorthin gelangt ist.

Der etruskische Binnenhafen Forcello, in der Po-Ebene, sechs Kilometer südlich von Mantua, war der Umschlagplatz für den internationalen Handel des -5. Jhs. Der Ausgräber Professor Dr. Raffaele beschreibt die Rolle der Hafensiedlung: »Forcello verband Welten. Der Grund, warum die Etrusker diesen Platz gewählt haben, ist offensichtlich: Er öffnet Kommunikationswege. Von Griechenland lief der Handel über die Adria Häfen bis nach Forcello, hier war dann der Anfang der Landwege in Richtung Comer See und durch die Alpen nach Burgund« (»BdW«, 8/2002, S. 66).

Das ist eine interessante Feststellung, denn der etruskische Handel über die Alpen hinweg bis nach Schweden, England, Spanien und die Ukraine wird bestätigt, wie die bereits bestehenden Handelswege. Haben die *Römerstraßen* in Wirklichkeit Etrusker und Kelten gebaut? Hierzu würde eine Notiz bei Livius (V, 33, 11) passen, wonach die Räter, ein Volk der mittleren östlichen Alpen, ein Rest *angesiedelter – nicht Reste einer dieses Gebiet durchwandernden –* etruskischer Bevölkerung seien, denn die Etrusker kamen ja über das Meer nach Italien.

Zu griechischem Wein und Öl wurden etruskische Erzeugnisse wie Keramik und Schmuck auf Wagen geladen und den keltischen Fürsten nördlich der Alpen angeboten. Das Interesse an mediterraner Kunst und Lebensart war bei den Keltogermanen groß. Im Zusammenhang mit bereits vor -600 befahrbaren Handelswegen erinnere ich an die Gräber mit technisch hochwertigen vierrädrigen Wagenbeigaben der Hallstattkultur aus dem -8. bis -6. Jh. Die den Gräbern beigegebenen Wagen waren sicher keine seltsamen Kultobjekte, sondern Hinweis auf einen mit vierrädrigen Wagengespannen funktionierenden regen Fernhandel auf den alten, bereits vorhandenen Handelswegen der Keltogermanen, auch fälschlich *Römerstraßen* genannt.

Wenn unsere Vorfahren als faule, auf den Bärenhäuten herumliegende Barbaren beschrieben werden, handelt es sich eindeutig um schlichte Propaganda von interessierter Seite, einerseits, um eine von den Humanisten glorifizierte Antike zu rechtfertigen, und andererseits, um ein uraltes Rom mit *antikem Heiligenschein* für die römisch-päpstliche Kirche entstehen zu lassen. Durch eingefügte Verkettungsglieder wurde eine zur erfundenen Römergeschichte parallel verkettete Kirchengeschichte (Paralleltradierung) mit langer Tradition begründet.

Angeblich römische Kunstobjekte stammen entweder von anderen antiken Völkern (Etrusker, Griechen) oder wurden ab dem 15. Jh., manchmal sogar als eigens kreierte Stilrichtung, neu geschaffen. Diese neuen auf antik getrimmte Kunstwerke, die ab dem 15. Jh. in der Werkstatt direkt torsoartig hergestellt wurden, wirken oft seltsam modern und frisch. Sie sind naturgemäß unwiderlegbar echt, da es keine echt antiken Originale gibt. Also ist die Fälschung identisch mit dem Original – ein weites Betätigungsfeld und reichliche Verdienstmöglichkeit für Künstler und Kunsthändler!

Ein Hauptwerk der hellenistischen Kunst ist der in Berlin ausgestellte Pergamonaltar. Handelt es sich um eine Fälschung? Wurde der Gigantenfries von Bildhauern direkt torsoartig ausgeführt, auf alt getrimmt? Beispielsweise befinden sich hinter abgebrochenem Marmor detailliert *ausgearbeitete* Hintergründe mit Oberflächenpatina (Topper, 2001, S. 41 ff.).

Römische Phantome

Die Hauptstraße Pompejis (Via dell'Abbondanza) verläuft genau in Ost-West-Richtung und bildet die Mittelachse eines rechtwinkligen Straßensystems der Neustadt nach dem Muster des griechischen Stadtplaners Hippodamos von Milet. Auch andere etruskische Städte (Beispiel: Marzabotto um -500, vielleicht das alte Misa) wurden nach dem *Bratrost-Muster* angelegt.

Pompeji wurde 63 durch Erdbeben erschüttert und 79 von einem Ausbruch des Vesuv verschüttet. Diesem Umstand verdanken wir eine erhalten gebliebene Inschrift und damit die Kenntnis, dass die oskische Sprache sogar noch beim Untergang Pompejis geschrieben wurde. Die Osker waren ein *indoeuropäischer* Stamm der oskisch-umbrischen Sprachgruppe, verwandt mit den Samniten. Diese wiederum wurden nicht nur von der griechischen Kultur beeinflusst, sondern *die samnitische fällt mit der hellenistischen Kultur sogar zusammen* und die Sprache der Osker war in fast ganz Süditalien verbreitet (Irmscher, 1984, S. 400).

Der italische Sprachstamm zeigt sich »zugleich sprachlich wie geographisch als nächsten Stammverwandten der Griechen; der Griechen und der Italiker sind Brüder, der Kelte, der Deutsche und der Slave ihnen Vettern« (Mommsen 1902,1/ 2, S. 16).

Süditalien und Sizilien waren bis zur Übernahme durch den germanischen Stamm der Lombarden in griechischer Hand. Die vielen griechischen Tempel bezeugen es. »Im *emporium* von Spina leben neben einer äußerst aktiven Mittelklasse gemischter Herkunft, die sich aus Etruskern und Griechen, aber auch aus Venetern und Umbrenn zusammensetzt und kulturell stark von Griechenland geprägt ist ...«(Torelli, 1998, S. 208).

Obwohl die Römer als angebliche Weltmacht vom Schwarzen Meer über die Levante bis zum Atlantik regiert haben sollen, »gehörte das größtenteils keltische Norditalien nördlich des Apennins und des Rubikons staatsrechtlich erst seit Caesar und Augustus endgültig zu Italien« (Irmscher, 1984, S. 260). Kurz vor der Zeitenwende war Norditalien noch in keltischer Hand und die Barbaren sorgten nach Lehrmeinung auch für das Ende Roms, das offiziell 410 durch

die Westgoten unter Alanen, 455 durch die Wandalen unter Geiseric und 546 durch die Ostgoten unter Totila erobert wurde; »die Stadt fiel und hatte zeitweise weniger als 1000 Einwohner« (»Bertelsmann Lexikon Geschichte«, S. 661).

Rätselhafte Baustile

Betrachten wir einmal typisch römische Baustile genauer. Das *römische* Komposit-Kapitell besteht aus einer *Mischung verschiedener griechischer* Säulenordnungen: ionisch und korinthisch. Die so genannte *römisch-dorische* Ordnung ist der schmucklosen *toskanischen* (ohne Kanneluren) ähnlich, also einem etruskischen Baustil. Die römisch-dorischen Säulen stellen *keinen römischen*, sondern einen vielleicht in Großgriechenland (Süditalien und Sizilien) entwickelten leicht modifizierten griechisch-dorischen Baustil dar, der ähnlich auch von den Etruskern verwendet und durch die Handelsbeziehungen und verwandtschaftlichen Stammesbeziehungen auch bei den Kelto germanen bekannt war.

Die römischen Baustile sind bis ins 1. Jh. hinein etruskisch und griechisch. Insbesondere die tuskische (toskanische) Säulenordnung wird weiterhin verwendet. Der Jupitertempel auf dem Kapitol in Rom soll im 1. Jh. auf einem etruskischen Fundament erneuert worden sein: »mit griechischen Spolien (Säulen), aber auch nach etruskischem Muster mit Freitreppe und Podium« (Koch, 1998, I, S. 33). Wilfried Koch führt in seinem Buch »Baustilkunde« weiter aus: »Seine Gerichtetheit wird für alle römischen Sakralbauten bestimmend. Rundbauten der Kaiserzeit vom Augustus-Mausoleum, begonnen 28 v.Chr., bis zur »Engelsburg«, der Grabstätte Hadrians, vollendet 139 n.Chr., haben etruskische Tradition, und selbst die »Römische Wölfin« ist eine etruskische Plastik ... In augusteischer Zeit (31 v.Chr. bis 14 n.Chr.) mündet die griechisch-hellenistische Kunst schließlich und endgültig in die römische« (Koch, 1998, I, S.30f.).

Griechische Kolonisten hinterließen an der levantinischen Küste *römisch* aussehende Bauwerke, wie beispielsweise in Baalbek (Liba-

non). Bei meinem Besuch dieser eindrucksvollen Anlage musste ich feststellen, dass der nach dem römischen Gott des Weines benannte Bacchus-Tempel aus dem 2. Jh. einen korinthischen Peripteros (griechischer Tempel mit einem umlaufenden Säulengang) mit doppelter Frontsäulenreihe darstellt. Warum stehen eigentlich die eindrucksvollsten, im griechischen Stil errichteten römischen Tempel in den angeblichen Kolonien, wie im Libanon, und nicht in Rom? Waren die römischen vielleicht griechische Kolonien?

»Für das Mosaikschaffen des Vorderen Orients scheint ... bis ins 3. Jh. n. Chr. ein Festhalten an hellenistischen Traditionen charakteristisch gewesen zu sein. Im 4. Jh. wurden die Böden mit geometrischem Dekor überzogen ...« (»Zeitschrift für klassische Archäologie«, 12/IX/1999). Bauten Römer munter nach hellenistischen Traditionen ohne eigene Ideen? Oder siedelten hier nicht eher die sich selbst Römer nennenden griechischen Kolonisten, die nach einem *neuen griechischen Baustil* bauten, den wir nur schlicht römisch nennen?

Noch ein letztes Beispiel: Der so genannte Vesta-Tempel, ein Rundtempel am Tiber, ist von 20 *korinthischen* Säulen umgeben. Die Kapitelle sind aber erst *später* aufgesetzt, denn ihr *Durchmesser entspricht nicht den Säulenschäften*. Die Ergänzung der Kapitelle erfolgte erst nach 1400 mit der Umsiedlung der römisch-päpstlichen Kirche nach Rom.

Franz Reber merkt in seinem Buch »Die Ruinen Roms und der Campagna« (1991, S. 9) an: »In der erstaunlichen Entwicklung des römischen Massenbaus war das Belebende die Kunst des Wölbens, deren Erfindung ohne Zweifel die erfolgreichste in der Baukunst genannt werden kann.« Schade nur, dass auch *diese Kunst des Wölbens keine römische Erfindung* war, sondern auch schon in frühhellenistischer Zeit und von den Etruskern beherrscht wurde – angewendet beispielsweise beim Bau der etruskischen Aquädukte. Ein schöner etruskischer Torbogen steht in Ferentinum (Ferentino).

Im Internet veröffentlichte die griechische Botschaft in Berlin (www.griechische-botschaft.de): »Um das Bild der europäischen Wirkungsgeschichte Griechenlands im Mittelalter abzurunden, muss noch erwähnt werden, dass die kulturelle Präsenz Griechen-

lands außer in Italien, Irland und England auch in Gallien festzustellen ist, und dort am ausgeprägtesten in Trier, Bordeaux, Toulouse, Narbonne und Marseille, wie die Schriften z.B. von Genadius, von Caesarius von Arles (502-542) oder des Bischofs Germanus von Paris (555-576) dokumentieren. Aber auch die karolingische Hofkultur wird ein Jahrhundert lang vornehmlich durch das Griechische beeinflusst ...« (vgl. Berschin, 1980).

Römische Ziegelbauweise

Die altorientalische Kunst des Ziegelbrennens soll um -1000 in Griechenland verloren gegangen sein. Angeblich besann man sich *600 Jahre später* wieder dieser Technik, und die Römer setzten sie unter Einsatz von Mörtel mit hydraulischen Bindemitteln (Kalk, Zement) ein. Diese Bauweise (*opus caementicium*) verbreitete sich ab dem -2. Jh. und gilt als typisch römisch. Mit anderen Worten: Findet man mit Mörtel errichtete Ziegelbauwerke, werden sie den Römern zugeschrieben oder als übernommene Technik in Grenzgebieten (u. a. Treverer in Trier) betrachtet.

Allerdings muss man schon seine Augen verschließen, wenn man die von unseren keltogermanischen Vorfahren bereits vor der Zeitenwende errichteten Steinbauten aus Trockenmauerwerk und auch mit Mörtelfugen hergestellte Steinbauten nicht anerkennen will, die als Ergänzung des Holz- und Lehmbaus errichtet wurden. Allerdings setzten die Barbaren diese Steinbautechnik nur dann ein, wenn man einem Gemäuer eine besondere Festigkeit geben wollte, wie beispielsweise die unter manchen der ältesten Bauernhäuser zu findenden Fundamente, die Wallanlagen oder die Signaltürme, die später mit der römisch-päpstlichen Christianisierung zu Kirchtürmen umfunktioniert wurden.

In den anderen Fällen baute man mit Lehm (Lehmflechtwerk), da man es für wärmer und besser (elastischer) ansah. Eine Ansicht, die ich auch aus bautechnischer Sicht bestätigen kann. Die dörflichen Baumeister bauten also je nach Erfordernis Lehm- bzw. Fachwerkwände (siehe Darstellung auf der so genannten Markussäule) oder

schwere Steinbauten mit oder ohne Kalkmörtel. Es wäre geradezu grotesk, aus den Lehmwänden auf Unkenntnis und Rückständigkeit zu schließen. Unsere Vorfahren bauten je nach Erfordernis technische, der Natur angepasste Häuser – von in primitiven Behausungen lebenden Barbaren keine Spur.

Aber sobald man neben einem Holzbau auch Mauerwerk findet, wird dieses unisono der Arbeit *Fremder* zugeschrieben, entweder den Franken oder, wenn frühere Entstehung nicht geleugnet werden kann, den Römern – aber niemals den Kelten und Germanen. Diese bittere Wahrheit stellt einen gewollten und inszenierten Irrtum über den keltogermanschen Mörtelbau dar, wie ich im Zusammenhang mit den englischen Römerbädern zeigen werde.

Schon der archäologische Begriff fränkisch ist ein Phantasieprodukt, das aus der archäologischen Anfangszeit stammt, als man fand, dass zahlreiche Fundgegenstände der germanischen Länder gleichartig mit Fundgegenständen aus Gebieten westlich des Rheins auf fränkischem Boden waren. Mit anderen Worten, von Fachleuten wird fränkisch nicht nur als Zeitperiode, sondern meiner Ansicht nach fälschlich auch als völkische Herkunft verstanden. »Berauscht in der Höherschätzung des fremden, romanischen Könnens gegenüber der selbstverständlich minderwertigen germanischen Kultur, waren jene Männer (der archäologischen Anfangszeit, HJZ) auch nicht einen Augenblick darüber im Zweifel, dass sie solcher sich zeigenden gemeinsamen Kultur beileibe nicht den Stempel eines germanischen, sondern den westfränkischen Stempel aufdrücken müssten« (Teudt, 1931, S. 110).

Betrachten wir einmal die ältesten Steinkirchen in altsächsischen Landen, die um 800 errichtet worden sein sollen. Niemand stört sich an dieser Datierung und der scheinbaren Tatsache, dass diese alten Grundmauern der Häuser als gemörtelt gedacht werden müssen. Aber wenn solche Mauern dem 8. Jh. zugeschrieben werden sollen, dann muss das Urteil *Unmöglich* heißen!

Man unterliegt kollektiv erzeugten kulturgeschichtlichen Irrungen, die aus diesem Dogma resultieren. Denn, es wurde, bedingt durch die selbstsicher vorgetragenen und kaum hinterfragten Dogmen, das Walten jeder Logik außer Acht gelassen. Es wurde nicht durch-

dacht, dass mit diesen Dogmen mehr als ein Kulturschritt – nicht nur in Mitteleuropa – von der bloßen Anwesenheit einiger Missionare abhängig gemacht wird, und das auch nicht einmal unbeschränkt, sondern von der Anwesenheit römisch-fränkischer beziehungsweise römisch-päpstlicher Missionare, insbesondere unter völliger Ausschaltung der aus keltischer Tradition herstammenden iro-schottischen Mönche. Karl der Große und die fränkischen Kriegsknechte haben etwas anderes getan, als die Sachsen zur schleunigen Anwendung des Mörtelbaus zu veranlassen. Als ob der niedersächsische Bauer des 8. und 9. Jhs. nichts Eiligeres und Dringenderes zu tun gehabt hätte, als das väterliche Haus niederzureißen und auf gemörtelten Grundmauern wieder aufzubauen!

Entsprechend haben die Historiker ein gravierendes Problem mit den aus gebrannten Ziegeln, also *typisch römischem* Baumaterial errichteten, einzigartigen Bauten in Comalcalco (Mexiko), die ich besucht habe und noch näher beschreiben werde. In Mitteleuropa würde man diese – in Amerika errichteten – Bauwerke ohne Diskussion den Römern zuschreiben ...

Allerdings war auch bei den Römern offensichtlich die reine Ziegelbauweise selten, dagegen tritt – wie in Mitteleuropa üblich – häufig das so genannte *opus mixtum* auf, in welchem verschiedene Bautechniken kombiniert werden. Ein schönes Beispiel für die falsch etikettierte Herkunft von Ziegelbauten ist das Römerbad in Bath (England).

Keltische Römerbäder

Schon vor 3000 Jahren errichteten bereits die Maya lange vor den Römern Dampfbäder (BdW, 23.3.2001). Vor einigen Jahren kam ich nach Bath (England) und besuchte das römische Bad, ein Aushängeschild römischer Präsenz in England. Handelt es sich bei diesem typisch römischen Bad nicht eher um ein keltisches Bad auf keltischem Gebiet? Martin Henig vom *Archäologischen Institut der Universität von Oxford* glaubt, dass Südengland »nicht ein Platz voll von Neuankömmlingen war, sondern dass Einheimische zu

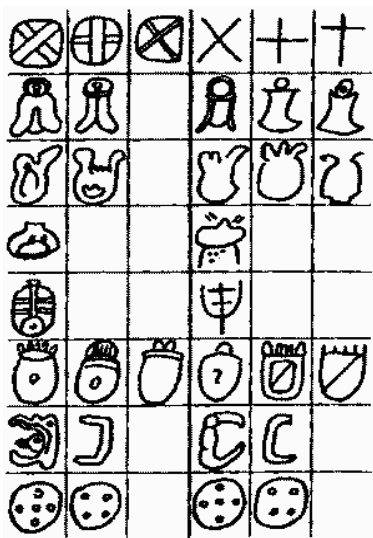


Abb. 18: Übereinstimmung. Vergleich von Maya-Zeichen (linke drei Reihen) und Buchstaben der kretischen Linear-A-Schrift (rechte drei Reihen) nach Pierre Honore (1961).

Römern wurden« und dass das römische Bad der keltische König Togidubnus (Cogidubnus) errichten ließ (»Archaeology Online News«, 28.1.2000). Römer in England waren also eigentlich einheimische Kelten?

Togidubnus soll von der römischen Besatzungsmacht eingesetzt wor-

den sein und gab das von ihm erbaute Bad als Tributzahlung an den römischen Kaiser Titus Flavius Vespasianus (9-79) zur Benutzung zurück, das dann angeblich ein Treffpunkt der Kulturen wurde.

Das muss einem auch erst einmal einfallen: Kelten errichten aus Dankbarkeit ein römisches Bad in römischer Mörtelbauweise, um es dann schnurstracks den Römern zu schenken – aus Dankbarkeit für die Eroberung ihres Gebietes! So wird, nachdem man einen grundsätzlichen Irrtum erkannt hat, aus einem keltischen wieder ein römisches Bad – Etikettenschwindel, wohin man blickt. Bewiesen ist damit aber auch, dass Kelten den Mörtelbau beherrschten.

Hierzu passt die Meldung, dass frühe Briten den mediterranen Hochkulturen doch nicht unterlegen waren. »Anders als uns die Geschichtsbücher lehren, waren es anscheinend doch nicht die Römer, die einst die britischen Barbaren zivilisierten. Auch die große Keltenwanderung an den Atlantik soll es in Wirklichkeit nicht gegeben haben. Denn dort lebten bereits hoch entwickelte Kulturen, die vor allem auf den Gebieten Schifffahrt, Schiffsbau und ihrem Wissen über den Lauf der Sonne ihren mediterranen Nachbarn weit voraus waren. Das meint Barry Cunliffe, Professor für Europäische Archäologie in Oxford« (BdW, 1.6.2001).

Römisch oder etruskisch-griechisch?

Die atemberaubend schnellen Perioden des Zerfalls und Wiederaufbaus Roms dokumentieren eine sonst nirgendwo zu verzeichnende Gleichzeitigkeit von Blüte und Zerfall, während *zur gleichen Zeit* weit entfernte Länder erobert wurden. Die Potenz Roms scheint trotz eklatanter Rückschläge wie bei einem Stehaufmännchen nie erlahmt zu sein, auch ohne Gold- und Silberbergwerke. Das Verhältnis zu anderen Mächten dieser Welt war diffus, und gleichzeitig sind keine eigenen signifikanten Entwicklungen in Kunst, Literatur und Architektur zu erkennen – anscheinend nur Plagiate, die aber in Wirklichkeit Originale der anderen hier ansässigen Völker darstellen.

War alles ganz anders? Hierzu schreibt Giorgio Vasari im Jahre 1568 (zitiert in Wolf/Millen, 1968, S. 5): »Im Jahre 1250 erbarmte sich der Himmel all der schönen Talente, die das toskanische Land täglich hervorbrachte und führte sie zur ursprünglichen Form zurück. Bestimmt hatten ihre Vorfahren in der Zeit nach den Zerstörungen, Bränden und Plünderungen Roms dieses vor Augen gehabt: die Trümmer von Bögen und Kolossen, von Statuen, Pfeilern und Ehrensäulen. Doch wussten sie damit nichts anzufangen oder irgendeine Anregung daraus zu schöpfen, bis zu der oben genannten Zeit, in welcher die Geister der neu Heranwachsenden gut und schlecht unterscheiden lernten, die schlechte altertümliche Bauweise, und zurückkehrten zur Nachahmung der Antike ...«

Teilweise sind die Fundamente mancher zerstörter Gebäude in Rom etruskisch (Jupitertempel), wurden dann im Mittelalter, scheinbar ab 1250 (vielleicht auch erst ab 1350, nach der Katastrophe) durch die zusätzliche Anordnung antiker Bauelemente wiederhergestellt beziehungsweise phantasievoll nach alten griechischen Vorbildern ergänzt und geändert, wie der Vesta-Tempel mit später aufgesetzten Kapitellen.

Bei den nach antiken Vorbildern hergestellten Nachbauten wurden die griechischen Stilelemente gemischt und auch leicht abgewandelt, woraus der so genannte *römische Baustil geboren* wurde.

Denn um 1250 schlug die Geburtsstunde der *italienischen* Gotik. Aber an dieser neuen Kulturrepoche hatte Rom bis 1506 (Baubeginn

der Peterskirche) keinen Anteil. J. White hatte 1996 in seinem Werk »Art and Architecture in Italy 1250-1400« alle wichtigen Werke, Kunstwerke (Innenarchitektur und Gemälde) sowie Gebäude besprochen, die über ganz Italien verstreut zu finden sind – nur Rom, das geistige Zentrum des Abendlandes, glänzt durch Abwesenheit. *Aus rein bautechnischer Sichtweise* könnte die Entstehung des römischen Roms ins 13. Jh. verlegt werden. Wen stört es schon, dass es zu dieser Zeit keine antiken Römer mehr gab. Man hatte bei der Neuerrichtung des römischen Roms ab dem Hochmittelalter auch kein Problem, auf neu hergestellten oder renovierten Bauelementen lateinische Inschriften einzumeißeln. Viele Wissenschaftler wundern sich oft über die gravierenden grammatikalischen oder orthographischen Fehler der alten Römer, obwohl es ihre Muttersprache gewesen sein soll. Wurde aber dieses antike Rom erst ab Mitte der ersten Hälfte des zweiten Jahrtausends langsam neu aufgebaut, ist dieser Umstand leicht zu verstehen: Die lateinische Sprache war gerade erst erfunden worden (Vulgärlatein) und befand sich noch in der Entwicklung. Fehler in den Beschriftungen sind daher normal, denn die lateinische Sprache war im 13. Jh. noch nicht ausgereift.

Römische Münzen

Interessant ist auch das etruskische Münzsystem. Im -3. Jh. soll ein klarer Zusammenhang zwischen etruskischem und römischem Münzfluss bestehen, »denn er ist ein Zeichen für eine feste Einbindung der etruskischen Währung in das von Rom kontrollierte System« (Torelh, 1998, S. 284). Da die Chronologie vieler Serien der umfangreichen Münzsysteme diffus anmutet, erscheint unter den bisher diskutierten Umständen überhaupt unklar, was römische und was etruskische oder griechische, aber auch keltische Münzen in Italien repräsentieren.

Rom soll ein Münzsystem kontrolliert haben. Ich hatte aber schon darauf hingewiesen, dass die Römer kein einheitliches Münzsystem in ihrem Einflussgebiet hatten. Die Kelten, mit denen die Etrusker Fernhandel trieben, besaßen aber ein funktionierendes Währungs-

system. Wer kontrollierte eigentlich wen? Und wer sagt denn, dass es sich um römische Münzen handelt? Die keltischen und etruskischen Münzmotive sehen den angeblich römischen ähnlich. Handelt es sich bei den römischen um etruskische und griechische Münzen? Denn die Kelten regierten ja zumindest bis zur Zeit des Caesar und Augustus in Norditalien (Irmscher, 1984, S. 260).

Die Griechen nannten das von ihnen beherrschte Großgriechenland *Magna Graecia* und den südlichsten Teil Italiens *Italia* (auch *Itali*) nach den hier sesshaft gewordenen Itali-Völkern, deren Spuren noch vor dem Beginn der staatlichen Entwicklung Italiens durch die erfolgte Hellenisierung dieser Gegenden und deren spätere Überflutung durch samnitische Schwärme fast gänzlich verwischt wurden (Mommsen, erstes Buch, 1902, S. 29). Die auffallende Verwandtschaft einzelner Dialektwörter des sizilischen Griechisch mit dem Lateinischen soll sich aus den alten Handelsverbindungen zwischen Rom und den sizilischen Griechen erklären (Mommsen, erstes Buch, 1902, S. 30). Steckt mehr dahinter? Manche Numismatiker nehmen an, dass bestimmte Münztypen nicht in Rom, sondern in Süditalien eventuell »von griechischen Städten für die Römer geprägt wurden« (Kroha, 1997, S. 389). Diese Münzen benutzten die Römer angeblich im Ersten Punischen Krieg.

Andererseits prägten die Normannen (Wikinger) während ihrer Herrschaft in Süditalien und Sizilien u.a. Kupfermünzen mit griechischer Aufschrift (Kroha, 1997, S. 324). Handelt es sich um einen Hinweis, dass Wikinger (Nordgermanen) Griechisch verstanden? Sicherlich, denn einerseits kämpften Wikinger gegen Byzanz und andererseits »weil die normannischen Ritter, die zunächst als Söldnerführer in byzantinischen Diensten hier (in Süditalien, HJZ) auftraten ... und (was nahe liegt) Zusammenhänge mit Bauten nördlich der Alpen gegeben sind« (Kubach, 1968, S. 109).

In einem Wikingergrab aus *Lilla Harg* (Östergötland) fand man einen Schildbuckel, der einen Schwerthieb aufweist. An verborgenen Stellen wurden drei griechische Buchstaben gefunden (Oxenstierna, 1962, S. 254). Eine blauweiße Glasschale aus einem reichen Grab bei Varpelev (Seeland) trägt eine griechische Inschrift (*Nationalmuseet*, Kopenhagen).

Aber bleiben wir bei den Münzen. Das griechische Konstantinopel wurde *Nova Roma*, das *Neue Rom* genannt und war von 330 bis zum Ende des Byzantinischen Reiches 1453 die wichtigste Münzstätte des Römischen Reiches. Wie angeblich in Rom wurde Konstantin der Große auf byzantinischen Münzen in Griechenland personifiziert. Stammen römische Münzen mit den Aufdruck Roma nicht aus Italien, sondern aus dem griechischen Byzanz? Rom war für die islamischen Völker stets Byzanz und das Byzantinische Reich war mit dem so genannten oströmischen Staat identisch. Das Byzantinische Reich entstand nach der Einweihung der griechischen Stadt Byzanz als *neu errichtete römische Hauptstadt* Konstantinopel durch den römischen – oder eher griechischen? – Kaiser Konstantin I. (der Große) im Jahre 330. Bei der angeblichen Teilung des Römischen Reiches (395) umfasste das Byzantinische Reich den Balkan bis zur Donau, Kleinasien, Syrien, Ägypten und Libyen. Das umfassende Ostreich wurde vorübergehend von Justinian I. (527-565) nach Westen ausgedehnt. Es wurden die von den Wandalen beherrschten Gebiete Nordafrikas 533/534 erobert und die Ostgoten in Italien durch die Feldherren Belisar und Narses (535-555) vernichtet.

Handelt es sich beim Byzantinischen Reich nicht einfach um ein griechisches auf griechischem Gebiet mit griechischen Bürgern und eben *nicht um einen Rest des Römischen Reiches*?

Zwischenzeitlich waren durch Naturkatastrophen hervorgerufene Kulturbrüche zu verzeichnen, in deren Folge auch Völkerwanderungen stattfanden und die Kelten (Galater) nach Griechenland und Kleinasien einwanderten. Verhielt es sich also genau umgekehrt und nicht Rom eroberte Griechenland und Kleinasien, sondern Italien nebst Sizilien war teilweise urgriechisches Gebiet, und Griechenland selbst – einschließlich Kleinasien – war und blieb fest in der Hand griechischer Kulturen, zumindest aber in deren Einflussphäre, genauso wie das griechisch beeinflusste Etrurien in Mittel- und Norditalien?

Jetzt wird auch die eigentlich seltsam anmutende Feststellung verständlich, dass die Römer als einzige Nation der Welt ihr Geld im Ausland fabrizierten (Martin, 1995, S. 165). Wenn man diese *im*

Ausland hergestellten römischen Münzen zum großen Teil als griechische Münzen aus dem griechisch beherrschten Itali (Italia) ansieht, wurden die Münzen nicht im Ausland, sondern folgerichtig im Inland geprägt. Der andere Teil der Münzen stammt von Etruskern und Kelten (Italikern), worauf auch die keltischen Motive hindeuten. Da keltische Münzen im Fernhandel eingesetzt und akzeptiert wurden, sind entsprechende Funde auch im griechischen Itali und auch (etruskischem) Rom als normal anzusehen, aber bisher als solche nicht identifiziert worden – denn keltische Münzen sollen ja genau umgekehrt römischen nachempfunden sein.

Auf einer römischen Denar-Münze (Serratus) aus dem Jahr -70 zeigt der Revers Italia und Roma sich die Hände reichend, angeblich das politische Programm Roms des Jahres -70. Rom beherrscht bereits -100 den Mittelmeerraum von Kleinasien einschließlich Griechenland bis zur Atlantikküste in Portugal und muss dem vor der Haustür liegenden Italia die Hand reichen? Reicht das (meiner Meinung nach zu dieser Zeit) griechisch beherrschte Italia (im Süden Italiens) Roma in Italien oder vielleicht eher dem Roma in Griechenland die Hand? Erhielt Byzanz (= Ostrom) erst mit der Einweihung als neue (angeblich römische) Hauptstadt Konstantinopel 330 den Namen das *Neue Rom*? War das alte Rom das griechische Byzanz und nicht das Rom in Italien?

Stand dem römischen Imperium genug Geld für den zu zahlenden Sold zur Verfügung? »Mit den aufgrund der Stempel-Analyse eruierten Prägungen ließ sich die römische Kriegsmaschinerie nie und nimmer finanzieren, es sei denn, die Maschinerie lief nur für einen Bruchteil der in den Geschichtsbüchern angegebenen Zeit« (Martin, 1995, S. 156).

Paul C. Martin schreibt in seiner Analyse über die Münzgeschichte Roms: »Wer die römische Geschichte ausschließlich anhand numismatischer Quellen rekonstruieren wollte, erfährt von wichtigen historischen Ereignissen überhaupt nichts. Vor allem: Praktisch kein Wort, pardon, Gepräge, vom Ringen gegen Karthago um die Macht im Mittelmeer! Müssen wir die Punischen Kriege ins Reich der Fabeln verweisen?« (Martin, 1995, S. 162).

Wurzelloses Lateinisch

»Ohne Übertreibung lässt sich sagen, dass kein wissenschaftliches Werk vergleichbaren Wertes in der lateinisch schreibenden Welt vor Beginn des 13. Jhs. erschienen ist« (Pedersen in: Coyne et al., 1983, S. 58). Demzufolge gibt es kein lateinisches Werk, das älter als eintausend Jahre ist?

»Und sogar noch im Jahre 585 hat man einem Edikt des Kaisers Mauricius vom 11. Februar dieses Jahres nach dem griechischen Text eine lateinische Klausel hinzugefügt, da die formale Amtssprache der kaiserlichen Kanzlei immer noch das Lateinische war. Da man zu dieser Zeit in Ephesos des Lateinischen nicht mehr mächtig war, hat der Steinschreiber die aus Konstantinopel eingelangte, kursiv geschriebene Vorlage sklavisch kopiert, was dem lateinischen Schluss der Inschrift ein auf den ersten Blick unverständliches, von vielen Besuchern für ›arabisch‹ gehaltenes Aussehen verliehen hat« (»Zeitschrift für klassische Archäologie«, 4/VIII/1997). In Ephesos gibt es als Lateinisch interpretierte Inschriften, die meiner Meinung nach jedoch mit lateinischen Lettern geschriebenes Griechisch darstellen. Man glaubt, dass die einzelnen Völker mit der Romanisierung ihre ursprünglichen Sprachen zugunsten von Latein aufgaben, insbesondere im keltischen Norditalien, in Ligurien, auf Korsika, Sardinien und Sizilien. Das ist ein Irrtum, da für den Beweis der Annahme einer Adoptiv-Sprache nur schriftliche Dokumente geliefert werden. Einigkeit besteht allerdings darüber, dass als Schriftsprache der Verwaltung und des Militärs, aber auch und gerade der Kirche, Latein verwendet wurde. »Daraus zu schließen, außer Latein sei nichts gesprochen worden, ist wissenschaftlich nicht vertretbar« (Marold, 1993, S. 38).

Im Gegensatz zur gültigen Lehrmeinung bewies neben anderen Gelehrten Daniel Georg Morhof (1639-1691), »daß auch die Römer anfänglich so eine Sprache gehabt, welche aus dem Griechischen und Barbarischen vermischt gewesen sei« und andere Wissenschaftler, »dass auch die Lateiner von den Skythen ursprünglich hergekommen« (Egenolff, 1735, Teil I, S. 19) sind, also in der keltischen (skythischen) Kultur wurzeln.

Demzufolge wurde Lateinisch in der Antike noch nicht gesprochen. Wie ich noch zeigen werde, wurde das Lateinische wesentlich später im Auftrag der römisch-katholischen Kirche neu entwickelt. Alte *heidnische* Dokumente wurden abgeschrieben und nach Übersetzung ins Lateinische und einhergehender Abänderung (Korrektur) als Römisch ausgegeben. Nebenbei erfand man antike Autoren, deren Originale meistens nur fragmentarisch oder überhaupt nicht existieren. Auf erfundene antike Schriftsteller und Geschichtsschreiber konnte man problemlos zurückgreifen, und was geradezu ideal ist: zitieren. Niemand kann das Gegenteil beweisen, da ja keine Originale existieren. Mit anderen Worten, man konnte passende Zitate selbst erfinden und Pseudo-Schriftstellern in die Schuhe schieben. So kann man bequem Geschichte erfinden und eine glorreiche Vergangenheit aufbauen.

Es gab zu keiner Zeit Völker, die Lateinisch als Muttersprache adoptierten. Es gab auch keine Völker, die seinerzeit Italienisch, Deutsch oder Englisch sprachen. Die keltischen Völker besaßen in ganz Europa und darüber hinaus eine gemeinsame Sprache, die »keine andere, als die, so man zu den ältesten Zeiten die Scythische (skytische, HJZ) und hernach die Celtische (keltische, HJZ) oder Gotische genennet hat, welches eine so ähnliche Mutter der Teutschen (deutschen, HJZ), daß einige Gelehrten ... diese uralte Sprache der Europäischen Lande mit dem Namen der Teutschen belegen« (Egenolff, 1735, Teil I, S. 116). Es ist zu unterstreichen: In Alteuropa gab es eine gemeinsame Sprache.

Die hochdeutsche Sprache ist eine auf diese Decke gelegte Kunstsprache, die dann weiterentwickelt wurde. Unter der Decke der neu erfundenen Hochsprachen – u.a. Spanisch, Französisch, Italienisch, Englisch, Deutsch, Holländisch – gibt es so gut wie nie festgehaltene Dialekte der Bauern in der Steiermark, auf der Schwäbischen Alb, in Hessen, Bayern oder Norddeutschland. Nimmt man diese Dialekte kritisch unter die Lupe, müssten Sprachforscher wahrscheinlich feststellen, dass »sich unter der Decke der germanisch-deutschen Hochsprache noch zahllose Überreste keltischer Prägung erhalten haben« (Schmoeckel, 1999, S. 432).

Der Beginn des Althochdeutschen wird erst um 750 gesehen. Etwa 765-770 entstand das älteste deutsche Literaturdenkmal »Abrogans«, die nach ihrem ersten Stichwort (abrogans: *demütig*) benannte deutsche Bearbeitung einer lateinischen Synonymen-Sammlung. Bezeichnenderweise schuf die Sagengestalt, der ausgewiesene *Analphabet* Karl der Große, durch seine Bildungspolitik die Voraussetzung für die Entstehung der deutschen Sprache aus mehreren germanischen Dialekten. »Es waren u.a. Mönche wie Hrabanus Maurus, Otfrid, Notker Labeo, die durch Neuprägungen die sprachlichen Mittel für die Übersetzungen kirchlicher Texte aus dem Lateinischen schufen« (Meyers Lexikon). Es wird definitiv bestätigt, dass die uns bekannten Hochsprachen erfunden wurden. Das funktioniert auch nicht anders, denn eine ehemals einheitliche Sprache entwickelt sich in geographisch unterschiedlichen Gebieten uneinheitlich und unterschiedlich, nicht umgekehrt.

In diesem Sinne verlautbarten schon früh radikale Äußerungen von Gelehrten, die sich mit alten Schriften auskannten und die überwiegend lateinische Urkundensprache beherrschten. Der Jesuit Daniel Papebroch (1628-1714) *bestritt die Echtheit aller Herrscherurkunden vor dem 7. Jh.*, insbesondere die Glaubwürdigkeit alter Klosterdiplome. Der jesuitische Ordensbruder Jean Hardouin (1646 bis 1714/1729?) bezeichnete die gesamte lateinische Literatur als erfunden, eine *spätmittelalterliche Fiktion* der Zeit zwischen 1350 und 1480.

Nach Meinung Hardouins seien *nur* die Schriften Ciceros, die Naturgeschichte des Plinius, Vergils Georgica und die Satiren und Episteln des Horaz original. Ein weiterer Jesuit, Barthelémy Germon (1673-1718), glaubte, dass jegliche urkundliche Überlieferung des Frühmittelalters als Fälschung anzusehen sei.

Bereits G.H. Pertz (1849), R. Köpke (1869) u.a. hatten das um 1075 datierte lateinische Lied vom Sachsenkrieg Heinrichs IV. als Fälschung eines Humanisten von 1508 nachgewiesen, wobei sie vor allem Anachronismen und stilistische Fehler anführten.

Kaiser Friedrich I. stellte angeblich am 17. September 1156 das »Große Privileg für das Herzogtum Österreich« aus. Nach jahrelangem Gelehrtenstreit wurde Ende des 19. Jhs. erklärt, dass es sich

um eine Fälschung handelt (Bernheim, 1914, S. 340ff.). Es stellte sich heraus, dass diese ganze Reihe von Urkunden mit Vorgaben und Bestätigungen (wahrscheinlich) durch Rudolf IV. ab 1359 hergestellt worden sind, also über 200 Jahre *nach* dem angeblichen Zeitpunkt der Urkundenerstellung. Nachgewiesen wurde diese Fälschung erst 600 Jahre später. Damit werden aber auch andere bekannte Dokumente fragwürdig. Beispielsweise beruft sich das Privileg Barbarossas auf das 1058 ausgestellte gefälschte Dokument Heinrichs IV. Die alten Urkunden und Dokumente stellen ein Kartenhaus dar, das einzustürzen scheint...

Das Privileg Heinrichs IV. beweist, dass Latein auch in Rom keine Muttersprache war. Denn angebliche Urkunden und Privilegien, die von Kaiser Julius Caesar und Kaiser Nero (angeblich) an Österreich vergeben worden waren, mussten für die Aufnahme in das Privileg Heinrichs IV. ins Lateinische übersetzt werden. Die Fälscher mussten 1359 der Meinung gewesen sein, dass im antiken Rom eine *andere, unverständliche Sprache geschrieben wurde* und *Latein nur die Sprache der christlichen Kanzleien gewesen sei*.

Vielleicht wird jetzt der Eintrag in »Meyers Lexikon« erst verständlich: »Mit Petrarca begann die Rückbesinnung auf das klassische Latein und die Erneuerung der antiken Gattungen und Formen (u.a. Epistel, Biographie, Satire, Ode, Elegie).« Wird hier eine Rückbesinnung oder im Sinne der bisherigen Ausführungen ein erstmaliger Start (Erneuerung genannt) dokumentiert?

Wolfram Zarnack stellt fest (in: Kammeier, 2000, S. 399): »... erstens reichen die Fälschungsmerkmale der schriftlichen Überlieferungen bis ins 14. Jh. hinein. Zweitens war die Stadt Rom vom 5. bis 15. Jh. allem Anschein nach kein Kulturzentrum. Drittens ist in der christlichen Überlieferung die Stadt Rom als *das* Zentrum der katholischen Kirche unverrückbar verankert. Folglich würde die mittelalterliche Geschichte ihre Grundlage in *dem* Moment verlieren, *da* das kulturelle Zentrum ›Stadt-Rom‹ als Fiktion erwiesen ist. Die Stadt Rom hat aber offensichtlich weder an der Romanik, noch an der Gotik, noch an den frühen Stadien der Renaissance teilgenommen. Sie tritt vielmehr erst mit dem großartigen, ehemals größten abendländischen Bau des *Petersdoms* als Kulturzentrum in Erschei-

nung.« Die Geburt einer fiktiven Kultur könnte nicht besser beschrieben werden.

Der Papst verließ 1376 Avignon, um dann nach der Kirchenspaltung des Abendlandes (Schisma) ab 1417 endgültig mit dem Sitz des Papsttums in das Ruinenfeld von Rom umzuziehen, das noch von einer alten Stadtmauer umgeben war. Die Ruinen einer antiken Stadt lieferten nach Gründung der katholischen Kirche 1409 zu Pisa (gemäß Kammeier) genug Material für die päpstlichen Kalkbrennöfen zur Errichtung antiker Bauten und damit der Stadt Rom. Der Baubeginn für die Peterskirche war 1506 während der Renaissance. Erst seit dieser Zeit verläuft die Geschichte ungefähr so, wie wir sie in den Geschichtsbüchern nachlesen können.

Eine Kirche ohne lange Geschichte und ohne Kontinuität ihres Machtzentrums erscheint nicht nur für noch zu bekehrende Heiden unglaublich. Eine mehrere Jahrhunderte andauernde papstlose Phase oder auch sehr späte Gründung des Papsttums in Rom ist für die katholische Papstkirche undenkbar und ganz einfach nicht zu akzeptieren. Denn nicht nur der erste Papst Petrus würde zeitlich und geschichtlich in der Luft hängen, da die Geburt von Jesus und seine Kreuzigung für die christliche Religion von allergrößter Bedeutung ist und dieser Zeitpunkt auf keinen Fall in Richtung Gegenwart rutschen darf.

Rom war überall

Als ich die interessante Ostseeinsel Gotland besuchte, stutzte ich bei der Besichtigung einer Klosterruine aus dem 12. Jh., denn der Ort heißt *Roma*. Römer oder römische Kolonisten gab es hier nicht – definitiv zu keiner Zeit.

Durch die den irischen Steinkreuzen ähnlichen Ringkreuze mit Runeninschriften sowie christlichen Kreuze auf Gotland wird die sich ab dem 6. Jh. über ganz Westeuropa wie auch über größere Teile Skandinaviens erstreckende rege Missionstätigkeit iroschottischer Mönche dokumentiert, die auch im Kunsthandwerk mit unverkennbarem irischem Einfluss ihren Niederschlag fand (Lemke, 1986, S. 64).

Die *romanischen* Kapitelle der Kirchen auf Gotland zeigen deutlich keltisch-christliche Motive. Mit anderen Worten, sie wurden *nicht* von römisch-päpstlichen Dombauherren in Auftrag gegeben.

Interessant ist, dass neben 25 000 Stück *Danegeld* (Dänengeld) und 45 000 Stück deutschen Münzen des 9. bis 12. Jhs. – warum nicht ältere? – sage und schreibe 60 000 kufische (arabische) Münzen auf Gotland gefunden wurden. Die kufische Schrift wird nach einem strengen geometrischen System geschrieben, wodurch eine eckige Buchstabenform entsteht. Auf jeden Fall sind »die frühen arabischen Münzen bis zum 12. Jh. in Kufi geschrieben. Erst seit dem 13. Jh. erscheint die Neshi-Schrift auf arabischen Münzen, die der modernen arabischen entspricht« (Kroha, 1997, S. 518). Warum findet man mehr arabische als europäische Münzen auf Gotland? Warum prägten die Normannen in Italien, als sie über Sizilien und Süditalien herrschten, teils Goldtari nach arabischem Vorbild mit islamischer, teils mit griechischer Aufschrift, ja sogar kleine zweisprachige Silbermünzen (Kroha, 1997, S. 324)?

Trotz der Existenz einer Stadt Roma auf Gotland und der anscheinend weiten Reisen der Gotländer bis ins Mittelmeer wurden keine römischen Münzen gefunden. Fände man auf Gotland eine Münze mit der Aufschrift *Roma*, würde diese sicher als nachgeahmte oder geraubte römische Münze und nicht original gotische Münze der Stadt Roma auf Gotland deklariert. Aber es gibt noch mehr Städte in Europa, die Rom heißen.

Das Sprichwort »Viele Wege führen nach Rom« sagt nicht etwa aus, dass viele Wege zu der Stadt Rom in Italien führen, sondern, dass es viele Wege gibt, die zu einer *Ortschaft namens Rom* führten (vgl. Geise, 1997, S. 55). Tatsächlich führten die Römerstraßen genannten Keltenstraßen sternförmig immer in die nächste Verwaltungsstadt, wie Trier, und nicht nach Rom in Italien. Es gab mehrere Verwaltungsstädte oder Hauptstädte mit dem Namen Rom. Trier wurde zur Zeit der Römer *Roma secunda* (das zweite Rom) genannt und war angeblich die Hauptstadt des römischen Westreiches. Eine in goldenen Lettern gefasste Inschrift am Rathaus der Stadt Trier heißt: »ANTE ROMAM TREVERIS STETIT ANNIS MILLE TRECENTIS PERSTET ET AETERNA PACE FRUA-

TUR.« Man könnte übersetzen: »Vor Rom stand Trier eintausend und dreihundert Jahre. Möge es weiter bestehen und sich eines ewigen Friedens erfreuen.«

Das *Roma secunda* (Trier), auch »Das Rom des Nordens« genannt, ist dem Text zufolge wesentlich älter als das italienische Rom? Oder ist das griechische Rom (Byzanz) gemeint? Angeblich wurde Trier erst um -15 von Kaiser Augustus im Gebiet der Treverer – einem *germanisch-keltischen Mischvolk* (»Meyers Lexikon«) – als *Augusta Treverorum* gegründet. Der Inschrift in Trier zufolge wäre Rom dann erst im 14. Jh. (neu) gegründet worden.

Konstantins I. Chlorus (um 250 bis 306) regierte Gallien und Britannien von Trier aus wie schon vor ihm die so genannten *Gallischen Sonderkaiser*, deren letzter Vertreter angeblich *Pius Esuvius Tetricus I.* (271-274) war. Im Jahre 305 stieg Trier sogar zur offiziellen römischen Kaiserresidenz auf. Nachdem von germanischen Stammländern aus auch der römische Caesar Konstantin (der Große) zumindest zeitweise über das gesamte römische (oder besser keltische?) Reich herrschte, verlegte er seine Residenz 330 in das von ihm neu gegründete *Konstantinopel* (Griechenland), das wiederum auch Rom, genauer das *Neue Rom* genannt wurde. Waren eigentlich die Bewohner jeder der Rom genannten Verwaltungsstädte Römer, auch die in Trier, Köln oder Aachen lebenden Keltogermanen?

Konstantin der Große soll das weströmische Reich Papst Silvester I. geschenkt haben. Die päpstlichen Ansprüche aus dieser »Konstantinischen Schenkung« beruhen auf einer Urkunde aus der Zeit von etwa 750-850, die bereits der Humanist Lorenzo Valla 1440 als *Fälschung nachwies*.

Nach dem Tod Konstantins trat sein Bruder Konstantinus II. dessen Nachfolge an und *residierte bis zum Jahre seines Todes 340 weiterhin in Trier*. Ihm folgte sein jüngerer Bruder Konstans auf den Thron, der die *Alleinherrschaft* über das Reich bis zum Jahre 350 in Trier ausübte. Gegen 395 wurden Hof und Verwaltung von Trier nach Mailand bzw. Arles verlegt (Irmscher, 1984, S. 581). Warum nicht nach Rom? Weil es sich um eine Ruinenstadt handelte.

Aber jetzt haben wir neben Roma auf Gotland schon drei Städte, die als Rom bezeichnet wurden und zumindest zeitweise Haupt-

städte eines Römischen Reiches waren, wenn man das italienische Rom überhaupt dazu zählen kann. Aber auch Aachen wurde *Roma secunda* genannt!

Interessant ist, dass die Griechen ihre in Italien siedelnden Kolonisten auch *Italioten* nannten (Irmscher, 1984, S. 212). Die griechischen Kolonisten wurden nach griechischem Sprachgebrauch allgemein als Römer bezeichnet. Wenn aber Griechen ihre Kolonisten Römer nannten, dann gab es auch in Mitteleuropa Römer, denn nicht zuletzt Adam von Bremen berichtet von Griechen im Norden Europas. *Es gab tatsächlich Römer in großer Anzahl*, quasi überall in Europa!

Lateinisch, griechisch oder deutsch?

Die römischen Münzen besitzen lateinische Aufschriften, bezeugen deshalb die Existenz Roms und auch, dass Lateinisch eine alte Sprache ist? Deutsche Könige und Kaiser haben *zusätzlich* zum deutschen auch lateinische Namen besessen. Beispielsweise wurde Karl der Große auch *Karolus Magnus* genannt. Aus dem althochdeutschen Namen Karl (= Mann) – altfranzösisch: Karlus – wurde durch die neue Mode der Einführung lateinischer Namen – ganz einfach Karolus (auch: Karulus). Johann August Egenolff schreibt 1735 in seinem Buch »Historie der Teutschen Sprache«, dass man in Europa der Krankheit daniederliegt, wenn sie die »Deutschen Namen ... in der Lateinischen oder ihrer Muttersprache ausdrücken und schreiben sollen« (Egenolff, 1735, Teil IV, S. 135 f.). Er führt u. a. das Beispiel des Edelmanns von *Dießkau* an, aus dem der lateinische *Vodiscum* wurde. Egenolff dokumentiert, dass die deutschen Namen und Bezeichnungen die *Grundlage* darstellten und latinisiert wurden – nicht umkehrt wie immer behauptet wird!

Nehmen wir ein angeblich aus dem Lateinischen stammendes Lehnwort: *Information* von lateinisch *Informatio*. Wir zerlegen das Wort zu »in forma tion« und finden in einem altdeutschen Wörterbuch (Wackernagel, 1861), dass *forma* ganz einfach *form* (auch: *forme*, *formm*, *fum*) bedeutet. Und *tuon* (*tuen*, *toan*) bedeutet ganz

einfach *tun*. Das angeblich aus dem Lateinischen entlehnte Wort Information erweist sich als urdeutscher Satzteil »in die form *tuen*«. Nach Langenscheidts Handwörterbuch Lateinisch-Deutsch (1971) stammt »*forma*« vielleicht aus dem Etruskischen und damit *nicht* aus dem romanischen Sprachkreis.

Merkwürdig ist aber, dass, wenn man angebliche Lehnwörter im Deutschen zerlegt, gute und sinnvolle althochdeutsche Satzteile herauskommen, die genau der Bedeutung des Wortes entsprechen, niemals aber in anderen Sprachen, von denen sie ja abstammen sollen. »Endlich beweiset ... auch Pezeron« in seinem Buch »*De la nat. & langve de Celtes*«, dass »eine große Anzahl Griechischer und Lateinischer Wörter, so augenscheinlich aus der alten Celtischen Sprache genommen sind, und mit den Teutschen Wörtern eine sichtbare Verwandtschaft haben« (Egenolff, 1735, Teil I, S. 122).

Noch ein anderes Beispiel: Das angeblich lateinische Lehnwort Installation wird zu althochdeutsch *in stalla tion*. *In-stal* heißt im Althochdeutschen (ähnlich auch im Altgriechischen) *an der Stelle* oder *anstatt* (Wackernagel, 1861, S. 272) und damit wird Installation zu einem urdeutschen Ausdruck: *an der (die) Stelle tun*. Diese Mode, lateinische Wörter zu verwenden, gab es scheinbar auch in Italien. Auf die auffallende Verwandtschaft einzelner Dialektwörter des sizilischen Griechisch mit dem Lateinischen wies bereits Theodor Mommsen (erstes Buch, 1902, S. 30) hin. Denn die griechischen Kolonisten sprachen in ihren italienischen Stammlanden selbstverständlich Altgriechisch.

Nach dem »Lexikon der Antike« versteht man unter *Kolonie* eine »städtische Neugründung der Griechen« und unter *Kolone* (*lateinisch* *Colonus*) »Siedler der römischen (also griechischen, HJZ) Kolonien (*coloniae*) in Italien und in den Provinzen« (Irmscher, 1984, S. 290). *Rom* bedeutet im Griechischen aber auch: Heeresmacht, Heeresteil, Streitmacht, Kolonne, Heersäule (Gemoll, 1988, S. 667). Waren – nach griechischer Interpretation – Römer ganz einfach Angehörige eines griechischen Heeres oder einer Streitmacht (in einer durch eine Heersäule gekennzeichneten Kolonie), so wie ein Bundeswehrsoldat Angehöriger der Bundeswehr ist? In vielleicht tausend Jahren werden Historiker möglicherweise irgendetwas von einem *Volk*

Bundeswehr lesen und sich über das plötzliche Auftauchen dieses *Volkes* nach dem Zweiten Weltkrieg auf dem Staatsgebiet der Bundesrepublik Deutschland und vielleicht auch über das plötzliche Auflösen dieses Volkes wundern, ähnlich wie bei den antiken Römern.

Das Fazit kann also lauten: Die Römer in Mittel- und Westeuropa waren eine Art Heer mit Angehörigen verschiedener keltogermanischer Stämme und mit keltogermanischen Offizieren. Die angeblichen Legionärsheere des italienischen Roms mit ihren *keltischen Führern* können als eigenständige Heere der keltogermanischen Völker gesehen werden, naturgemäß mit keltischer Führung. Die Widersprüche in Bezug auf römisch-keltisch zusammengesetzte Heere lösen sich auf!

War das (west-)römische Imperium ein europäisches Königreich in Mittel- und Westeuropa, aber nicht in Italien? Dann wird auch verständlich, warum mehrere römische Kaiser (u.a. Galerius, Mark Aurel, Caracalla, Antonius Pius) in barbarischen Stammländern geboren wurden. Die *römischen Kaiser* kamen von Karl dem Großen bis Maximilian I. (800-1519) bekanntermaßen sowieso aus Deutschland und waren keine Römer, sondern keltogermanische oder griechisch-fränkische Herrscher.

Heiliges Römisches Reich war die amtliche Bezeichnung für den Herrschaftsbereich des römischen Kaisers und der durch ihn regierten Reichsterritorien vom Mittelalter bis zum Jahre 1806. Seit Kaiser Karl IV. (1316-1378) erschien die deutsche Formel *Heiliges Römisches Reich*, seit dem 15. Jh. mit dem Zusatz *deutscher Nation*. Erst seit 1254 wurde die *lateinische* Bezeichnung verwendet!

Ohne Zeitspieß

Nach den bisherigen Ausführungen gab es eine antike, von Etruskern erbaute Stadt an der Stelle des heutigen Roms, die ein Schmelztiegel nicht-römischer antiker Kulturen war. Das Römische Reich hat dann auch nicht in Italien, sondern in anderer Form und insbesondere als Baustil- und Zeitperiode in Mitteleuropa und rund ums Mittelmeer existiert. Sicherlich ein ketzerischer Gedanke.

Eine europäische Geschichte ohne eine römische ist nicht nur für Althistoriker, ja quasi für jeden Leser dieses Buches unfassbar. Natürlich kann man eine weltweit akzeptierte Selbstgewissheit, wie das römische Imperium, nicht einfach in einem einzigen Kapitel wie einen Schreibfehler wegradieren. Es wurde aber gezeigt, dass selbstverständlich erscheinende Sachverhalte durchaus und begründet infrage gestellt oder in einen anderen Zusammenhang interpretiert und gesehen werden können.

Offiziell gibt es zwei verschieden lange Zeitstränge der Kulturen in der Alten und Neuen Welt. Fährt ein Kelte nach Amerika, landet er kulturgeschichtlich gesehen wie auf einer Zeitreise in einem anderen Zeitalter. Denn die vergleichbaren Kulturen existieren schulwissenschaftlich in unterschiedlichen Zeitebenen. Alle Vergleiche von ähnlichen Funden aus der Alten und Neuen Welt, auch wenn sie identisch sind, müssen aus dieser Sichtweise unumstößlich Fehlinterpretationen darstellen.

Es gibt ereignislose (dunkle) Zeiten (dark ages) oder von Naturkatastrophen verursachte Kulturbrüche in unserer Geschichte. Durch Eliminierung von rein archäologisch begründeten und/oder durch die Neudatierung zeitlich falsch eingestufte Kulturen könnte eine neue gestraffte Abfolge der Kulturen entstehen, die sich transatlantisch wie die Sprossen einer in Längsrichtung geteilten Leiter wieder zu einer Einheit zusammenfügen lassen.

Um dieses Ziel in Form einer experimentellen Geschichtsschreibung zu erreichen, müssen wir den Zeitstrang des römischen Weltreiches aus der Geschichte unserer Alten Welt wie einen Schaschlikspieß herausziehen und die dadurch frei gewordenen Geschichtsblöcke zeitlich neu ordnen. Denn die römische Geschichte stellt praktisch den Maßstab, die Norm und den Anker nicht nur für unsere europäische Geschichte dar. Existiert sie, sind transatlantische Kontakte zwar trotzdem denkbar, aber nur in bedeutungsloser Form. Starten wir jetzt eine ungewöhnliche Zeitreise, so als wenn es die antike römische Geschichte in Italien nie gegeben hat, und erforschen, welche Änderungen sich für die Kulturgeschichte in Europa und damit auch im Verhältnis der Kulturen diesseits und jenseits des Atlantiks ergeben.

4 Papstkirche und Geschichtsfälschung

»Die Stadt Rom hat weder an der Romanik noch an der Gotik noch an den frühen Stadien der Renaissance teilgenommen. Sie tritt vielmehr erst... mit dem Bau des Petersdomes als Kulturzentrum in Erscheinung. ... die Stadt Rom (ist) als das Zentrum der katholischen Kirche unverrückbar verankert. Folglich würde die mittelalterliche Geschichte ihre Grundlage in dem Moment verlieren, da das kulturelle Zentrum ›Stadt-Rom‹ als Fiktion erwiesen ist«, schreibt Prof. Dr. Wolfram Zarnack (1999, S. 399) zutreffend. Rom kann deshalb bis ins 15. Jh. nicht die Stadt der Päpste gewesen sein. Nach Kammeier (1935) wurde die katholische Kirche erst 1409 auf dem Konzil zu Pisa gegründet.

Mönche fälschten Urkunden

In Deutschland wurde eine dpa-Meldung am 11. Januar 2002 verbreitet: »Um an Land und Besitztümer zu kommen, fälschten skrupellose Mönche im Mittelalter Urkunden und erschwindelten sich damit Sonderrechte. Die meisten Fälschungen sind im 12. und 13. Jh. angefertigt worden und sollten so aussehen, als stammten sie aus der Zeit der Merowinger (5. bis 7. Jh.)« (RP, 11.1.2002 nach dpa-Meldung).

In seiner 20-jährigen Detektivarbeit hat Professor Theo Kölzer von der *Universität Bonn* nach eigenen Angaben fast 200 Texte untersucht und 30 Urkunden als Fälschungen enttarnt. In den Urkunden gehe es meist um Besitzschenkungen, Sonderrechte oder an Kloster verliehene Rechtstitel, sagt der Geschichtspräsident. Wenn in einem Kloster für ein beanspruchtes Recht keine Urkunde existierte, grif-

fen die Betroffenen eben selbst zu Federkiel und Pergament (RP, 11.1.2002). Eine Besitzurkunde aus einem Trierer Kloster nenne König Dagobert I. als Aussteller und das Jahr 646. Der angebliche Förderer sei damals aber schon seit sieben Jahren tot gewesen. Professor Theo Kölzer verlässt die Richtungsspur seiner früheren Aussagen (gut so!) und schwenkt auf die Linie von Konstantin Faussner ein, der glaubt, dass ab dem Wormser Konkordat im Jahre 1122 die Rechtslage vielfachen Kirchenbesitzes über Generationen zurück nur mit *beglaubigten* Fälschungen plausibel gemacht werden konnte. Faussner (1997) sieht vor 1122 keine echte Königsurkunde, während Kölzer derzeit rund 60 Merowinger-Urkunden indirekt als echt abgesegnet hat.

»Um 1139 machte sich Abt Wibald von Stablo ans Werk, zusammen mit Bischof Otto von Freising für dessen Besitz 43 alte Königsurkunden zu erfinden und zu fertigen« (Faussner, 1997, S. 46). Analog wie in der Provinz gefälscht wurde, geschah es auch in Rom.

Ein oder *der* Beweis schlechthin für die fast 2000 Jahre andauernde Geschichte der katholischen Kirche sollen die Register der Päpste sein. Im Vatikanischen Archiv lagern 2016 Bände päpstlicher Register, welche in fast ununterbrochener Reihe seit Innozenz des Dritten (1198-1216) Briefe, Urkunden, Befehle, Instruktionen des Hofes sowie Urkunden der Beamten und anderer Mächte enthalten. Ein *scheinbar* erdrückender Beweis.

Auffällig ist aber, dass von dem stattlichen Bestand der älteren *Papstregister bis zum Jahre 1198 nur dürftige Überreste erhalten sind*. »Wann diese Originalregister verloren gegangen sind, darüber besitzen wir keine unmittelbaren Nachrichten ... Die Papyrusbände der Register Gregors I. waren im 9. Jh. noch vorhanden ..., auch die Register Urbans II. und der meisten Päpste des 12. Jhs. waren noch in der ersten Hälfte des 13. Jhs. in Rom vorhanden ..., im 14. Jh. waren sie verloren ...« (Bresslau: »Urkundenlehre«, 1931, Bd. I, S. 109).

Die wie ein Augapfel gehüteten kostbaren Schätze des päpstlichen Archivs waren plötzlich auf mysteriöse Weise spurlos verschwunden? Hat es sie jemals gegeben? Auch die Urkunden aus folgenden

Zeiten sind fehlerhaft und weisen *elastische* Datierungen auf. Andererseits fehlen wichtige Urkunden ganz. Im »Register Gregors – das nach Perz und Caspar als das Original-Hauptregister anzusehen ist, also *nicht nur eine Auswahlammlung* darstellt – fehlt z.B. ... das bei mehreren Schriftstellern überlieferte Rechtfertigungsschreiben, das Gregor nach der Bannung Heinrichs auf der Fastensynode von 1076 nach Deutschland sandte« (Kammeier, 2000, S. 198). Auch im Register Johannes VIII. fehlen wichtige Dokumente, die aber in Empfängerüberlieferung erhalten sind.

Vielen Forschern bereitete der Zustand der Chronologie in den Papstregistern schweres Kopfzerbrechen. In manchen Teilen herrscht bezüglich der Chronologie eine *babylonische Verwirrung*. Außerdem wurde nicht nur lückenhaft registriert, sondern originale Daten und Adressen wurden willkürlich geändert – Originale (so weit angeblich vorhanden) und Abschriften (normalerweise Abschriften von anderen Abschriften) stimmen selten überein (Kammeier, 2000).

Auf jeden Fall scheint sich um das Jahr 1200 in der angeblichen Regierungszeit von Innozenz III. (1198-1216) etwas Grundsätzliches geändert zu haben. Oder war es ein totaler Neubeginn ohne vorhergehende Geschichte? Ist die römisch-katholische Kirche nur ungefähr 800 Jahre alt?

Papstexil oder Neubeginn?

Die offizielle Geschichtsschreibung konstatiert, dass französische Könige die Päpste entmachteten: Sie mussten Rom verlassen und residierten von 1309 bis 1376 offiziell in Avignon (Frankreich), bekannt als *Babylonische Gefangenschaft der Kirche*. Durch das Große Abendländische Schisma, die Kirchenspaltung des Abendlandes (1378-1417), als sich zeitweise drei rivalisierende Päpste gegenüberstanden, wurde nach offizieller Ansicht die päpstliche Autorität *vollständig erschüttert*. Nach Wilhelm Kammeier (2000), stellt dieser Zeitpunkt überhaupt erst den wirren Beginn der Papstkirche dar, dem dann ein fulminanter Aufstieg aus den Ruinen der

in Schutt und Asche gelegten mitteleuropäischen Kultur folgte – einhergehend mit einer totalen Änderung der Gesellschaftsordnung.

Wie auch immer, auf dem Konstanzer Konzil (1414-1418) gelang es dem gewählten Martin V. und seinem Nachfolger Eugen IV., eine historische Entwicklung einzuleiten, die im Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit 1870 ihren krönenden Abschluss fand.

Nach dem angeblichen Exilaufenthalt der Kirche in Avignon (Frankreich) wurde *erstmal*s – und nicht erneut! – Rom als Sitz des Papsttums ausgewählt, denn Papst Martin V. ließ ab 1417 (regierte bis 1431) Ausgrabungen vornehmen, um ein antikes Rom überhaupt erst *sichtbar zu machen*, denn echt antike etruskische Bauten lagen unter meterhohem Schutt begraben.

Ein Bericht aus dem Jahre 1420 bezeugt: »Die Welthauptstadt war völlig zur Ruine geworden; sie gewährte einen unsäglich traurigen Anblick: Trümmer, Verfall und Armut, wohin man sah ... Die allgemeine Armut war so groß, dass im Jahre 1414 selbst an dem Feste Peter und Paul keine Lampen an der Confession der Apostelfürsten hatten angezündet werden können ...« Ein anderer Bericht aus der Zeit Eugens IV: »Die Stadt war ... wie ein Dorf von Viehhirten geworden ...«

Auch heutzutage gibt es in Rom genug Schutt. Rom hat im Laufe der Zeit sechs Meter Schutt aufgetürmt, auf dem heutige Straßen verlaufen und unter dem die klassischen und frühchristlichen Bauten versanken. Mit anderen Worten, jeder Besucher Roms wird feststellen, dass die vorhandenen antiken Bauten nicht sehr alt sind. Heutzutage als alt ausgegebene Bauwerke wurden größtenteils aus den Ruinen und dem in Kalkbrennöfen aufgearbeiteten echt antiken Schutt der alten Bauwerksreste neu gebaut – nicht rekonstruiert, sondern neu geplant und jungfräulich geschaffen (Peterskirche), teilweise sogar auf dem Bauschutt errichtet.

In Bezug auf den Konstantinsbogen heißt es: »Zur Ausschmückung des Bogens wurden die Reliefs älterer Denkmäler geplündert, denn die Steinmetzen waren nicht mehr auf der Höhe ihrer Kunst« (Marco Polo, S. 20). Mit anderen Worten, bei den angeblich rekonstruierten Neubauten wurden einfach alte Bruchstücke aus

den Ruinen verbaut, und das geschah nicht vor dem 15. Jh. Deshalb kann auch der Kunsthistoriker Professor H.E. Kubach (1968) in »Weltgeschichte der Architektur: Romanik« nichts Greifbares über romanische Großbauten in Rom vorzeigen. Fazit: Das sich heutzutage in seiner ganzen Pracht präsentierende Rom wurde ab dem 15. Jh. aus den antiken Ruinen neu erschaffen und nach griechischem Vorbild auf eine *neu definierte römische Antike* getrimmt. Über eintausend Jahre alte *römische* Bauwerke im italienischen Rom gibt es nicht, andererseits existieren aber antike Bauwerksreste *nichtrömischer* Kulturen.

Junger Kirchenstaat

Gab es überhaupt einen Kirchenstaat vor 1400? Tatsächlich soll dieser von einer Schenkung herrühren. Nach erfolgreichem Kampf gegen die Langobarden (angeblich 756) übereignete Pippin der Jüngere angeblich Papst Stephan III. die Pentapolis (Gebiet um die fünf Städte Ancona, Rimini, Pesaro, Senigallia und Fano) und Rom, indem er die Schlüssel der eroberten Städte samt Schenkungsurkunde am Petrusgrab niederlegte.

Eine rührende Geschichte. Doch diese Schenkung stellte eigentlich einen Affront dar, denn die verschenkten Gebiete gehörten ursprünglich dem oströmischen (byzantinischen) Kaiser. In diese waren die Langobarden im 6. Jh. eingefallen. Deren Einfluss auf Italien wird allgemein unterschätzt. Denn dieses germanische Volk soll im 2. Jh. aus Skandinavien ausgewandert sein. Anscheinend fast unbemerkt von den Römern fielen diese Nordgermanen unter ihrem König Alboin angeblich im Jahre 568 in Italien (Lombardei) ein. Sie unterwarfen fast das ganze byzantinische Italien bis auf wenige Gebiete, wie um Rom und um Ravenna. Erst 774 sollen sie von einem mitteleuropäischen Herrscher, Karl dem Großen, unterworfen worden sein, nachdem ihn angeblich der Papst zu Hilfe gerufen hatte. Italien war also in der Hand von Nordgermanen, die sich während ihrer angeblichen Wanderung zu einem bunten Völkergemisch entwickelt haben sollen. Verständlich, denn ansonsten

müsste Italien als germanisches (oder keltisches) Land bezeichnet werden. Die von den Langobarden noch beherrschten Gebiete in Süditalien wurden im 11. Jh. von den Normannen (Wikingern), also auch von Nordgermanen, übernommen.

Im Zusammenhang mit der Schenkung von langobardischen Gebieten durch mitteleuropäische Herrscher an den Papst wird kaum berücksichtigt, dass die Päpste zu dieser Zeit noch immer den oströmischen Kaiser als Beherrscher des Byzantinischen Reiches über sich hatten. Die Papsturkunden wurden deshalb nach Regierungsjahren des byzantinischen Basileus datiert (vgl. Illig, 1994, S. 136).

Das Byzantinische Reich entstand nach der Einweihung der Stadt Byzanz als *neue römische Hauptstadt* Konstantinopel in Griechenland. Wurde dieses *oströmische* Reich vielleicht gar nicht von Rom in Italien beherrscht? War Ostrom, also Byzanz, nicht eher fortwährend griechisch auf griechischem Territorium, sozusagen urgriechisch mit griechischer Tradition und zusätzlichen griechischen Kolonien in Italien? War Ostrom das tatsächliche Rom und wurde Westrom der Geschichte als Anhängsel später zugefügt?

Wurde das Byzantinische Reich quasi errichtet auf älteren Ruinen, also auf von Naturkatastrophen zerstörten urgriechischen Bauten – so wie in Deutschland auf den Ruinen des Zweiten Weltkrieges ein neuer deutscher Staat mit neuen Bauten und ganz anderer Architektur, aber auch Kultur und Staatswesen errichtet wurde? Entsprechend waren so genannte spätantike und frühchristliche (meines Erachtens heidnisch-christliche und eben nicht römisch-katholische) Traditionen mit den neuen griechischen Bautechniken der Byzantiner verknüpft, dokumentiert mit dem Kuppelbau und durch die Kuppelbasilika (Beispiel: Hagia Sophia).

Die römischen Gebiete um Ravenna und um Rom quer über den italienischen Stiefel sollen schon zur Langobardenzeit (744) durch eine Straße in einem unter Kontrolle stehenden schmalen *Korridor* verbunden gewesen sein, wodurch die langobardischen Gebiete in zwei Teile zerschnitten worden wären. Karl der Große erweiterte angeblich 781 und 787 die Schenkung seines Vaters erheblich. Aber diese kostbaren Rechtsgrundlagen gingen *leider* verloren: Es exis-

tieren keine Schenkungsurkunden, trotz angeblich wohl gehüteter kirchlicher Archive. Kein Wunder, denn unter fremder Hoheit stehendes Gebiet kann man nur schwer verschenken. Der deutsche König Otto der Große soll bei seiner Kaiserkrönung 962 in Rom diese Schenkungen ohne Abstriche bestätigt haben. Auch in diesem Fall gibt es *keine* bestätigende Original-Urkunde – ebenfalls verloren gegangen. Das kann jedem passieren, auch wenn es normalerweise nichts Wichtigeres für die Existenzberechtigung der Papstkirche gab als diese beiden Dokumente!

Im Jahre 1201 erhielt der Kirchenstaat eine neuerliche Geburtsurkunde durch Otto IV., wiederum einem *deutschen* Herrscher. Warum schenkten immer aus *Mitteleuropa* und eben nicht aus Italien *stammende römische Kaiser* der römisch-päpstlichen Kirche Land in Italien? Weil Italien sich schon immer in der Hand von aus dem Norden (und aus Griechenland) stammenden Völkern befand? Übrigens herrschten bis 1194 in Apulien, Kalabrien und Sizilien, also in unmittelbarer Nachbarschaft Roms, noch immer Normannen (Wikinger), die dann unmittelbar 1194 von den Staufern abgelöst wurden.

Papst Innozenz III. ließ sich angeblich die Vormundschaft für Friedrich II. übertragen. Dieser Staufer war 1196 im Alter von zwei Jahren zum römisch-deutschen König gewählt, aber nicht gekrönt worden und erhielt 1197 die Krone von Sizilien. Schließlich enthob Friedrich II. im Jahre 1208 mehrere italienische Städte sowie weite Gebiete dem Verband mit seinem Königreich und erkannte sie als Kirchenlehen – angeblich noch einmal 1215 – förmlich an. Damit wurde Innozenz III. erst im 13. Jh. zum eigentlichen Begründer des Kirchenstaates: »Der Apostolische Stuhl hatte jenen erstrebten Freiraum gewonnen, einen breiten Gürtel quer durch die Halbinsel, der von Küste zu Küste reichte und den Innozenz sogleich durch Burgen und eine geordnete Verwaltung zu sichern begann« (Goez, 1988, S. 146ff.).

Warum baute man erst im 13. Jh. *sogleich* Burgen? Gab es für diese Festungsanlagen vorher gar keinen Bedarf? Brauchte die römisch-päpstliche Kirche vorher gar nichts zu schützen? Wer nichts besitzt, braucht auch nichts zu beschützen. Innozenz III.

kann als der Schöpfer des Kirchenstaates angesehen werden. Unter diesen Umständen erweist sich ein frühmittelalterlicher Kirchenstaat als fiktives Gebilde, da auch alle Grundlagen – sowohl Konstantinische als auch Pippinische bzw. Karlische Schenkung – gefälscht sind. Demzufolge ist es auch kein Zufall, wenn derart wichtige Originalurkunden fehlen und für den Kirchenstaat kein geschichtlich dokumentiertes Territorium nachgewiesen werden kann.

Tatsächlich ist die »Konstantinische Schenkung (eine) gefälschte Urkunde«, kann man nicht nur in »Meyers Lexikon« lesen. Die *Konstantinische Schenkung*, eine Urkunde aus der Zeit um 750, in der angeblich Konstantin I. (der Große) die *Vorherrschaft Roms über alle Kirchen* anerkennt und dem Papst die Herrschaft über Rom und alle abendländischen Provinzen zugesteht, diente im Mittelalter dem Papsttum als Beweis seiner Herrschafts- und Besitzrechte. Da diese Urkunde *erwiesenerweise* gefälscht ist, gibt es keine Vorherrschaft der römisch-päpstlichen Kirche und auch keine geschichtlich fundierten Herrschafts- und Besitzrechte. Etwas ursprünglich Erfundenes können auch angeblich später fungierende Herrscher nicht bestätigt haben – denn Voraussetzung hierfür wäre die Echtheit der ursprünglichen Urkunde. Wie und wo entstand dann aber die katholische Kirche überhaupt?

Die französische Papstkirche

Die überregionale französische Kirche wurde zur Nationalkirche, zu deren Oberhaupt 1305 der Erzbischof von Bordeaux als Klemens V. (1305-1314) zum Papst gewählt wurde. Er residierte in einem Dominikanerkloster. Im so genannten Exil der katholischen Päpste, das offiziell erst *vier Jahre nach der Papstwahl* Klemens V. begann, wurde in Avignon (Frankreich) eine gewaltige palastartige Festung gebaut, die bereits nach fünfjährigem Exilaufenthalt errichtet wurde. Solch eine gewaltige Anlage baut man aber nur, wenn ein langfristiger, in der Dauer nicht abzusehender Aufenthalt geplant ist.

»Durch die prunkhaft weltliche Hofhaltung wird Avignon im 14. Jh. zu einem Kulturzentrum in Südfrankreich« und befruchtete »von hier aus die Fürstenhöfe Europas mit dem neu aufkeimenden Geist der italienischen Frührenaissance« (Hofstätter, 1967, S. 38). Gegen das aufstrebende Machtzentrum in Avignon wurden deutsche, italienische und andere Gegenpäpste aufgestellt. Das *Abendländische Schisma* wurde erst durch das Konstanzer Konzil beendet, als man – nach der Absetzung bzw. Rücktrittserklärung dreier Päpste – mit Martin V. nicht die kirchliche Einheit *wiederherstellte*, wie man offiziell vorgab, sondern im Gegenteil *erstmal*s installierte. Nicht Italien, sondern Frankreich brachte als erste Nation einen Papst mit Absolutheitsanspruch hervor, der in Avignon residierte.

Zur Begründung des Macht- und Herrschaftsanspruchs wurde die inzwischen als Fälschung erkannte *Konstantinische Schenkung von Mönchen für die Kirche hergestellt*. Neben einem weltlichen Herrschaftsanspruch sollte mit dieser Urkunde aus dem 8. Jh. auch eine lange bestehende *einheitliche* Kirche dokumentiert werden, die es bis zur Einigung auf eine neue gemeinsame französisch-deutsch-italienische Kirche mit einem gemeinsamen kirchlichen Oberhaupt gar nicht gegeben hat.

Man verlegte den Sitz der katholischen Kirche in das fast unbewohnte Trümmerfeld einer antiken Stadt, die zum Zeitpunkt der Kirchengründung eine relativ unbedeutende antike Stadt in Italien war und erst jetzt Rom genannt wurde. Die Namensgebung römisch-katholisch ist dann auch nur ein Etikettenschwindel, denn es sollte im Einklang mit der fabrizierten Konstantinschen Schenkung eine geschichtlich begründete Kontinuität in Rom vorgegaukelt werden – ein gelungener Bluff.

Die römische Kirche hat alle Anstrengungen unternommen, dass *christlich mit katholisch beziehungsweise römisch-katholisch gleichgesetzt wird* und versucht, den Gläubigen dieses Schein-Faktum glaubhaft zu machen, auch und gerade durch die Fälschung der Urkunden und der nachträglichen Fixierung der Konstantinischen Schenkung ins 8. Jh.

Dieses Vorgehen hatte einen triftigen Grund: Im ersten Jahrtausend gab es bereits eine *andere* christliche Weltanschauung, die als

heidnisch-christliche Naturreligion tiefen Rückhalt nicht nur in der keltischen Bevölkerung besaß. Durch den um ungefähr 500 Jahre in die Vergangenheit verschobenen Machtanspruch einer geeinten katholischen Kirche wurde auch ein angeblich althergebrachter Universal- und ein unumschränkter Machtanspruch fundamentiert.

Ein geschichtlich begründeter Universalanspruch war auch nötig, denn es gab in Europa wahrscheinlich seit Jahrhunderten bereits ein bestehendes Urchristentum, das in dem angesprochenen alteuropäischen Mütterglauben begründet lag. Dieser spielte auch in der vor-indoeuropäischen Mittelmeerwelt und im Orient eine gewichtige Rolle, wie archäologische Funde beweisen (Widerspiegelung eines Matriarchats?) und der zeitlich mindestens aus der Bronzezeit stammt. Dieser Glaube entwickelte sich (wie schon beschrieben) zu einer christlichen Naturreligion weiter und war in verschiedenen Ausprägungen über ganz Europa verteilt und tief in der Bevölkerung verwurzelt. Dieser christliche Glaube bestand zum Gründungszeitpunkt der katholischen Kirche bereits seit Jahrhunderten. Allerdings gab es auch noch Heiden, die dem ursprünglichen Glauben anhingen. Es gab aber keine Konfrontation, da der heidnisch-christliche Glaube auf dem ursprünglichen Mütterglauben basierte und ihn nicht ablehnte. In einer einzelnen Sippe gab es daher gleichzeitig Anhänger des alten und neuen Glaubens, in friedlichem Nebeneinander.

Göttliche Harmonie kontra Chaos

Damit sich die römisch-katholische Kirche überhaupt etablieren und nach Rom umziehen konnte, müssen sich vorher einschneidende Ereignisse vollzogen haben. Handelt es sich bei der dicken Schuttschicht in Rom, aber auch in vielen anderen antiken Städten rund ums Mittelmeer um den Schutt der Jahrhunderte, oder sind Naturkatastrophen der wirkliche Grund für die gewaltigen Zerstörungen, nicht nur in Rom? Wie bereits dargelegt, schiebt sich die Antike zeitlich dicht an die moderne Zeit heran, falls man das Weg-

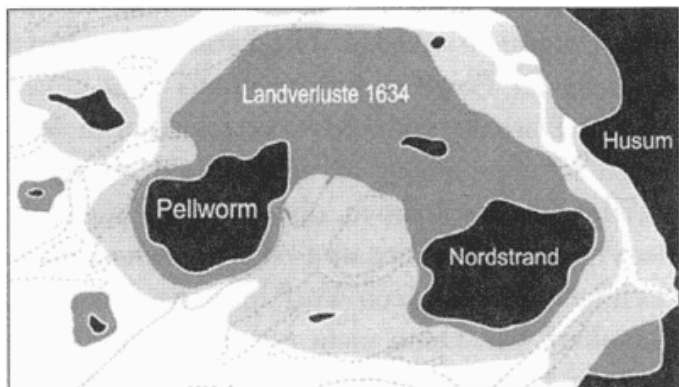
fallen der dunklen Jahrhunderte berücksichtigt. Wurde die Antike vielleicht sogar durch eine Naturkatastrophe beendet?

Der spätere Papst Pius II. (Silvio Piccolomini) stellte bei seiner Reise zum Konzil in Basel (1432) fest, dass diese Stadt durch mehrfache Erdbeben zerstört worden sei. Die neu erbaute angeblich ehemals römische Stadt Basel soll ein neues Aussehen gehabt haben, *ohne jegliche Altertümer!* Trümmer und der Bauschutt wurden im Stadtgraben abgelagert. Heute glaubt man, dass sich am 18. Oktober 1356 ein großes Erdbeben in der Nordschweiz ereignete.

Eine andere folgenschwerste Katastrophe trat um 1362 (Zeitpunkt nicht mit letzter Sicherheit geklärt) an der Nordseeküste ein. Es ereignete sich eine verheerende Sturmflut, die *grote Mandrank* (Kuß, 1825), in der zahlreiche Kirchspiele in Nordfriesland untergingen und große Teile der Insel Strand wegschwemmte (Glaser, 2001, S. 89). Mitte des 14. Jhs. scheinen sich vermehrt außergewöhnliche Ereignisse ereignet zu haben. Das Jahr 1342 ist durch den *hydrologischen Gau* bekannt geworden, eine herausragende, historisch belegbare Überschwemmungskatastrophe in Mitteleuropa.

Hinzu kamen 1338 bis 1340 Plagen biblischen Ausmaßes: Europa wurde von einer fürchterlichen Heuschreckenplage heimgesucht, die sich – von Osten kommend – gefräßig über die Ernte hermachte (Glaser, 2001, S. 65 f.). Mitte des 14. Jhs. ereigneten sich große Naturkatastrophen, und die schwarze Pest wütete in Europa.

Abb. 19: Sturmfluten. Landverluste nach 1362 (hellgraue Flächen) durch Sturmfluten am Beispiel der Insel Strand (Deutschland). Nach Glaser, 2001.



Durch diese Katastrophen um 1350 wird eine künstliche Verlängerung des Zeitabstandes für die davor liegenden Zeitabschnitte erst verständlich, denn nicht nur die Städte lagen in Trümmern. Es wurde ein Neubeginn förmlich *erzwungen*: alte geschichtliche Ereignisse wurden durch organisierte Geschichtsfälschung fast aus dem Bewusstsein der Menschheit getilgt. Denn diese Gehirnwäsche hatte einen einfachen Zweck: Geld, Macht und Ländereien in den Händen weniger zu konzentrieren. Damit einher ging die konträre Änderung der Gesellschaftsordnung – das Privateigentum rückte in den Mittelpunkt aller Gedanken und Anstrengungen.

Man erstellte Dokumente, die angeblich früher regierende Kaiser oder Könige ausgestellt hatten, und war auf diese Art und Weise urplötzlich und dazu noch *amtlich legitimiert*. Die Bevölkerung war dezimiert und verelendet – gewachsene Strukturen waren zerstört. Nicht nur der Kulturgeschichtler Egon Friedell (1878-1938) sieht den Pestausbruch ab 1348 als unmittelbare Folge einer kosmischen Katastrophe. Gewaltige Katastrophen, Dürren, Überflutungen, zusammenbrechende Städte und eine damit einhergehende Pest sind Glieder einer geschlossenen Gedankenkette.

Auf der *anderen Seite der Erde* verließen die prähistorischen Puebloindianer im Westen Amerikas wegen einer 24 Jahre andauernden Dürre (angeblich) gegen Ende des 13. Jhs. ihre Städte, denn das vorher in den Canyons reichlich fließende Wasser versiegte.

Meteoriteneinschläge, Vulkanausbrüche und dadurch ausgelöste Szenarien von verheerenden Katastrophen, geschwängert von Pest, Dürre, Überflutungen und Heuschreckenschwärme, dem konnte nur ein guter Gott mit väterlichen Eigenschaften (zur Tröstung?) entgegengestellt werden. Die katastrophischen Ereignisse wurden dann in der Folge systematisch aus dem kollektiven Bewusstsein getilgt. Deshalb verfochten verschiedenste Vertreter der katholischen Kirche äußerst hartnäckig und erfolgreich das Dogma der stabilen Planetenbahnen, obwohl nicht nur in den Überlieferungen der Ägypter, Griechen und Alteuropäer, sondern auch in den Erinnerungen der direkten Vorfahren ein Chaos der Planetenbahnen verankert war. Denn nicht nur die nordischen Völker berichteten, dass der Himmel tief hinunter bis auf die Köpfe der Leute gereicht

hätte. Das war vielleicht auch der Grund, warum weltweit mehrstöckige, unterirdische Städte und Tunnelsysteme wie in der Türkei gebaut wurden.

Menschen, die Chaos statt Ordnung und/oder instabile Planetenbahnen proklamierten, wurden wie der italienische Universalgelehrte Giordano Bruno (1548-1600), der an die Unendlichkeit des Universums und die Vielheit der Weltsysteme glaubte, verbrannt.

Leider sind deshalb die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse, die aus den Katastrophen gezogen werden konnten, mit dem Wirken der Inquisition vernichtet worden. Das Mittelalter war ein einschneidender Rückschritt in der Entwicklung des Menschen, nicht nur ursächlich, weil es gravierende Umwälzungen gab, sondern auch, weil die römisch-päpstliche Kirche alles zu vernichten trachtete, was ihren Machtanspruch gefährdete. *Leider liegt auch heute noch fast allen aktuellen wissenschaftlichen Betrachtungen das christliche Prinzip der Harmonie zugrunde.* Theorien vom Chaos im Universum oder Erdkatastrophen in der jüngeren Erdgeschichte und den damit einhergehenden Zeitverlusten in der offiziellen Geschichtsschreibung werden trotz gravierender Widersprüche in der offiziellen Lehre gar nicht erst diskutiert. Aber die Zeit ist reif für einen Paradigmenwechsel.

5 Ketzer und keltisches Christentum

Die bezeugte seherische Gabe der Druiden hat ihre Entsprechung in den religiösen Praktiken Indiens schon lange vor der Zeitenwende und geht auf gemeinsame Urphänomene zurück. Sie setzt sich im keltischen Christentum fort, das durch koptisches, armenisches und byzantinisches Gedankengut beeinflusst zu sein scheint. Deshalb war das in druidischen Überzeugungen und Glauben fest wurzelnde keltische Christentum kein Ableger der lateinischen Kirche, sondern eine separate Mönchskirche, die von der später entstandenen Papstkirche nach anfänglicher Kooperation vernichtet wurde. Europa wurde in diesem Zuge nach einer friedlichen Missionierung der iro-schottischen Mönche zum zweiten Mal, jetzt jedoch gewaltsam durch die Papstkirche, christianisiert. Deshalb ist es vielleicht sogar zu tief gegriffen, wenn es in einem Arbeitsergebnis eines Symposiums von Keltologen in Dublin heißt: »Die christliche Tradition in ihrer angelsächsisch-irischen Ausformung tritt ... gleichberechtigt neben das mediterrane griechisch-römische Erbe Europas.«

Freie Christen im Mittelalter

Vom frühen Christentum der Goten zeugt eines der berühmtesten, ältesten und kostbarsten Bücher der Welt: die Wulfila-Bibel (Codex argenteus), benannt nach dem ersten Bischof der Goten (um 311–383). Sie wird im schwedischen Uppsala aufbewahrt, dem Herkunftsland der Goten und wird auch die Silberbibel genannt, denn das Neue Testament ist mit Silbertinte – manche Seiten gar mit Tinte aus Gold – auf purpurgefärbtes Pergament geschrieben. Ein

unendlich kostbares Dokument – nur eine Seite ist im Original zu sehen. Alle anderen seien an einem geheimen Ort, heißt es. Bemerkenswert ist, dass die gotische Schrift von Wulfila eigens für die Bibel aus germanischen Runen und griechischen Buchstaben neu entwickelt wurde.

Es soll offiziell der Eindruck vermittelt werde, dass die lateinisch-katholische Bibel für die Barbaren übersetzt wurde, im Auftrag der Papstkirche. Als Nebenprodukt entstand angeblich die gotische Schriftsprache. Es verhält sich aber ganz anders. Denn *die Lehre der Wulfila-Bibel unterscheidet sich wesentlich von der Vulgata*, der lateinisch-katholischen Bibel. Eigentlich kein Wunder, denn Wulfila war Arianer und vertrat den christlichen Naturglauben. Demzufolge ist die Wulfila-Bibel ein Konkurrenzprodukt zur lateinisch-katholischen Bibel und die gotische Schrift besitzt die älteren Wurzeln.

Die altsächsische Heliand-Bibel – ein anonym überliefertes altsächsisches Epos, das in fast 6000 Stabreimversen die Lebensgeschichte Christi schildert – wurde im 9. Jh. verfasst und stellt durch die Verschmelzung von Anregungen aus Byzanz und keltogermanischen Glaubensvorstellungen eine originelle biblische Schöpfung dar. Es »werden positive Wertvorstellungen der germanischen Welt (Sip-pengedanke, Gefolgschaftstreue) nicht einfach eliminiert, sondern bisweilen zur Verdeutlichung des Neuen herangezogen und dadurch zugleich im Sinne der christlichen Botschaft erweitert (Gebot der Nächstenliebe) und vertieft (Glaube als unaufkündbare persönliche Treue)« (Rathofer, 1962, S. 18). Als Textgrundlage dienten nicht die vier einzelnen Evangelien der Bibel, sondern die als Diatessaron bekannte Evangelienharmonie des syrischen Theologen Tatian aus dem 2. Jh., dem ältesten aramäischen Text bezüglich der Bibel.

Eigentlich ist merkwürdig, dass diese nichtlateinisch-katholischen Bibeln noch Jahrhunderte nach der angeblichen Gründung der katholischen Kirche im 5. Jh. und nach der Formulierung einer rein katholischen Lehre noch in Gebrauch waren, ja sogar neu gedruckt wurden. Der Heliand belegt daher ein Bestehen christlicher, aber eben nichtkatholischer Glaubensvorstellungen bis weit ins Mittel-

alter hinein und damit die Nichtexistenz der Papstkirche während dieser Zeit?

Eine Inschrift aus dem 11. Jh. wurde in großen lateinischen Lettern auf den prächtigen goldenen *Basler Altaraufsatz* geschrieben (Zarnack, 2000, S. 371 f.): »QVIS SICVT *HEL* FORTIS MEDICUS SOTER BENEDICTUS / PROSPICE TERRIGENAS CLEMENS MEDIATOR USIAS ›Wer ist wie *Hel* stark, heilend, errettend und gebenedeit. Hüte die Erdgeborenen milde(r) Mittler(in) des Seins.« *Hel* war der Name der Urmutter oder, wie schon eingangs diskutiert: Gott als göttliches Prinzip und nicht als *Person*, wobei es sich eher um Muttergottheiten handelt.

Dieses bronzzeitliche europäische religiöse Gedankengut kann in verschiedenen Formen bis ins hohe Mittelalter nachgewiesen werden. Hierzu gehört auch der katholische Bischofsstab, der als Krummstab von den Druiden beziehungsweise den iro-schottischen Wandermönchen nahtlos übernommen wurde. »Das leitet zum keltischen Gott *Sucellus* (Seitz, 1962) mit dem Symbol des Doppel-Krummstabes, an dem Christus bis ins 15. Jh. hängt, z.B. im Wandaltar von 1402 in St. Jakobi zu Göttingen oder zweimal im gotischen Westportal der St. Lorenzkirche in Nürnberg« (Zarnack, 2000, S. 370 f.).

Wenn das riesige Herrschaftsgebiet der Goten und damit auch eine weite Verbreitung der Wulfila(Ulfilas)-Bibel und anderer Schriften (Literatur) berücksichtigt wird, kann von einer systematischen Vernichtung der nicht aus katholischer Quelle stammenden Literatur ausgegangen werden. Denn aus mehreren Jahrhunderten sind nur ungefähr zehn Schriftstücke (Kodizes) der Vernichtung entgangen. Die Existenz gotischer Kalenderfragmente und zweier lateinisch verfasster Verkaufsurkunden mit gotischen Unterschriften »zeigen gleichfalls die weite Verbreitung des gotischen Schrifttums« (Zarnack, 2000, S. 360).

Es gibt umfangreiche sprachgeschichtliche Beweise, dass das althochdeutsche Glaubensbekenntnis ein nichtkatholisches Christentum bezeugt. Hier möchte ich auf die Veröffentlichungen von Wolfram Zarnack (1999, 2000) verweisen, der ausführt: »Ich schließe sprach- und symbolgeschichtlich, dass das althochdeutsche, angeb-

lich katholische Glaubensbekenntnis keine Übersetzung des lateinischen Credo ist. Die Wortwahl des althochdeutschen Textes offenbart eine weit fortgeschrittene Übergangsform vom heidnischen Feuer-Licht-Fruchtbarkeits-Beil-Kult in ein sprachlich umgedeutetes, sublimiertes christliches Fruchtbarkeits-Licht-Ritual vom gedrehten/getriezten/gegeißelten, gemarterten, getöteten und wieder entstandenen Lichtgott, Christus« (Zarnack, 2000, S. 369).

Wie weit der heidnisch-christliche Glaube verbreitet war, zeigt das mögliche Verbreitungsgebiet der Wulfila(Ulfilas)-Bibel, denn die Goten beherrschten im 4. und 5. Jh. Europa von den Karpaten bis zur Atlantikküste auf der Iberischen Halbinsel – zu der Zeit, als die katholische Kirche entstanden sein soll. Die Goten – größter Stamm der so genannten Ostgermanen, von den Griechen auch Skythen genannt – eroberten unter Alarich europäische Metropolen (Athen), im Jahre 410 Rom. Das westgotische Reich soll 711 von den Arabern vernichtet worden sein. Der Historiker F. Lot gibt zu bedenken: »Man kann sagen, dass die Entwicklung der Antike im Abendland unter Führung des zivilisiertesten aller Völker, dem großen Volk der Goten, weitergeführt wurde« (zitiert in: Sede, 1980). Vielleicht war es auch anders, und die Goten gehörten schlichtweg zur Antike, denn sie waren mit den in Griechenland eingewanderten Altgriechen zumindest verwandt.

Vernichtung alter Literatur

In Irland existierten Bücher und Bibliotheken schon in heidnischer Zeit, obwohl von der katholischen Kirche ein Zerrbild von barbarischen Völkern erzeugt wurde.

Das gelbe Buch von Lecan (*Leabhar Buidhe Lecain*), das *Giolla Iosa Mór Mac Firbis* um 1400 zusammenstellte, enthält neben vielen früheren Texten das Buch der Rechte (*Leabhar na gCeart*) – eine politische Abhandlung über die Verfassung der irischen Königreiche. Diesem Werk zufolge sollen 180 Bücher der Druiden von Patrick in seinem missionarischen Eifer verbrannt worden sein. Nach Mac Firbis »gingen die konvertierten Christen überall ans

Werk, bis am Ende sämtliche Überreste des druidischen Aberglaubens völlig vernichtet waren«.

Die Runenschrift, deren Zeichen den altgriechischen ähneln, wurde ab dem 2. oder 3. Jh. als älteste Schrift der germanischsprachigen Stämme benutzt. Sie musste der lateinischen Schrift weichen. Man glaubt, dass Runen in Stein, Metall oder Holz geritzt, aber nicht auf Papier gezeichnet wurden. Wenn man keine alten Schriftstücke mit einer Runenschrift findet, heißt das nicht, dass es solche Urkunden und Schriftstücke nicht gegeben hat. Vermutlich wurden diese Runendokumente mit der Christianisierung eingesammelt und ins Lateinische, der neu entwickelten Amtssprache der katholischen Kirche, übersetzt und dabei verfälscht. Anschließend wurden die alten Schriftstücke vernichtet oder in Geheimarchiven gehortet.

Runen schneiden wurde noch bis ins 18. Jh. verfolgt und juristisch geahndet, denn die alte Kultur und der mit der Runenschrift verbundene alte Glaube sollten wurzeltief mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln ausgerottet werden. Ein einziges Dokument in Runenschrift blieb erhalten: der auf Papier geschriebene Staatsvertrag von Schonen (Schweden). Dieser *Kodex Runicus* stammt aus dem 14. Jh. und soll ein Unikat sein, angeblich das *einzig*e jemals in Runenschrift erstellte Schriftstück ...

Von der Schriftkunst unserer Vorfahren – u. a. Liebesbriefe der Wikinger – zeugen neuere Forschungen: »Archäologen und Runenforscher haben, nach neueren Ausgrabungen, die mythischen Nebel um die germanischen Ritzbuchstaben gelichtet: Die Runen waren ein normales Schriftsystem für Geschäftspost, Liebesbriefe oder obszönes Gekritzelt« (»Spiegel«, 28.9.1998, 40/1998, S. 254 f.). Einige kaum verrottbare Zeugnisse der Runenschrift entgingen der systematischen Vernichtung durch die römisch-päpstliche Kirche: Steine, auf denen Runentexte eingraviert sind. Alte Runeninschriften habe ich auch in Amerika fotografiert.

Schriftstücke und Zeugnisse anderer Kulturvölker wurden von der katholischen Kirche in ihrem Herrschaftsbereich konsequent vernichtet. Die Kulturen wurden ihrer Vergangenheit und ihrer oft glanzvollen Geschichte beraubt. Schriftliche Berichte über transat-

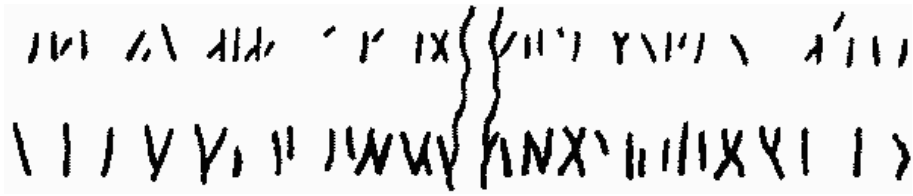


Abb. 20: Runen in Kanada. Eine Runen-Inschrift von Sherbrooke in Quebec; aus dem »Journal Anthropologique du Canada«, Vol. 13, Nr. 2, S. 1975.

lantische Kontakte, nicht nur der Kelten, wurden vernichtet. Deshalb verschob man die realen Entdeckungs- und Handelsreisen vor der Christianisierung und vor Kolumbus in den Bereich der Mythologie.

So hat es die katholische Kirche in allen Teilen der Welt gehandhabt, in denen man die nötige Machtstruktur mit Feuer und Schwert durchsetzen konnte. Die hoch entwickelten Kulturvölker Mittelamerikas haben fast gänzlich ihr umfangreiches Schriftgut verloren. Nur wenige Aufzeichnungen sind den blindwütigen Vernichtungsaktionen der katholischen Kirche entgangen. Sonst wüssten wir schon länger, dass Wikinger und andere Völker bereits die Maya besuchten, die allerdings schon vorher eine traditionsreiche, aus vielen, auch (oder sogar hauptsächlich) asiatischen Quellen stammende Kultur besessen haben.

Judenpogrome

Auch die jüdische Literatur war der katholischen Kirche ein Dorn im Auge, denn auch sie hätte verraten, dass die Entwicklung des Christentums ganz anders verlaufen ist, als es die katholische Lehre offiziell behauptet. Einen eindeutigen Beweis für die ihre Existenz sichernde Vernichtungsaktion liefert das 1509 für Johannes Pfefferkorn ausgestellte kaiserliche Privileg zur Vernichtung aller jüdischen Bücher außer der Bibel. Aus welchem Grund sollte denn das geschehen? Einen gewissen Sinn hätte es gemacht, wenn man die religiöse jüdische Literatur hätte vernichten wollen, aber warum

auch die nichtreligiöse? Ist das nicht ein klarer Hinweis darauf, dass die Historie der vorangegangenen Epoche ganz anders verlaufen war, als es Althistoriker heute aufgrund der erhaltenen, aber meist verfälschten Schriften lehren?

Aber nicht nur die schriftlichen jüdischen Zeugnisse wurden vernichtet, auch die Juden selbst wurden verfolgt und im großen Stil mit der Christianisierung massenhaft ermordet. Unter dem Banner des ersten Kreuzzugs (1096-1099) wurden fürchterliche Judenpogrome ausgelöst. »Rheinabwärts ziehend (also nicht auf direktem Weg nach Osten) beraubten und mordeten die Kreuzfahrer nacheinander die Juden in Speyer, Worms, Mainz, Trier und Köln, andere fielen über die Hebräer in Neuss und Xanten und sogar Prag her, worüber uns von jüdischer Seite noch grauenerregendere Berichte vorliegen« (Mayer, 2000, S. 43). Nicht umsonst wird der erste Kreuzzug auch Volkskreuzzug genannt, dessen Beginn mit Judenverfolgungen im Rheinland (»Meyers Lexikon«) signifikant und unlösbar verknüpft ist.

Es ist daher eine falsche Darstellung, wenn die Verantwortung für diese Massenvernichtungsaktion auf ein paar fanatisierende Prediger reduziert wird (vgl. Mayer, 2000, S. 42). Die geistigen Verrenkungen, um die Papstkirche von der historischen Verantwortung für die Pogrome und deren Drahtzieherei freizusprechen, werden allerdings relativiert: »Daneben ist aber im Sinne von Riley-Smith (1984) wirklich zu bedenken, dass den Kreuzfahrern ein mobilisierendes Feindbild fehlte und man zunächst die Juden substituierte ...« (Mayer, 2000, S. 43)

Hier kann man zustimmen, denn es gab gar keine näher liegenden Feindbilder als die *Ketzer* in Europa, zu denen auch und gerade die christlichen Freidenker sowie die geistig religiös verwandten Juden in Europa gehören, deren geistige Bewegung zugunsten des Universalanspruchs der katholischen Kirche ausgelöscht werden musste. Die Kreuzzüge waren nur vordergründig religiös, aber im Kern insbesondere politisch, sozial und wirtschaftlich motiviert.

Die Verfolgung der Juden setzte sich fort. Seit dem 13. Jh. wurden sie durch den Zwang zum Tragen von Judenhüten und speziellen Abzeichen wie dem Judenfleck stigmatisiert und ausgegrenzt. Mitte

des 14. Jhs. löste die mit der Katastrophe einhergehende Pest weitere Vertreibungen und Pogrome aus. Mit Beginn der Reformation intensivierte sich die religiös inspirierte Verfolgung (vgl. »Lexikon der deutschen Geschichte«, S. 255).

Wen hatte die katholische Kirche denn überhaupt zu fürchten? Warum musste die Kirche im Mittelalter Kreuzzüge propagieren und ausrüsten oder Kriege gegen Ungläubige oder Ketzer unterstützen? »Keine Religion auf Erden hat ... so viele dogmatische Kämpfe und Glaubenskriege aufzuweisen wie das Christentum«, schreibt der Religionshistoriker Helmuth von Glasenapp (1993, S. 316). Wenn die katholische Kirche als solche erst nach den ersten Kreuzzügen in Avignon formal definiert und begründet wurde, sind die ersten Kreuzzüge als Bereicherungs- und Eroberungskriege der neuen Feudalherren zu sehen. Denn die weltlichen Herrscher waren zu Beginn der Umbruchphase in Personalunion oft gleichzeitig die kirchlichen Oberhäupter.

Der Aufstieg der Kirche mit dem Beginn des *Babylonischen Exils* der Kirche in Avignon im Jahre 1309 korrespondiert zeitlich mit der Verhaftung der französischen Templer im Jahre 1307 und der Aufhebung des Templerordens durch Papst Klemens V. im Jahre 1312. Die Zerschlagung des Templerordens in Frankreich scheint mit dem Aufstieg der katholischen Kirche zusammenzuhängen – oder kann man die Papstkirche sogar als wirtschaftlichen Erben des Templerordens ansehen? Wurde die als gleichmäßiges Netzwerk aufgebaute Infrastruktur (Komtureien) der Templer von der Kirche für ihre Machtentfaltung genutzt, indem sie diese durch ihre radikalen Mönchsorden zu Klöstern umfunktionieren ließ? Ist so der rasante Aufstieg der Papstkirche in Mitteleuropa nach einer Phase der Bedeutungslosigkeit und inneren Zerstrittenheit (Abendländisches Schisma) zu erklären?

Rafael Alarcón Herrera stellt eine umfangreiche Liste von Templer-Heiligen vor, die der schriftlichen Vernichtung entgangen sind, und beschreibt anschaulich, wie sie schrittweise in Heilige der katholischen Kirche umgewandelt wurden (Herrera, 2002).

Etikettenschwindel und die Vernichtung alter Schriftstücke war ein lebensnotwendiger Handlungszwang der sich im 12. Jh. erst lang-

sam etablierenden katholischen Kirche. Denn ansonsten wäre dokumentiert, dass Europa bereits christlich missioniert war, u.a. durch iro-schottische Mönche.

Irische Christianisierung

Iro-schottische Wandermönche prägten als Vorstreiter eines christlich-keltischen Freidenkerglaubens und als Gelehrte unsere abendländische Kultur. Allerdings ist es erstaunlich, wie wenig ihre vielfältigen Aktivitäten ins allgemeine Bewusstsein gedrungen sind. Bis zum 12. Jh. verstand man unter *Schotten* (Skoten) allgemein die Iren, die einerseits auf der irischen Insel (*Scotia major* = Groß-Skotenland) als auch der britischen Gegenküste (später County Argyll) siedelten (*Scotia minor* – Klein-Skotenland). Erst mit der Vereinigung von Skoten und Pikten um 846 zu einem schottischen Großreich beschränkte sich die Bezeichnung *Schotten* auf das neue Staatsvolk, die Pikten einschließend.

Auf einem Symposium in Dublin fassten Keltologen ihre Arbeitsergebnisse wie folgt zusammen:

»Kein europäisches Volk hat allein mit den überlegenen Mitteln des Geistes und ohne hegemoniale Ansprüche die kulturelle Entwicklung des Abendlandes in so umfassender Form dominiert wie die Iren. ... In seiner Blütezeit erstreckte sich der Einfluss des irischen Geistes von Island bis Tarent, von Kiew bis zur sagenumwobenen Insel des heiligen Brendan« (zitiert in: Meyer-Sickendiek, 2000, S. 328). Wie weit die iro-schottischen Wandermönche missionierten, erkennt man an der Gründung eines Klosters in Kiew (Ukraine).

War alles ganz anders? Das Christentum schwappte über Europa hinweg, *vielleicht* aus Äthiopien (koptisches Christentum) über Alexandria und über Konstantinopel kommend. »Noch bevor sich dort eine unabhängige Mönchskirche entwickelte, muss das koptische Taukreuz, aus dem Anch (auch: Ankh, HJZ), dem pharaonischen Heils- und Lebenszeichen, hervorgegangen, nach Irland gelangt sein. Sogar auf Tory, einer schier unbewohnbaren Insel vor der Nordküste der Grafschaft Donegal ... ragt eine dieser fremd-

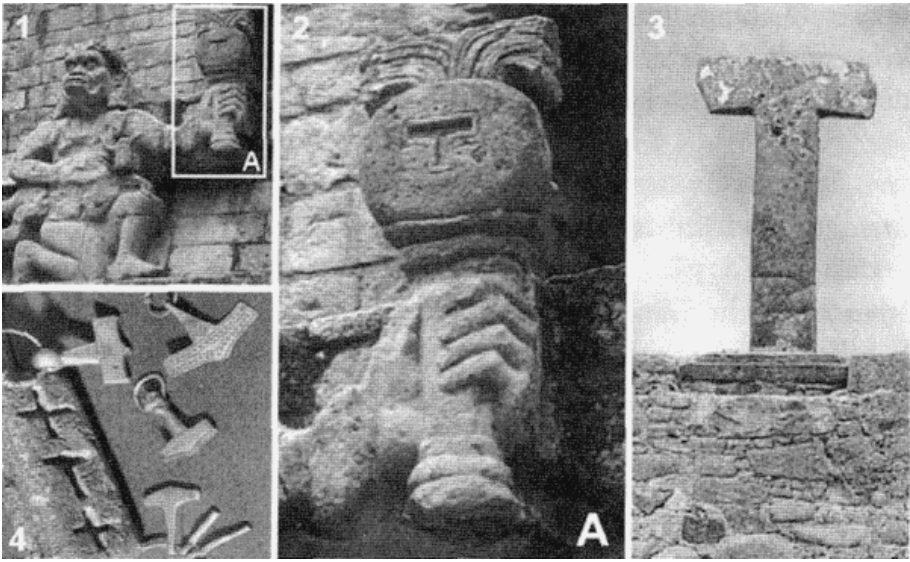


Abb. 21: Christliche Symbole. Bild 1: Fackelträger in Copan (Honduras). Bild 2: Die Fackel angeblich mit Symbol des Blitzes (= Taukreuz?). Bild 3: Das koptische T-(Tau)-Kreuz auf Tory Island (Irland) als Überbleibsel einer irischen Klostergründung. Bild 4: Eine in Trendgärden (Jütland) gefundene Specksteingussform aus dem 10. Jh. für Kreuze und Thors Hammer (Dänisches Nationalmuseum, Kopenhagen).

artigen Kreuzformen über den Atlantik auf« (Meyer-Sickendiek, 2000, S. 54).

Der Einfluss und die Ausbreitung des jüdischen und koptischen Glaubens, die dem keltischen Christentum beziehungsweise Arianismus von der Geisteshaltung her ähnlich sind und später mit dem neu installierten katholischen Glauben konkurrierten, ist nicht zu unterschätzen. Die fürchterlichen Judenpogrome anlässlich des ersten Kreuzzugs sind daher keine Aktionen in der Verantwortung einzelner Fanatiker, sondern Teil einer gezielt geplanten Strategie.

In ganz Europa und darüber hinaus gab es vor dem römisch-katholischen Glauben eine Reihe spätantiker religiöser Bewegungen, die unter der Bezeichnung *Gnostizismus* zusammenfasst werden. Für die Gnostiker ist die Interpretation der menschlichen Existenz im Rahmen einer mythisch geschauten streng dualistischen Kosmologie definiert: Mensch und Kosmos enthalten Teile einer jenseitigen

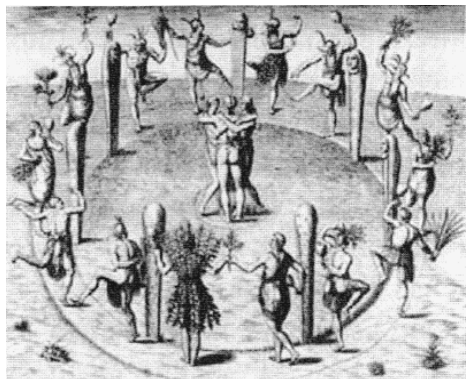
(guten) Lichtwelt, die aus der gottfeindlichen (bösen) Materie erlöst werden müssen. Diese Erlösung geschieht durch Gesandte des Lichts (u. a. durch Christus). Sie ist abgestuft, sodass zur vollen *Erkenntnis* (Gnosis) nur gelangt, wer den Geist besitzt. Andere bleiben auf der niederen Stufe des Glaubens.

Man erkennt die Verehrung von Gott als (Natur-)Prinzip wieder. Die Druiden (weise Männer) als geistige Oberschicht der Kelten nahmen die neuen christlichen Ideen freundlich auf, und das Druidentum »ging mit ihm eine Symbiose ein. Märtyrer gab es in Irland nicht. Uralte Kulte, wie die Wasserverehrung und die Rundprozessionen um Steinkreise und Stelen in Sonnendrehung, wurden übernommen. Das druidische heliozentrische Weltsystem blieb in unverwandter Form erhalten« (Meyer-Sickendiek, 2000, S. 51).

Es ist zu vermuten, dass die zahlreichen aufrecht stehenden *Ogham Stones (gallans)* schon erste Hinweise auf christliche Einflüsse enthalten, bevor nach der Christianisierung hinzugefügte Kreuze ihren heidnischen Charakter gleichsam neutralisieren. Die nach dem keltischen Gott des Schreibens – Ogmios – genannte Ogham-Beschriftung bezeugt zusammen mit den Kreuzzeichen ein friedliches Neben- und Miteinander des alten heidnischen und des neuen christlichen – nicht des katholischen – Glaubens.

Nachdem der *Gnostizismus* Ende des 3. Jhs. bis nach Persien und Indien vorgedrungen war und zu Beginn des 4. Jhs. die Britischen Inseln erreicht hatte, missionierten die iro-schottischen Wandermönche ab dem 6. Jh. (oZ) den europäischen Kontinent.

Abb. 22: Tänze. Der erste wissenschaftliche Bericht aus dem Jahre 1590 stammt von Thomas Hariot und beschreibt Rundprozessionen nordamerikanischer Indianer um in die Erde gesteckte Pfähle, die einen Kreis bilden und wie verhüllte Nonnenhäupter gestaltet sind. Kupferstich von Theodor de Brys nach dem Original von John Whites.



Der Wirkungskreis iro-schottischer Missionen in Europa kristallisierte sich um altkeltische Siedlungsgebiete aus, ohne diese zu begründen. Sie errichteten viele Zentren der Religion und der Wissenschaft in weiten Teilen Europas. Im 6. und 7. Jh. wurden Klöster errichtet: in der Schweiz (Sankt Gallen), in Süditalien (San Cataldo), Österreich (Sankt Koloman) und Franken (Sankt Kilian). Sie entwickelten sich zu geistigen, philosophischen und kulturellen Zentren, die auch von Königen geschätzt wurden. Ein fränkischer Beobachter glaubte den Eindruck zu haben, »als ob fast ganz Irland mit einer Schar von Philosophen in unser Land gekommen sei«.

Der keltischen Praxis entsprechend, missionierte Willibrord mit Hilfe von Wanderbischöfen um 700 bei den Friesen und Dänen. Auch in Schweden und Norwegen wurde missioniert, wodurch die enge Verbindung mit dem Christentum in England zu erklären ist.

Noch im 12. Jh. entstanden die Schottenklöster Würzburg (1134), Nürnberg (1140), Wien (1155), Eichstätt (1160) sowie weitere Ableger des Regensburger Mutterhauses in Memmingen, Konstanz, Kehlheim und Erfurt. Das 250 Jahre lang mit iro-schottischen Mönchen besetzte Schottenkloster in Wien steht auf dem *Fryung* genannten Platz, dessen Name an die dem Kloster bis 1775 zuerkannten Privilegien, wie das Asylrecht (Freistatt), erinnert.

In der Schottenkirche St. Jakob in Regensburg gibt es eine aus dem 13. Jh. stammende Grabplatte, die einen bärtigen Pilger mit dem Krummstab (Cambutta) in der Hand zeigt, den die iro-schottischen Mönche von den Druiden übernommen haben. Die im Volksmund Schottenportal genannte Skulpturenwand an der Nordseite der 1150-1195 an der Stelle des Erstbaus errichteten St. Jakobskirche gibt immer noch Rätsel auf, da der Sinn der Skulpturen noch nicht entschlüsselt werden konnte.

Interessant ist, dass nicht nur diese Kirche normannische und lombardische Bauformen an Türmen und Nebenapsiden aufweist, die übernommen wurden. In diesem Zusammenhang ist das mit dem Erscheinen des Templerordens plötzliche Aufkommen der gotischen Kirchen zu sehen, die nach den romanischen errichtet wurden. Dieser romanische Baustil war von den Normannen vom 11. bis 13. Jh. (= Romanik) aus dem Mittelmeerraum nach Mitteleu-

ropa importiert worden. Welche bisher nicht aufgedeckte Verbindung besteht zwischen Normannen (= Nordmänner, ein anderer Name für Wikinger) und Templern überhaupt?

1066 wurde der normannische Herzog Wilhelm II. König von England, und das normannische Königreich Sizilien (mit Süditalien) ging 1194 als Erbschaft an die Staufer über. Die griechische Kolonie Großgriechenland in Italien war also spätestens seit kurz nach der Jahrtausendwende in nordischer Hand. Schöpfte der 1119 gegründete Templerorden sein Wissen über die Seefahrt sowie seinen Besitz von Land- und Seekarten aus traditionsreichen normannischen Quellen, die wiederum ihr altes Wissen in Bezug auf Architektur und Seefahrt aus arabischen (phönizischen?) und byzantinischen Quellen bereicherten? Ging ein Teil der Normannen, ja sogar seine auf hoher See erfahrenen Seeleute im Templerorden auf? Beide Gruppen hingen auf jeden Fall dem christlich-heidnischen Freidenkertum und nicht dem römisch-katholischen Glauben an. Ist es purer Zufall, dass die Gründungsmitglieder des Templerordens aus der Normandie stammten? Genau in jenem Gebiet herrschten die Wikinger seit dem Jahr 911.

Es scheint, dass Europa den Templern die gotische Bauweise zu verdanken hat, die urplötzlich vollständig entwickelt und perfektioniert auftauchte. Hierfür spricht neben der Tatsache, dass in Rom zu dieser Zeit keine gotischen Kirchen gebaut wurden, die zeitliche Abfolge mit der Gründung des Ordens und der zeitlich nachfolgend erschaffenen gotischen Kirchen. Das zentrale Stilelement der Rippenbögen taucht zum ersten Mal um 1130 im östlichen Frankreich auf. Allein zwischen 1140 und 1277 organisierten und vor allem finanzierten die Templer über zwei Dutzend Großbaustellen (vgl. Charpentier, 1986, S. 192). Die wundervollen gotischen Abteikirchen des 12. Jhs., wie Saint-Denis (1137-1144), Bourges um 1195, Chartres nach 1194, Reims ab 1211 und Amiens ab 1220 vollendeten die Auflösung der Wände mit dynamisch gen Himmel strebenden Pfeilern, die einer ans Mystische grenzenden Hinwendung zu Gott Ausdruck verleihen.

Die Verhaftung der französischen Templer 1307 und die Aufhebung des Ordens durch Papst Klemens V. im Jahre 1312 ist meiner

Ansicht nach mit dem beginnenden Aufstreben der päpstlichen Kirche zu sehen, die zu dieser Zeit ja in Frankreich residierte, denn der Templerorden war reich und übte Macht nicht nur in ganz Europa aus. Es ist durchaus möglich, dass die Flotte der Templer die Küsten von Nord- bis Südamerika anliefen und mit dem dort gewonnenen Silber und Gold ihre hochfliegenden Pläne und die Finanzierung der gotischen Kirchen verwirklichten.

Normannischer Baustil

Nachdem die Normannen (Wikinger) 1016 nach Unteritalien kamen und unter Robert Guiscard 1057-85 die Reste des byzantinischen sowie langobardischen (= germanischen) Besitzes in Unteritalien eroberten, vertrieb Roberts Bruder Roger I. 1061-1091 die Sarazenen aus Sizilien und begründete einen sizilianisch-süditalienischen Normannenstaat. Roger II. (1095-1154) vereinigte im Jahre 1130 Süditalien (Königreich Neapel, Kalabrien, Apulien) und Sizilien zum Königreich Sizilien, das ungefähr dem Herrschaftsgebiet der ehemaligen griechischen Kolonie Großgriechenland entsprach. Es wurde ein Normannenstaat als Erbmonarchie mit autokratisch-beamtenstaatlicher Organisation begründet. Roger II. erhielt das volle Investiturrecht und machte seinen Staat zu einem wirtschaftlichen, kulturell-geistigen und politischen Zentrum des Mittelmeerraumes. Die Wikinger vertrieben die Byzantiner nicht nur aus Süditalien, sondern die normannische Flotte konnte der byzantinischen erfolgreich entgegentreten und wandte sich 1147 gegen Byzanz. Die Normannen eroberten Dalmatien, verwüsteten ganz Griechenland und besetzten Korfu. Roger II. dehnte 1147-1154 die Normannenherrschaft über Nordafrika – von Marokko bis Libyen – aus. Im Jahre 1194 ging dieser Staat durch die Krönung von Kaiser Heinrich VI. zum König von Sizilien an die Staufer über, denn er hatte Konstanze, die Tochter und normannische Erbin von Roger II. im Jahre 1186 geheiratet.

Der Einfluss der Normannen, die ja auch seit 911 fest in der Normandie saßen und 1066 England eroberten, auf die europäische Ge-

schichte wird allgemein unterschätzt. Bei ihrer Ankunft in Sizilien mussten die zahlreichen glänzenden Bauwerke der Moslems mit der blendenden Pracht ihrer, den orientalischen, insbesondere ägyptischen Moscheen und Palästen nachgeahmten islamischen Gotteshäuser und Villen sowie die griechischen Bauten, einen mächtigen Eindruck auf die Normannen ausgeübt haben:

Nicht minder »bemerzlich als die Einwirkung der genannten Muster macht sich diejenige des germanischen Stils, obgleich dieser gegen Ende des 12. Jhs., welches die Blütezeit der normannischen Architektur bildet, sich – wenn auch seinen ersten Anfängen nach – in Frankreich und besonders in der Normandie ... zu zeigen begonnen hatte. Der Spitzbogen kommt zwar in manchen Kapellen und Kirchen dieser Zeit auf Sizilien vor. Indessen scheint derselbe hier arabischen Ursprungs zu sein. Nicht der Spitzbogen ist es, welcher das Wesentliche des germanischen Stils ausmacht; das Charakteristische des letzteren beruht vielmehr auf der Leichtigkeit der Gewölbe, die hoch in den Lüften schweben und doch von Säulen getragen werden, welche im Vergleich zu den schweren und massenhaften der vorgermanischen Architektur nur schwach sind, und dieses charakteristische Kennzeichen findet sich in keiner der Kirchen der Normannen auf der südlichen Insel« (Schack, 1889, S. 244).

Im germanisch-normannischen Baustil liegt scheinbar die Geburt des gotischen Baustils. Muss man nicht bisher kaum beachtete Parallelen oder besser gesagt, eine kontinuierliche Entwicklung von den Normannen bis hin zum Verbot des Templerordens erkennen? Dieser Bruch in der Geschichte Mitteleuropas war signifikant mit dem fulminanten Aufstieg der katholischen Kirche in Avignon verbunden.

Die Normannen bauten in Sizilien Kirchen, deren normannische Architektur der altchristlichen Basilika entspricht: Über den Säulen erheben sich Spitzbögen, über der Decke byzantinische Kuppeln; die Hauptkuppel (oder mehrere) steigt über der Durchschneidung von Mittel- und Querschiff empor.

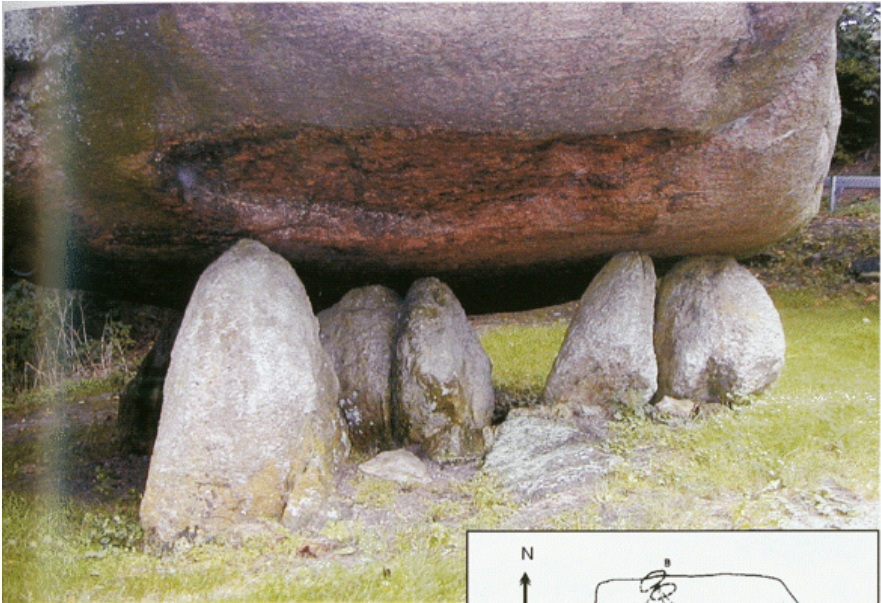
Im Herrschaftsgebiet der Normannen wurde romanischer Kirchenbau entwickelt, der die Elemente des gotischen Kathedralbaus in

Frankreich (Abteikirche von Jumièges, 1040-1067, heute Ruine, Saint-Étienne, 1065-1081, und Sainte-Trinité, 1059 ff., in Caen), auch in England (Abteikirche in Saint Albans, 1077-1088, Kathedralen von Ely, 1090ff., Durham, 1093ff., und Peterborough, 1118ff.) sowie im normannischen Herrschaftsgebiet in Süditalien und Sizilien (Dom von Cefalù, 1131 ff.) vorprägte.

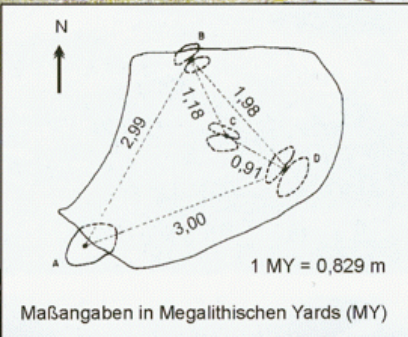
Der von den Normannen auch in Italien gepflegte normannische als von den Griechen übernommene und weiterentwickelte romanische Baustil als Vorläufer des gotischen Stils erscheint jetzt als unersetzbares Glied in einer Entwicklungskette und nicht als isoliertes Erscheinungsbild. Zu dieser Zeit hat die römisch-katholische Kirche keinen Beitrag zur Entwicklung der Architektur und damit der Kirchen geleistet, denn es gibt aus dieser Zeit keine romanischen oder gotischen Großbauwerke in Rom.

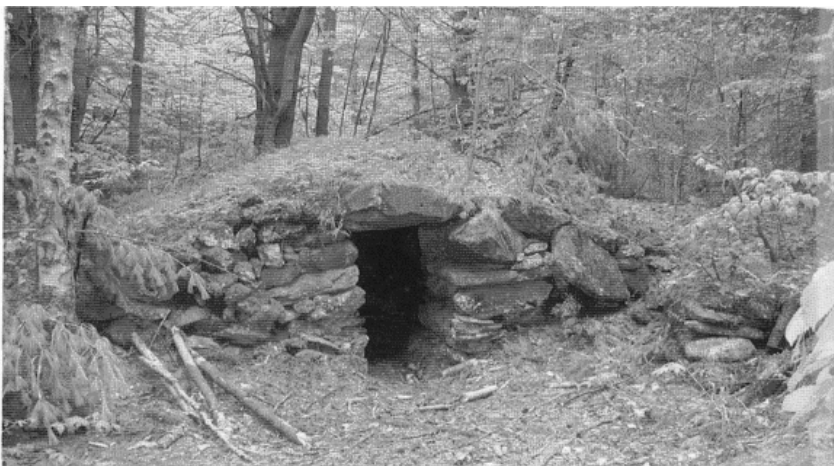
Meine These lautet daher, dass römische (= griechische und etruskische) antike Baustile in mitteleuropäische Gebiete exportiert wurden, und zwar nach der Flutung der Nordseesavanne, das Ende der so genannten Bronzezeit erzwingend. Die Zeit der Antike wurde dann durch neue Naturkatastrophen beendet und Erdbeben zerstörten die antiken Bauten rund ums Mittelmeer. Danach startete ein Neubeginn mit einem aus dem römischen (= griechischen) weiterentwickelten romanischen Baustil, der im 11. bis 13. Jh. in Mitteleuropa gepflegt wurde. Dieser als Romanik bezeichnete Baustil kann als normannisch bezeichnet werden, da die Wikinger ihn aus ursprünglich griechischen Gebieten wie Sizilien, Süditalien und Griechenland nach Mitteleuropa mitbrachten. Vor allem die Tempel entwickelten daraus zeitlich nahtlos anbindend den gotischen Stil. Diese Entwicklung der Baustile hat mit Römern oder der katholisch-römischen Kirche bis zu diesem Zeitpunkt nichts, aber auch gar nichts zu tun. Bei der Errichtung der damaligen Dome standen meist iro-schottische Mönche beratend zur Seite. Deutlich zu erkennende normannische bzw. templerische Baustilelemente an alten mitteleuropäischen Kirchen und anderen Großbauten stellen deshalb kein Kunosum dar.

Betrachten wir ein Beispiel aus dem erst 997 durch die Wikinger gegründeten Trondheim (Norwegen): das Nationalheiligtum Nor-



27, 28 Der Dolmen in Salem (New York) besteht aus Granit, der in dieser Gegend nicht vorkommt. Die Abstützungen scheinen in einem aus der Alten Welt bekannten Maßsystem – dem Megalithischen Yard (Megalithische Elle) – angeordnet zu sein (siehe Zeichnung).





29

29 Steinkammer South Royalton
Calendar I bei Sharon (Vermont).



30

30 Steinkammer bei Orongo (Osterinsel).
Foto: Agassiz 1904-1905

31 John Dunlap zeigt Dr. Zillmer seinen
Münzfund aus Vermont: byzantinische
Bronzemünzen(1020-1028). Die grie-
chische Inschrift lautet: Jesus Christ König
der Könige



31



32

*Neu entdeckte tumulusartige Steinkammer
auf Privatgelände nahe Reading (Vermont):*

*32 Neben der überwachsenen Steinkammer
steht ein Menhir*

*33 Innenansicht der Steinkammer, errichtet
als Bienenkorbkuppel (Kraggewölbe).*

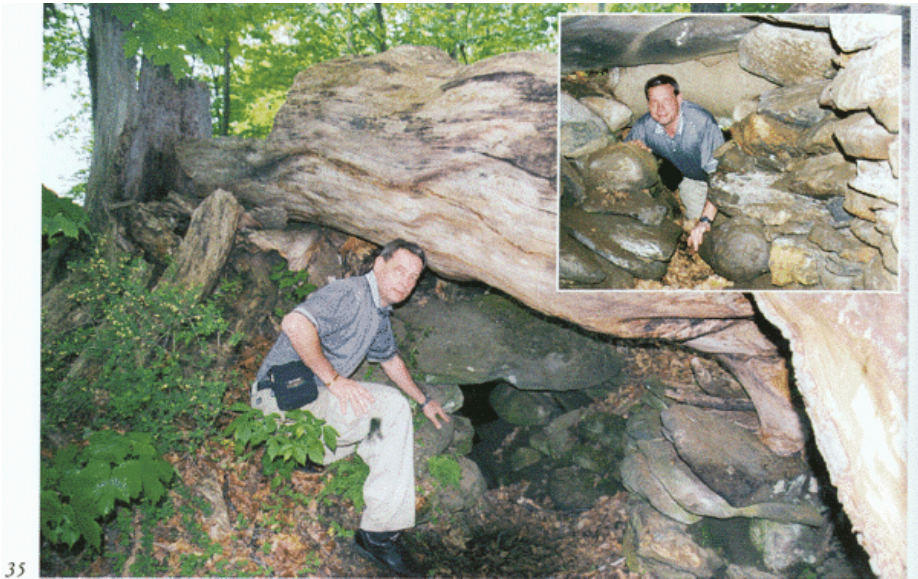
*34 Der Autor steht neben dem aufgebroche-
nen Eingang*



33



34



35

35 Eine tholosartige Steinkammer unter dicken Wurzeln: South Royalton II (Vermont).
Insert: Der Autor kriecht durch die gebrochene Öffnung.

36 Im Inneren des Erdhügelbauwerks zeigt der Autor auf einen für diese Steinkammern
typischen Entlüftungsschacht, der vielleicht eine symbolische Bedeutung besaß.

37 In der Nähe befindet sich diese für die Neuenglandstaaten typische Brücke, die meist
versteckt in den Wäldern liegen. Diese Brücke war Teil einer alten Hauptverbindungs-
straße, die durch ganz Vermont führte. Als die Familie Solomon Mack 1804 hier siedelte,
war die Brücke schon vorhanden. Die Erbauer dieser Konstruktionen sind unbekannt.



36



37



38

38 In Upton (Massachusetts) befindet sich im Anschluss an einen mehrere Meter langen Gang eine igluförmige Steinkammer, errichtet als so genannte Bienenkorbkuppel mit Kraggewölbe. Schnittzeichnung s. Abb. 12, S. 38.

39 In Upton verlaufen Steinwälle mit zum Teil riesigen Felsbrocken quer durch den Wald. Die Steinkammer schließt an einem Wall an.

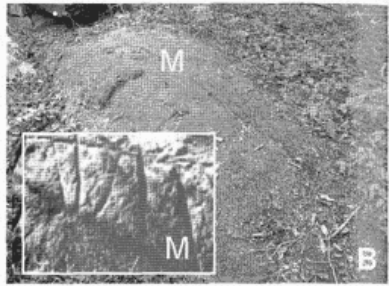
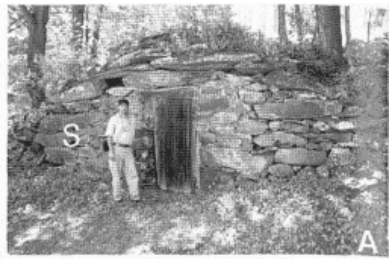
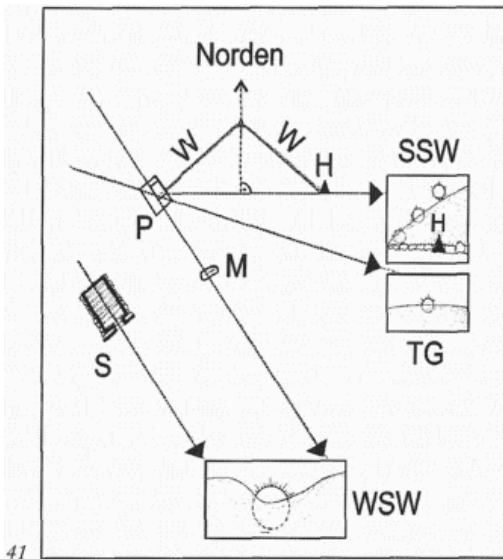
40 Ein megalithischer Wackelstein in Metcalf (Massachusetts) nahe Upton.



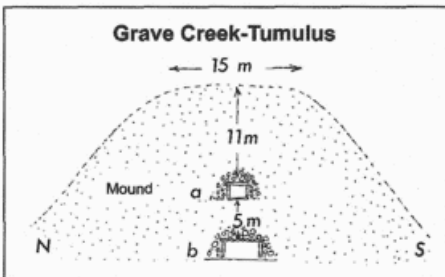
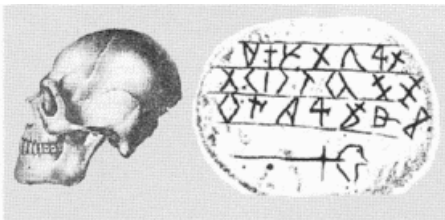
39



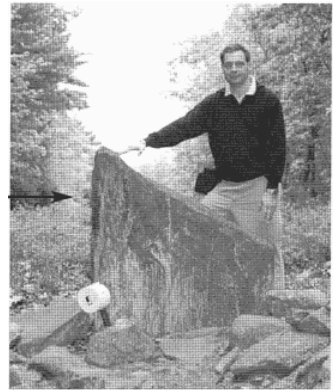
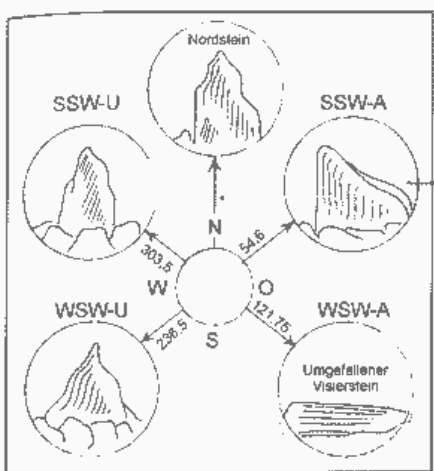
40



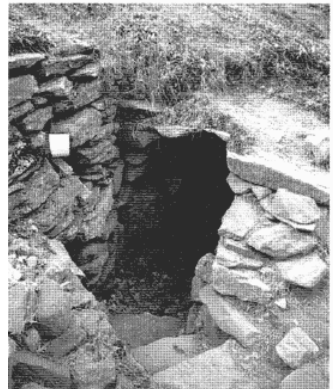
41 Mehrere Monumente in South Woodstock (Vermont) sind astronomisch ausgerichtet. Die Längsachse der Steinkammer (S und Bild A mit dem Autor) und der Steinplattform (P) ist auf den Sonnenaufgangspunkt der Wintersonnenwende (WSW) ausgerichtet. Verlängert man eine Diagonale der Plattform, so zeigt sie auf den Sonnenaufgangspunkt der Tagundnachtgleiche (TG). Die Steinwälle (W) sind mit der Plattform derart geometrisch kombiniert, dass die Verlängerung der Basislänge über einen Menhir (H) auf den Sonnenaufgangspunkt der Sommersonnenwende (SSW) zeigt. Weitere astronomische Bezugslinien sind nachgewiesen. Einbezogen ist auch ein an der Erdoberfläche liegender Monolith (M), der bemoost und daher kaum zu erkennen ist (Bild B). Er trägt eine Ogham-Inschrift aus Konsonanten, die M-B-M-B-N gelesen werden kann (Insert M: Detail aus B).



42 Der Grave Creek-Grabhügel nahe Moundsville in West Virginia beinhaltet zwei Grabkammern. Die untere ist mit der Längsachse in Nord-Süd-Richtung ausgerichtet und barg zwei Skelette. Die obere Grabkammer war in Ost-West-Richtung orientiert und beinhaltete ein Skelett (Schädel abgebildet) sowie neben verschiedenen Grabbeigaben ein beschriftetes Amulett (unmaßstäblich abgebildet). Wissenschaftler der Universität Kopenhagen (Dänemark) identifizierten die auf dem Artefakt zu erkennende Schrift als Iberisch. Zwei weitere Schrifttafeln des gleichen Typs wurden in anderen Grabhügeln in unmittelbarer Nähe entdeckt.

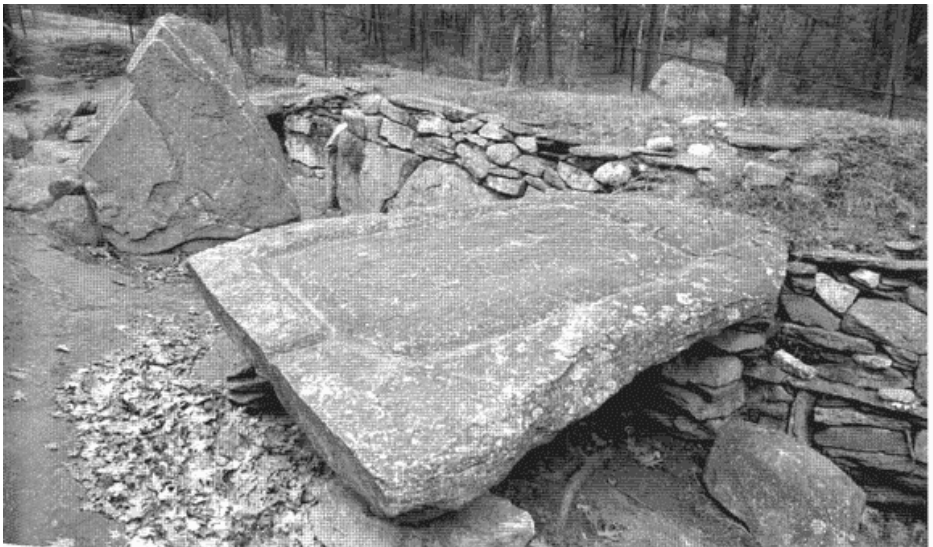


43



44

- 43 Die Anlage »America's Stonehenge« erinnert als Horizontalkalender an Stonehenge in England. Nach keltischem Prinzip sind Visiurlinien auf astronomische Punkte ausgerichtet, u.a. die Sonnenwenden (SSW, WSW). A = Sonnenaufgang, U = Sonnenuntergang.
- 44 Zusätzlich sind verschiedene Steinkammern und quer durch den Wald verlaufende Steinwälle vorhanden.
- 45 Der so genannte Opfertisch ist mit einer unterirdischen Steinkammer aus Trockenmauerwerk durch ein Sprachrohr verbunden. Handelt es sich um eine Orakelstätte, wie wir sie aus Griechenland her kennen?



45



46, 47 Abseits üblicher Verkehrswege liegt ein astronomisch ausgerichteter Steinkreis auf dem Burnt Hill in Massachusetts auf Privatgelände. Zu dieser Anlage gehören weitere Monolithe und Beobachtungspunkte.

48 Colgate Gilbert (rechts), Mitglied der Organisation NEARA, der seit einigen Jahren die Anlage auf dem Burnt Hill untersucht, zusammen mit dem Autor auf dem Burnt Hill.



wegens, den Nidarosdom, errichtet über dem Grab des heiligen Olaf. Der Baubeginn soll 1070 erfolgt sein. Bei meinem Besuch des Doms stellte ich fest, dass die ältesten noch existierenden Teile jedoch erst aus dem 12. Jh. stammen, also aus einer Zeit, als die Normannen die Mittelmeergebiete beherrschten. Dieser Dom wurde größtenteils im gotischen Stil errichtet, während die ältesten Teile um das Querschiff herum romanisch sind. In nordgermanischem Hoheitsgebiet wird hier eine konsequent erscheinende normanisch-templensche Baustilentwicklung von der Romanik hin zur Gotik dokumentiert.

Die Templer, die in Frankreich zeitlich unmittelbar den Normanen folgten, errichteten ab dem 12. Jh. eine Vielzahl von gotischen Kathedralen, und das große Wissen der Mönchsritter offenbart sich auch im Baustil ihrer Templerkapellen sowie der zahlreichen Komtureien, deren symbolträchtigen Grundrisse aus heiligen Vier- bzw. Achtecken bestehen.

Trotz des unvermittelten Endes des Templerordens verbreiteten sich seine Erkenntnisse über ganz Europa hinweg und bildeten schließlich die Wissensgrundlage für die späteren Bauhütten. So kommt es, dass sich heute noch an vielen mittelalterlichen Bauten das überragende Wissen der Templer-Bauhütten offenbart.

Ich bin nicht der Meinung von Uwe Topper (2001, S. 128), dass die gotischen Bauten überhaupt nichts mit dem Christentum zu tun haben. Richtig ist, dass nicht Gott als Person verehrt werden sollte. Aber durch die gen Himmel strebenden Gebäude sollte das (keltische) Gottesprinzip dokumentiert werden; quasi wurde eine natürliche Verbindung des Universums mit der Mutter Erde als der Einheit der Natur symbolisiert. Die Spitzbogen-Architektur erinnert im Inneren der Kirche auch an die Natur (Wald!).

Wer finanzierte den Bau der Kathedralen überhaupt? Es sind mehrere Fälle bekannt, in denen die Kathedrale *nicht dem Bischof* gehörte. Der Kathedralenbau wurde durch das *Kapitel* (beispielsweise durch den Templerorden) finanziert, das auch den Bau überwachte. Im Mittelalter war das Kapitel eine Versammlung von Domherren, die große Privilegien genossen. In vielen Fällen unterstand es nicht der bischöflichen Gerichtsbarkeit. »Die Beziehung

zwischen Kapitel und Bischof wurde erst im 16. Jh. auf dem Trienter Konzil geregelt. In England genießt das Kapitel immer noch dieselben Privilegien wie im Mittelalter« (Gimpel, 1996, S. 41). Wieso konnte ein christlicher Orden, der gar nicht dem römisch-katholischen Glauben anhing, zur größten Macht in Europa werden? War der heidnisch-christliche Glaube, dem die Templer angingen und der später dem Vorwurf der Götzenanbetung diente, noch um 1000 vorherrschend und eben nicht der römisch-katholische Glaube?

Vorkatholische Missionierung

Falls die Überlieferungen stimmen und der irische Missionar Columban (543-615) Franken bereits mit Klostergründungen überzogen hatte, ist die iro-schottische Missionierung in einem ganz anderen Licht zu sehen. Die Geisteshaltung der christlichen Freidenker, Juden und Kopten wucherte wie ein Krebsgeschwür und durchdrang netzwerkartig die Glaubenswelt der keltogermanischen Urbevölkerung. Es gab *keine* Glaubenskriege. Die Wandermönche hatten keine weltlichen Ansprüche und lebten aus Überzeugung in Enthaltsamkeit. Vorgelebtes Christentum beeindruckte die Bevölkerung. Dieses regional sehr unterschiedlich stark ausgebildete Netzwerk des urchristlichen Glaubens verbreitete sich in allen Gebieten von Indien über Persien bis zur atlantischen Küste der Iberischen Halbinsel. Zu dieser Zeit bis zum Ende des 11. Jhs. gab es fast keine erkennbare Spur einer katholischen Kirche.

Europa wurde mit der Ausweitung des Machtstrebens und des universellen Glaubensanspruchs der Papstkirche frühestens ab dem Ende des 12. Jhs. zum zweiten Mal christianisiert. Diesmal geschah dies aber nicht auf friedliche Art und Weise, sondern durch fürchterliche Kriege mit Feuer und Schwert. Für die weltlich pompös auftretenden Kleriker war es nicht möglich, die in der Bevölkerung verwurzelten iro-schottischen Mönche – oder solche anderer christlicher Glaubensrichtungen – zu vertreiben. In der ersten Zeit benutzte man diese frommen Leute, indem man den Orden der Be-

nediktiner gründet, die iro-schottischen Klöster unterwanderte und dann auch eigene Gründungen vornahm, die wie einsame Stützpunkte in Feindesland ausgestattet waren. Es handelt sich um die Wehrklöster, kleine Festungen, die den Missionaren zum Schutz gegen die Bevölkerung und die Normannen (Wikinger) dienten. Die Wikinger griffen normalerweise nicht wahllos die Bevölkerung oder die mit ihnen verwandten Kelten an, sondern beraubten gezielt die Klöster mit radikalen Mönchen (Benediktiner) der römisch-päpstlichen Kirche.

Mit diesen Wehrklöstern (nicht zu verwechseln mit den für die Bevölkerung offenen Klöstern der irischen Kirche) wurde ein Etikettenschwindel betrieben, da man diese auch heutzutage noch als Fluchtburgen für die Bevölkerung ausgab. Denn zu damaliger Zeit gab es zwar teilweise blutige Fehden unter den einzelnen Sippen (Clans), aber keine Völkerkriege. Die Keltogermanen lebten relativ friedfertig in ihrer traditionellen Lebensweise – trotz gelegentlicher Raubzüge und Privatfehden – über ganz Europa verstreut, wovon auch das im Fernhandel funktionierende keltische Münzsystem zeugt – bis die Christianisierung der katholischen Kirche begann und das keltogermanische System zerschlug.

Die Christianisierung musste gewaltsam erfolgen, denn niemand wäre freiwillig dem neuen Glauben gefolgt, insbesondere, da die katholische Kirche, im Gegensatz zu den asketisch lebenden iro-schottischen Mönchen, die Abgabe des zehnten Teils von Vieh und Getreide zum Unterhalt des Klerus von der Bevölkerung forderte.

Die Wehrklöster und -kirchen dienten in Wahrheit dem Schutz der Christianisierer und nicht umgekehrt dem des Volkes! Nicht nur das Kloster Corvey wurde errichtet »nach den benediktinischen Vorschriften im Grenzbereich, die beinahe die Anlagen der damals bekannt gewordenen römischen Militärkastelle kopierten. Wie (angeblich, HJZ) die römischen Agrimensoren (Landvermesser) maßen sie das Gelände auf« (Erläuterung im *Museum für Hamburger Geschichte*, Raum 204). Wie unterscheidet man eigentlich Original und Kopie? Könnte es sein, dass angebliche Kopien gar keine Vorbilder haben, sondern selbst die original römischen Militärkastelle darstellen, die ja gerade erst bekannt wurden?

Vielleicht muss dann auch der Sinn und Zweck neu errichteter Burganlagen völlig neu überdacht werden. Raubritter waren im wahrsten Sinne des Wortes Räuber im Land der keltogermanischen Urbevölkerung. Mir fiel auf, dass die Burgen am Mittelrhein immer in Sichtweite angeordnet sind. Reiner Zufall oder konnte man bei Bedrohung Signale weiterleiten, sich gegenseitig helfen und gleichzeitig einen wichtigen Verkehrsweg sichern?

Nachdem das europäische Netzwerk und die Verbindungen der iro-schottischen Missionen von den Benediktinern zuerst freundschaftlich benutzt und zum Aufbau eigener Klöster genutzt wurde, sogar in Irland, kam es zu Spannungen zwischen den Benediktinern und den von offizieller Seite mehr und mehr als Eindringlinge betrachteten Iren. Der wirkliche Hintergrund war aber eine Ablösung des insularen Urquells des iro-schottischen Mönchtums und damit des keltischen Christentums zugunsten des Benediktinerordens als Statthalter der Papstkirche.

Die doppelte Missionierung wird besonders bei der Christianisierung der Wikinger deutlich. Schon sehr früh kamen die Wikinger bei ihren Fahrten nach Irland und Schottland mit den iro-schottischen Mönchen in Kontakt. Über die Religion der Wikinger weiß man trotz langer Forschungsarbeit recht wenig. »Zu Beginn des 13. Jhs. wurde in Island durch den Gelehrten und Politiker Snorri Sturluson mit der Prosa-Edda erstmals eine systematische Darstellung der heidnischen Religion vorgelegt« (Simek, 2000, S. 114), also erst relativ spät. Fraglich ist, wie viel davon für die Zeit bis zum 10. Jh. tatsächlich Gültigkeit beanspruchen kann, wenn Aufzeichnungen erst 200 Jahre später erfolgten: Die Geschichte schreibt immer der Sieger!

Die Wikinger, auch als Nordgermanen bezeichnet, besaßen meines Erachtens einen ähnlichen Glauben wie die mit ihnen verwandten Kelten. Durch die vielfältigen Kontakte mit Irland und Schottland nahmen die Wikinger den christlichen Glauben der iro-schottischen Mönche tolerant auf. Es ist aus Grönland dokumentiert, dass Mitglieder einer Familie sowohl urchristliche als auch heidnische Glaubensanhänger waren.

Domherr Adam von Bremen (um 1040 geboren) räumt in dem Buch »Hamburgische Kirchengeschichte« ein, dass die hambur-

gisch-bremischen Missionare in Skandinavien bereits *Bischöfe* vorfanden, die anderswo geweiht worden waren.

Im *Museum für Hamburgische Geschichte* (Raum 204) werden die Anfänge der (umstrittenen) Siedlungsgründung Hamburgs dokumentiert. Als Erzbischof Ansgar, der *Apostel des Nordens* (801 bis 865), im Jahre 831 die urkundlich erwähnte Hammaburg – altsächsisch: befestigte Siedlung am Fluss – »im heutigen Hamburg als Bischofssitz erhielt, fand er bereits einen befestigten Ort und eine kleine Kirche vor, in dem er den Mariendom und das Kloster baute« (Erläuterungstext im Museum). Die Bevölkerung dieses katholischen Stützpunktes betrug nur 200 Leute und war im Feindesland angelegt. Außerdem ist noch ungeklärt, ob die vor Ansgar vorhandene *Hammaburg* ein sächsischer Ringwall oder ein fränkischer Turmhügel war. Andererseits, so schreibt man, könnten neuere Untersuchungen der slawischen Keramik dazu führen, dass die urkundlich zusammen mit Ansgar erwähnte *Hammaburg* erst nach Ansgars Tod erbaut sein könnte. Stimmen die Urkunden oder die Datierungen oder beides nicht? Ansgar erhielt neben einem Privilegium des Papstes eine Stiftungsurkunde des Kaisers (Adam von Bremen I, 18). »Die noch erhaltene Urkunde des Kaisers vom 15. Mai ist eine Fälschung; von der Bulle ist ein echtes und ein verfälschtes Exemplar vorhanden« (Adam von Bremen, 1986, S. 44). Allenthalben Fälschungen!

Wie auch immer, Ansgar kam als Christianisierer zu den Heiden und findet eine Kirche vor! Urkundlich bestätigt wird, dass es im Heidengebiet Urchristen und Kirchen gab. Rudolf Simek beschreibt in seinem Buch »Die Wikinger« vier Phasen des Übergangs vom germanischen Götterglauben zum Christentum (Simek, 2000, S. 124 f.). Richtig wird beschrieben, dass nach der Phase des Heidentums die Vermischung verschiedener Religionen und Konfessionen oder auch philosophischer Lehren ohne innere Einheit – Synkretismus genannt – Mitte des 9. Jhs. einsetzte. In der dritten Phase wird eine Bekehrungswelle gesehen, die aber nicht alle Heiden erfasste. »Erst gegen Ende der Wikingerzeit setzte die eigentliche christliche Phase ein« (Simek, 2000, S. 125).

Diese phasenweise Entwicklung ist *kennzeichnend für den gesamten Christianisierungsprozess* in Nord-, Mittel- und Westeuropa. Da offiziell immer nur von einer einheitlichen Quelle und dem Einsetzen mehrerer Christianisierungswellen ausgegangen wird, ergibt sich das Bild einer sich langsam, aber stetig durchsetzenden Idee. *Genau das Gegenteil ist der Fall*. Phase zwei und drei sind zusammenzufassen und entsprechen der Verbreitung des heidnisch-christlichen Glaubens durch die Wandermönche. Dieser christliche Glaube *widersprach dem Heidentum nicht*, wodurch ein friedlich gesinntes Glaubensgemisch entstand, das durch andere wesensähnliche Religionen und Konfessionen – wie beispielsweise dem Judentum – als durchwirkter Teppich unterschiedlich ausgebildeter Glaubensbekenntnisse in Europa gekennzeichnet war. Die vierte Phase stellt demzufolge nicht das endgültige Durchschlagen der letzten Welle des katholischen Glaubens dar, sondern eine *komplett neue*, römisch-päpstlich geprägte Christianisierungswelle, gekennzeichnet durch Gewalt, Kriege und Kämpfe:

»Erst mit der Invasion Norwegens durch Olaf den Heiligen in 1015 setzte dort wieder die Missionsarbeit ein, ... er ... betrieb die Bekehrung ebenfalls im Rahmen der Reichseinigung und teilweise mit Gewalt, da er seiner christlichen Königsideologie die Anerkennung verschaffen wollte« (Simek, 2000, S. 129). Deutlich zum Ausdruck kommt, worum es wirklich ging: Macht, gehüllt in den Mantel eines neuen, geistlich-feudalen Systems und die Reichseinigung bedeutet nichts anderes als die Enteignung der alten Häuptlinge und damit der Völker.

Entsprechend bestand die vierte, und nach allgemeinem Verständnis die eigentliche Phase der Christianisierung »im Wesentlichen in der Organisation von Bistümern, dem Aufbau von Pfarren, der Unterweisung in christlicher Doktrin, der Ausbildung einheimischer Priester sowie der Gründung von Klöstern, womit zugleich lateinische Schriftlichkeit und Gelehrsamkeit nach Skandinavien getragen wurde« (Simek, 2000, S. 125). Nach Phase zwei und drei des Synkretismus folgte ein abrupter Umbruch mit der gewaltsamen Christianisierung und dem einsetzenden Feudalismus zentral gesteuerter Systeme.

Aus finanziellen und machtpolitischen Gründen führte die lateinische Kirche einen blutigen Krieg gegen die in Clans dezentral organisierte keltogermanische Bevölkerung, die der neuen Bewegung nicht folgten. Es wurden Kreuzzüge und Pogrome und regelrechte Hetzjagden gegen die Heiden veranstaltet, und vor allen Dingen wurden alle Druiden als die geistige Oberschicht der Kelten systematisch ermordet, um das Volk ohne ihre Lehrer führungs- und orientierungslos zu machen. Das Volk siechte dahin, ausgenutzt und ausgebeutet. Alle erreichbaren Überlieferungen, Sitten und Gebräuche der Keltogermanen wurden usurpiert, eliminiert oder umfunktioniert.

»Auf Veranlassung von Ludwig dem Frommen wurde im Jahre 813 auf dem Konzil von Mainz das Fest des heiligen Michael auf den Herbstanfang gelegt. Dieser Zeitabschnitt des Jahres war aber zuvor bei den Germanen ihrem Hauptgott Wodan geweiht. Wodan wurde ›christianisiert‹ und durch den Erzengel Michael ersetzt« (Kaminski, 1995, S. 63).

Aus dem 7. Jh. ist der 13. Mai als Allerheiligentag in Rom überliefert. Papst Gregor IV. verlegte den Termin angeblich im Jahr 837 auf den *keltischen Jahresanfang*, der von den Kelten als das Fest *Samhain* (Vereinigung) in der Nacht vom 31. Oktober zum 1. November als Jahreswechsel gefeiert wurde. Auch der Reformationstag der evangelischen Kirche liegt – rein zufällig? – auf diesem Datum. Die Papstkirche hatte dem keltischen Feiertag einen neuen Sinn gegeben, damit die Bevölkerung ihren alten Traditionen an dem seit Jahrhunderten festgesetzten Datum zumindest in zeitlicher Hinsicht treu bleiben konnte. Mit den Jahren verblasste die Erinnerung in christianisierten Gebieten, im Gegensatz zu der in freien keltischen.

Mit den irischen Auswanderern kam das keltische Fest *Samhain* jedoch nach Amerika und wird dort unter dem Namen Halloween (= All Hallows Evening) als zweitgrößtes Fest gefeiert. Neuerdings kommt dieses keltische Brauchtum wieder zurück nach Europa, woher es ursprünglich stammt.

Auch die alten keltischen Heiligtümer wurden von der Papstkirche zerstört und an ihren Plätzen neue Kirchen gebaut. Andererseits

wurden die keltischen Signaltürme mit ihren Anbauten zu Kirchen umfunktioniert, und auf den Türmen mit ihren durch Brüstungsmauern umwehrten Flachdächern errichtete man spitz zulaufende Holzdächer. Unten in die Kirchtürme wurden Türen gebrochen, wie man vielerorts bei alten Kirchen noch heute sehr leicht erkennen kann, da die Ausmauerungen der Türlaibungen mit einem anderen Mauerwerksmaterial vorgenommen wurden.

Die Beibehaltung der heidnisch-christlichen Standorte war ein genialer Schachzug, da die Bevölkerung zur neuen päpstlich-römischen Kirche kommen musste, auch wenn sie ihre alten Götter oder ihre Gottmutter anbeten wollten. Alte Kirchen stehen (fast) immer auf alten heiligen Plätzen der Keltogermanen.

Wie noch erläutert werden soll, kann der Tierkreis als Kultstättenindikator für megalithische (keltische) Kultstätten und Orientierungsnetze in West- und Mitteleuropa angesehen werden. Heinz Kaminski (1988 und 1995, S. 60ff., 190) weist darauf hin, dass erst 1956 die Entdeckung und anschließende Freilegung eines vollständigen Tierkreiszeichens im Gewölbe einer frühchristlichen Kirche in Wormbach auf eine weit vor der zweiten Christianisierung zurückreichende Kulttradition hindeutet. Nicht nur die Nutzung dieser Sonnenwarte bestätigt die Regel der Kultstättenkontinuität.

In diesem Zusammenhang erscheint interessant, »dass die Christianisierung diese schon weit vor der Zeitenwende benutzte Alpenüberquerungsrouten von heidnischen Kultnamen besetzt antraf und diese durch christliche Namen ersetzt hat« (Kaminski, 1995, S. 340).

Unter diesem Gesichtswinkel war neben der Vernichtung des Templerordens und anderer Glaubensgruppierungen die Organisation von Kreuzzügen in Europa, wie gegen die Katharer, eine zwingende Folge oder sogar erst der eigentliche Beginn der Christianisierung.

Die Katharer repräsentierten keine einheitlich strukturierte Kirche mit einer fest umrissenen Lehrmeinung. Diese Gemeinde umfasste vielmehr eine Fülle unterschiedlich orientierter Glaubensgruppen (Sekten), die zwar durch gewisse gemeinsame Prinzipien miteinander verbunden waren, sich im Detail jedoch unterschieden. Sie pro-

pagierten ein rein apostolisches Christentum (unmittelbar von den Aposteln herrührend) und führten ein einfaches, sittenreines und zurückgezogenes Leben.

Die Katharer waren eine vom Ende des 10. bis Mitte des 15. Jhs. in den meisten südlichen und westlichen Ländern Europas unter verschiedenen Namen verbreitete christliche Glaubensgemeinschaft. Katharer nannten sie sich selbst, weil sie die reine ursprüngliche Lehre Jesu wiederherstellen wollten. Sie wurden als Ketzer gebrandmarkt, da sie in dem bereits beschriebenen Übergang vom heidnischen zum christlichen Glauben uralte Glaubensgrundsätze beibehielten, wie beispielsweise die Wiedergeburt oder die Gleichrangigkeit des männlichen und weiblichen Prinzips in der Religion. Demnach waren auch die Lehrer und Prediger des katharischen Glaubens (*parfaits*) beiderlei Geschlechts.

Die lateinische Kirche veranlasste, Truppen aufzustellen und Krieg gegen die Katharer zu führen – offiziell Kreuzzug genannt. Im Jahre 1209 fiel ein 30 000 Mann starkes Heer aus Nordfrankreich im Languedoc ein. Allein in der Stadt Beziers wurden 15 000 Männer, Frauen und Kinder niedergemetzelt. Erst im Jahre 1243 beziehungsweise 1244 mit dem Fall der Festung von Mont Ségur war auch der letzte Widerstand gebrochen.

Kleine Gruppen hielten sich in Südfrankreich (bis 1330) und vor allem in Sizilien und Süditalien (bis Anfang des 15. Jhs.) auf.

Außerdem konnten viele Autoren in häretischen Lehren, die in der Folge in Europa auftraten, Spuren katharischen Gedankenguts feststellen. Beispielsweise bei den Waldensern, den Hussiten, den Adamiten oder Brüdern des Freien Geistes, den Anabaptisten und den seltsamen Kamisarden.

Interessant ist, dass die Templer während der katholischen Kreuzzüge den Katharern Hilfe leisteten und ihnen Fluchtwege nach Aragon offen hielten.

6 Umbruch und Neuanfang

Der heilige Augustinus Aurelius (354-430) erteilte den Rat (Epistula XL-VII an Pablicula): »Man zerstöre nicht die Tempel, man zerstöre nicht die Götzenbilder, man haeue nicht nieder die heiligen Haine. Man mache es besser: Man widme und weihe sie Jesu Christo!« Auf Weisung der Päpste wurden Kirchen, Klöster und Kapellen genau auf den Plätzen der alten Heiligtümer und Kultstätten errichtet.

Das Ende des Matriarchats

Das vorgeschichtliche Zeitalter der abendländischen Urgemeinschaft war das Zeitalter des Matriarchats. Die Regeln und Sitten der Gemeinschaft beruhten auf dem Naturrecht (Wirth, 1980, S. 24). Das kultische Matriarchat war die heilige Ordnung des Lebens in der Sippe, aus der das Stammesrecht erwuchs.

Mit dem Wandel der Gesellschaft von einer lockeren Gemeinschaft der Sippen und Völker wurde durch den um die Jahrtausendwende aufkeimenden Feudalismus und der einhergehenden Landnahme als exakt definiertes Eigentum – und damit verbunden des Leibeigenrechts – ein neuer männerrechtlicher Machtstaat als Eroberungsstaat installiert. Als unerlässliche Konsequenz schied die Frau aus der Führungsrolle aus. An die Stelle des kultischen Matriarchats einer nicht in Klassen getrennten Urgemeinschaft trat das besitzergreifende Patriarchat der neuen Könige, im Zusammenspiel mit dem nicht nur religiösen Machtanspruch der katholischen Kirche. Gleichzeitig wurde der alt-europäische Allmutter-Glaube beseitigt und eine Staatsreligion

mit Universalanspruch und personifiziertem Staatsgott installiert (vgl. Wirth, 1980, S. 19).

Gert Meier hat wahrscheinlich recht: »Es ist *Karl der Große* gewesen, der in jüngerer Zeit einer der markantesten Vertreter des Weltalters war ... des Zeitalters der Männer. Die *Reichsannalen* sind die angebliche Kodifikation, die – zum ewigen Ruhm Karls – die Geschichte seiner so zwiespältigen Gesellschaft verfälschten. Karl und seine Bemühungen haben es nicht vermocht, das Zeitalter der Mütter zu verschleiern« (Meier, 1999, S. 419).

Der alteuropäische Bethen-Glaube beinhaltet eine Dreifrauengotttheit, deren deutsche Namen Ambeth, Wilbeth und Borbeth sind, in anderen Kulturen auch als Nornen, Parzen oder Moiren bekannt. Dieser Kult wurde vom Christentum teilweise übernommen: Die drei Bethen wurden in die christliche Maria, Margarete, Magdalena usw. umgewandelt. Auf christlichen Darstellungen tauchen die drei Bethen vor allem als die drei Frauen auf, die den Tod von Jesus beweinen.

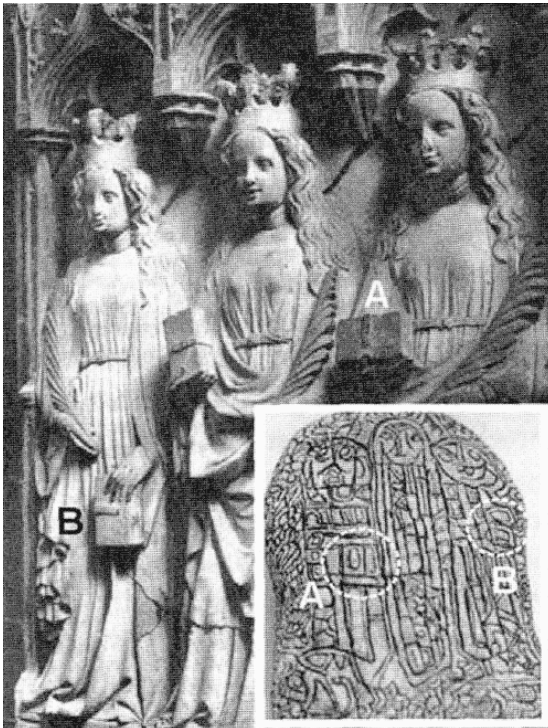


Abb. 23: Gruppen.

Die drei Bethen von Worms und eine nicht identifizierte Darstellung dreier Individuen auf einem Steinbeil aus Manaus (Brasilien). Bei beiden Darstellungen fallen die langen Haare und Gewänder sowie die Bücher auf die sogar übereinstimmend waagerecht (A) und senkrecht (B) getragen werden.

»Nachklänge der Muttergottheiten finden sich im katholischen Marienkult« (Irmscher, 1984, S. 370). Es ist daher nicht verwunderlich, dass der Marienkult in der Bevölkerung (auch in Amerika) sehr beliebt ist und die Madonna so überaus große Verehrung genießt.

In Alteuropa war der ursprüngliche Name der Allmutter Ana. Durch Anna, der Mutter von Maria, wird in der christlichen Religion die Erinnerung an die Allmutter wach gehalten. Auch in Nordamerika war der Glaube an die Mutter Erde fest eingebettet, ebenso wie in Peru bei den Prä-Inkakulturen als auch bei den Inka (Mama-Pacha, Pachamama).

Dr. Maso Oka wies in mehreren Vorträgen am Universitätsinstitut zur japanischen Kulturgeschichte in den Jahren 1932 bis 1934 darauf hin, dass es in Altjapan den Glauben an eine Urmutter gab (Slawick, 1936, S. 684 ff.).

Hexenverfolgung

Die grausamen Kriege gegen die Katharer und Waldenser richteten sich gegen große Glaubensgemeinschaften, die man durch gezielte Verfolgung und Kreuzzüge relativ leicht und wirkungsvoll bekämpfen konnte. Der wirkliche Feind der römisch-katholischen Kirche lauerte jedoch mitten in jeder feindlich-häretischen kelto-germanischen Sippe selbst, personifiziert durch die Druiden und weisen Frauen. Die Auslöschung der Druiden war relativ leicht. Schwerer war es mit den weisen Frauen, denn offiziell waren sie zwangsweise christianisiert, praktizierten aber weiterhin uralte Rituale. Wer waren diese weisen Frauen?

Es handelte sich um die seit dem frühen Mittelalter als Kräuterweiblein bekannten Frauen, die mit dem alten Wissen der Natur vertraut waren und den Einsatz von Kräutern exakt dosiert steuern konnten, um heilen oder töten zu können. Auch nach der Christianisierung wurden sie zur Krankenheilung und bei Entbindungen herbeigeholt und zu Rate gezogen.

Ihre Tätigkeit als Hebammen stand im Widerspruch zur katholischen Lehre, denn sie praktizierten die Abtreibung mit natürlichen

Mitteln, verabreichten Betäubungsmittel oder gaben praktische Tipps, dass Frauen schmerzlos gebären konnten. Heutzutage ist man dagegen überzeugt, dass eine beginnende Geburtenkontrolle erst in den letzten Jahrzehnten des 18. Jhs. eingesetzt habe. Es ist aber eine Tatsache, dass neben der Kindestötung, *Coitus interruptus* oder dem Verkehr in der unfruchtbaren Phase des weiblichen Zyklus bereits »in der Antike eine medikamentöse Kultur der Empfängnisverhütung weit verbreitet ist...« (Heinsohn/Steiger, 1985, S. 43).

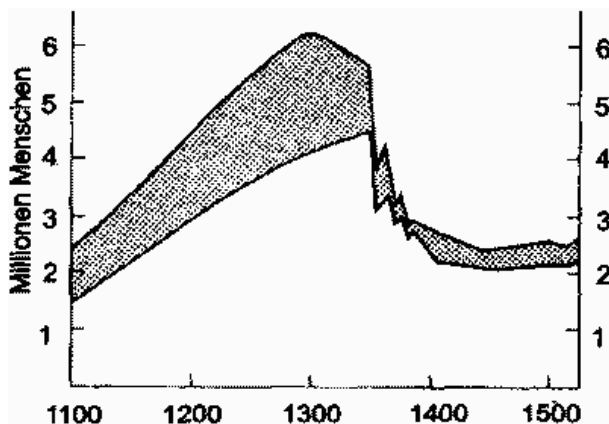
Damit ist ein Zusammenhang mit der Katharer-Ausrottung gegeben, denn der Vernichtungskrieg gegen die Katharer und die Gleichsetzung der Empfängnisverhütung mit Mord kann dazu führen, dass die um 1360 nach der Pest beginnende und 1484 für ganz Europa koordinierte Hexenverfolgung als bloße Fortsetzung der Katharerbekämpfung aufzufassen ist, denn die Inquisition benötigte ein neues Aufgabenfeld (Heinsohn/Steiger, 1985, S. 112 f.).

Nach dem Beginn der Kleinen Eiszeit führte die schwarze Pest ab 1348 im Zusammenspiel mit den Überflutungen an der gesamten Nordseeküste zu einem dramatischen Bevölkerungsrückgang. Was hat dies mit der Kirche zu tun? Um 1430 besaßen die Klöster und die Kirche in England 25 Prozent und in Schweden 21 Prozent vom Grund und Boden (Cipolla, 1981, S. 55 ff.). Hinzu kommen die Besitzungen der weltlichen Feudalherrscher (Krone). Der durch die Katastrophen Mitte des 14. Jhs. hervorgerufene Bevölkerungsrückgang führte zu einer dramatischen Verknappung der Arbeitskräfte, welche die Kirche für die Bearbeitung ihrer Ländereien dringend benötigte. Die durch die weisen Frauen praktizierte Empfängnisverhütung war unerwünscht!

Mit dem Wüten der Naturkatastrophen dezimierte die Pest große Bevölkerungsteile Europas, Vorderasiens und Nordafrikas. Der heilbaren Beulenpest und der fast immer todbringenden Lungenpest fielen in den Katastrophenjahren 1348-1352 Millionen von Menschen zum Opfer. Nach Schätzungen wurden um die 25 Millionen Menschen, etwa ein Drittel der Bevölkerung, durch den schwarzen Tod hingerafft (»Lexikon der deutschen Geschichte«, S. 382). In England wird der Menschenverlust sogar auf 60 Prozent geschätzt (Hatcher, 1977, S. 71).

Abb. 24: Verluste.

Der Rückgang der Bevölkerung in England von 1086 bis 1525 war zu Beginn der Kleinen Eiszeit im 14. Jh. Besonders stark. Allein durch die große Pest ging die Bevölkerung um 25 bis 30 Prozent zurück (Nordberg, 1984, S. 32). Abbildung aus Heinsohn/Steiger (1985), nach Hatcher (1977).



Im Auftrag Gregors V. wurden in den Jahren 1230 bis 1234 die so genannten *Decretales* verfasst, ein Kanon gegen die Empfängnisverhütung. Im Buch V, Kapitel 5, Abschnitt 12 heißt es: »Wer Zauberei verübt oder sterilisierende Gifte verabreicht, ist ein Mörder. Wenn jemand zur Befriedigung seiner Lust oder in bewusstem Hass einem Mann oder einer Frau etwas antut oder etwas zu trinken gibt, sodass er nicht zeugen oder sie nicht empfangen kann, oder keine Kinder geboren werden können, so soll er für den Mörder gehalten werden« (Noonan, 1969, S. 215). »Der durch die ›Hebammen geschädigte katholische Glaube‹ (›Hexenhammer«, Straßburg 1487) erweist sich also als Schädigung des größten Grundbesitzers Europas an der Quelle seines Reichtums, nämlich an seinen unfreien Arbeitskräften« (Heinsohn/Steiger, 1985, S. 112).

Die kirchlichen Interessen standen für die Wiederbeschaffung von Arbeitskräften und nicht für einen plötzlichen extremistischen Glaubenseifer. Mit dem Höhepunkt der Verknappung der Arbeitskräfte um 1360 begann regional, jedoch noch nicht europaweit, die Tötung der Hexen in großer Zahl. Der Inquisitor Paramo stellte 1404 mit Stolz fest, dass schon mehr als 30 000 Hexen verbrannt wurden und »wenn diese Hexen der Strafflosigkeit sich erfreut hat-

ten, dann hätten sie die ganze Welt zu ihrem vollständigen Ruin geführt« (Poliakov, 1978, S. 43). Die *Hexenprozesse* fanden ihren Höhepunkt zwischen 1590 und 1630. Die letzten Hinrichtungen, meist Verbrennung bei lebendigem Leib, fanden in Glarus (1782) und Posen (1793) statt.

An der Ausbreitung und den Exzessen der *Hexenverfolgungen* hatte die Schrift »Der Hexenhammer« (*Malleus maleficarum*, Straßburg 1487) der beiden Dominikaner Heinrich Institoris und Jakob Sprenger entscheidenden Anteil; sie wurde zum Strafkodex der Gerichtspraxis in Mitteleuropa bis ins 17. Jh. und führte die *Denunziation* anstelle der Anklage und die Anwendung der Folter und Hexenprobe ein. Mit anderen Worten, das neu formulierte Ziel der Inquisition war eine *staatlich überwachte Menschenproduktion*.

Gregor IX. zentralisierte 1231/32 die Inquisition in einer päpstlichen Behörde, die von den *Inquisitoren* (vornehmlich Dominikanern) verwaltet wurde. Von Anfang an verquickten sich mit der Ketzerverfolgung (beispielsweise auch des Templerordens) jedoch handfeste politische und wirtschaftliche Interessen.

Die Hexenverfolgungen und die damit verbundenen Verfahren von Anklage und Verteidigung wurden durch die Beschlüsse des vierten Laterankonzils von 1215 in ein anderes Strafverfahren überführt, und zwar in das Inquisitionsverfahren. Ab diesem Zeitpunkt war es möglich, ein Verfahren ohne Anklage zu eröffnen. Hierfür reichte eine Denunziation aufgrund böser Gerüchte, die auch mit Geld belohnt wurde. Der Name des Denunzianten blieb auf Wunsch geheim. Diese Verfahren konnten ohne Verteidigung oder Rechtsbeistand geführt werden, und dem Angeklagten wurde kein Belastungszeuge genannt. Nach einem Urteilsspruch konnte keine höhere Instanz angerufen werden. Zur Erlangung eines Geständnisses wurde 1252 unter Innozenz IV. die Folter (Tortur) als rechtmäßiges Verfahren eingesetzt. Damit war klar, dass *jeder*, der der Ketzerei beschuldigt und vor ein Inquisitionsgericht gestellt wurde, *automatisch* als schuldig angesehen wurde.

Die Inquisitoren hatten durch die Anwendung des neuen Prozessverfahrens *völlig freie Hand*. Aufgrund einer anonymen Anzeige konnte somit das *gesamte Eigentum des Opfers* – einschließlich des-

sen seiner Angehörigen – beschlagnahmt werden. Damit wird der andere wirtschaftliche Hintergrund der Inquisition deutlich. Denn Papst Innozenz IV. gewährte den Inquisitoren 1252 ein Drittel des konfiszierten Vermögens und ließ ihnen ein weiteres Drittel für zukünftige Inquisitionszwecke. Mit dem restlichen Drittel bereicherte sich die katholische Kirche.

Mit der Inquisition erfolgte eine Umverteilung des Landes und Bodens sowie anderer Reichtümer zugunsten der Kirche, der Krone und weiterer Feudalherren. Diese Feudalherren gingen aus den zum Christentum bekehrten keltogermanischen Stammeshäuptlingen oder deren Blutsverwandten hervor. Die bis dahin in Freiheit lebenden Völker Europas wurden nicht nur ihrer Ideale und ihres Glaubens beraubt, sondern sie verloren auf brutale, blutige Art und Weise auch ihren Besitz. Die Angehörigen der durch die Inquisitoren Beschuldigten mussten danach, plötzlich mittellos und abhängig geworden, auf den Gütern des Klerus und der Krone arbeiten oder zogen als Bettler in die *neu gegründeten Städte*. Gab es vorher gar keine Städte?

Stadtgründungen

Die gängige Lehrmeinung geht von einer langsamen evolutionären Entwicklung aus, startend mit einer Siedlung, um sich über einen Marktflecken zu einer Stadt zu vergrößern. Diese Ansicht würde der offiziell dargestellten geschichtlichen Entwicklung der letzten 2000 Jahre entsprechen. Die von mir angestellten Betrachtungen widersprechen dieser Ansicht in einer grundsätzlichen Art und Weise, denn erst durch die Landnahme der plötzlich zentralistisch regierenden, mit Waffengewalt auftretenden politischen und kirchlichen Feudalherrn (Könige und Klerus) wurden die Städte und Burgen gegründet. Dokumentieren die Städtegründungen eine kontinuierlich gewachsene Entwicklung, oder wird ein jungfräulicher Neustart, ein fundamentaler Kulturbruch dokumentiert?

Die Keltogermanen siedelten dezentral in Stammes- und Sippengemeinschaften. Die Ansiedlungen waren klein und relativ gleich-

mäßig über das Land verteilt. Es gab aber vereinzelte, durch die Keltenstraßen verbundene Handelszentren, wie Trier oder Augsburg. Insgesamt kennt man 100 bis 120 frühmittelalterliche Handelsplätze in Deutschland (Humpert/Schenk, 2001, S. 60). Es entwickelte sich die so genannte *Oppida-Zivilisation*, nach dem von Caesar für die Städte der Gallier benutzten Begriff *Oppidum*. Die keltischen Oppida auf deutschem Boden besitzen stadtähnliche Strukturen. Beispielsweise findet man in Ingolstadt erste Straßen mit beidseitiger Bebauung und einen Ringwall mit einem Durchmesser von ungefähr 850 Metern.

Die ersten aus Stein gebauten Städte in Germanien sollen römische Stadtgründungen sein, die sich nach den bisherigen Ausführungen jedoch als in keltogermanischem beziehungsweise weiterentwickeltem griechischem bzw. normannischem Stil erstellte Bauten darstellen. Die Anzahl dieser *geplanten* Städte auf deutschem Boden liegt bei etwa vierzig. Die Etrusker waren auch nach offizieller Auffassung die Lehrmeister der Römer in Bezug auf den Städtebau, wobei das *Gitterraster der Griechen erhalten blieb*. Nicht die Römer, sondern die Griechen und Etrusker brachten diese griechische Bauweise (*opus reticulatum*) nach Pompeji.

Wie schon dargelegt, pflegten die Etrusker schon vor 2500 Jahren einen florierenden Handelsaustausch mit den Kelten. Die etruskisch-griechische Bautechnik war den Kelten bekannt, und der Bau von Aquädukten wurde auch außerhalb Italiens (Südfrankreich, Kleinasien) praktiziert. Seltsamerweise brach nach offizieller Geschichtsschreibung im 3. Jh. die Phase der Stadtgründungen ab. In den folgenden ungefähr 700 Jahren wurden dann gar keine Städte mehr gegründet! Sehr seltsam, diese *Zeitlücke*, wenn es sie in dieser Art überhaupt gab! Auch Rom scheint ja mehrere Jahrhunderte in Schutt und Asche gelegen zu haben, bis der Papst Anfang des 15. Jh. den Schutt entfernen ließ und neu zu bauen begann.

Falls es eine römisch-katholische Kirche im ersten Jahrtausend in Rom gegeben hat, muss sie in einem ruinenartigen Weideland für Ziegen gehaust haben. In Deutschland war es ähnlich: »In den mehr oder weniger zerstörten römischen Ruinen residierten die Bischöfe in ihren ummauerten Dombezirken« (Humpert/Schenk,

2001, S. 57). Seltsame Parallelen! Hausten die Bischöfe in zerstörten keltischen Bauten?

Nach David Keys scheinen im 6. Jh. (oZ) weltweite Klimaveränderungen durch einen gigantischen Vulkanausbruch in Indonesien verursacht worden zu sein mit darauf folgenden extremen Kälte- und Dürreperioden, Sturmfluten, Hungersnöten, Epidemien, Völkerwanderungen, tief greifendem gesellschaftspolitischen Wandel und weiträumigen politischen Veränderungen (Keys, 2001). Keys datiert diese weltweite Katastrophe auf 535 und entwirft ein historisches Panorama von Tasmanien über Asien und Europa bis nach Südamerika. Ob jedoch ein einziger Vulkanausbruch solch gravierende Folgekatastrophen bewirken kann, halte ich eher für unwahrscheinlich.

Auf jeden Fall muss sich zu Beginn des Mittelalters eine Naturkatastrophe ereignet haben, deren Folgen auf der ganzen Erde spürbar waren. Das schließt auch der englische Paläontologe Mike Baillie von der *Queen's University of Belfast* in Nordirland aus Baumring-Analysen (BdW, 13.9.2000). Allerdings wird die Unzulänglichkeit der Altersbestimmung archäologischer Funde aufgrund der Baumring-Analysen von zugehörigen Holzfunden (Dendrochronologie) in dem Buch »C14-Crash« von Christian Blöss und Hans-Ulrich Niemitz demonstriert. Folgeschwere Naturkatastrophen gab es zweifellos, nur muss der genaue Zeitpunkt erst noch festgestellt werden. Unter Berücksichtigung der Mittelalterkürzung nach Illig verschiebt sich dieses Ereignis vom 6. ins 9. Jh. der mitteleuropäischen Geschichte.

Die diese Katastrophen im 6./9. Jh. begleitenden Erbeben und Sturmfluten haben viele Städte zerstört (Rom) und es wäre eine Erklärung, warum einerseits viele Gebäude zerfallen sind und es andererseits Völkerwanderungen gab. Keine offizielle Erklärung gibt es aber für die während der folgenden Zeit des Chaos in ihren ummauerten Dombezirken und Ruinenfeldern fast allein wie kleine Inseln im Ozean ausharrenden Bischöfe.

Handelt es sich um einen Zufall, wenn die iro-schottische Kirche vom 7. Jh. an durch die einsetzende Romanisierung verschwunden und den formalen Abschluss, also ihr Ende, im Jahre 664 in der Sy-

node von Whitby gefunden haben soll; aber andererseits die schottische Missionstätigkeit ungefähr 300 Jahre später – Mitte des 9. Jhs. – wie Phönix aus der Asche neu einsetzt? Diese weiträumigen Aktivitäten führten dann (erst?) im 11. Jh. zu einer *Gründungswelle irischer Schottenklöster* nicht nur in Deutschland. Handelt es sich auch hier um drei dunkle Jahrhunderte (dark ages)? Denn ohne diese drei Jahrhunderte wird eine ununterbrochene Kontinuität in den Aktivitäten der sehr aktiven keltischen Mönchskirche dokumentiert. Ebenso verschwinden anscheinend mehrere Jahrhunderte mit unbeachtet vor sich hin verrottenden Ruinenfeldern, und die Ereigniskette Katastrophe – Völkerwanderung – Neuaufbau rückt zeitlich gesehen zusammen – wie ein sich zusammenziehendes, zuvor willkürlich auseinander gezogenes Gummiband.

Aus diesem Gesichtswinkel wird auch die ungefähr 700 Jahre andauernde Phase verständlich, während der in Deutschland keine Städte gebaut wurden: In Wirklichkeit war dieser Zeitabschnitt wesentlich kürzer. In einer im Oktober 2001 erschienenen Forschungsarbeit von Professor Klaus Humpert und Dr. Martin Schenk (2001) mit dem Titel »Entdeckung der mittelalterlichen Stadtplanung« wird das Ende vom Mythos der *Gewachsenen Stadt* festgestellt:

»Nach diesen 700 Jahren totaler Stagnation erfolgt in der Zeit 1030 und 1348 eine Explosion des Städtebaus, wie sie heute fast nicht mehr vorstellbar ist. Um 1000 gibt es ca. 150 Städte, um 1200 bestehen bereits 1000 Städte, deren Zahl bis 1350 auf ca. 3000 ansteigt. Mit dem Ausbruch der Pest endet schließlich die Stadtgründungsepoche.

In dieser Zeitspanne nimmt auch ... die Bevölkerung in Mitteleuropa ständig zu« (Humpert/Schenk, 2001, S. 58).

Nach der 1348 durch die große Pest und die Naturkatastrophen abrupt unterbrochenen Stadtgründungswelle, in der knapp 3000 Städte innerhalb von etwas mehr als 300 Jahren in Deutschland gegründet wurden, entstanden danach vom Barock bis zur Neuzeit nur noch 20 bis 30 Stadtneugründungen. In der Zeit der Industrialisierung wuchsen nochmals 20 bis 40 Städte zu Industriezentren heran. Nach 1350 entstanden Städte wie Wolfsburg, Mannheim,

Karlsruhe, Ludwigsburg, Potsdam, Ratzeburg oder Neuwied am Rhein.

Die große Flüchtlingswelle der Hugenotten aus Frankreich im 16. Jh. löste einen kräftigen städtebaulichen Impuls aus, führte aber meist nur zu Stadterweiterungen (u.a. Berlin, Kassel, Offenbach).

Karls Luftschlösser

Bereits Anfang des 20. Jhs. behauptete der bekannte Wirtschaftshistoriker W. Sombart, »dass es in dem weiten Reiche des Frankenkaisers (Karl der Große) überhaupt keine Städte gegeben habe« (Dopsch, 1938, S. 38). Die zuvor beschriebenen neuen Untersuchungen über die mittelalterlichen Stadtplanungen bestätigen diese Behauptung.

Zu Lebzeiten Karls des Großen (747-818) gab es demnach höchstens Vor- und Frühformen des europäischen Städtewesens, aber kaum Städte. Auch die Bezeichnung *Hauptstadt* für Aachen führt in die Irre, denn Aachen bekam die Stadtrechte in zwei Schritten erst ab 1166 durch Friedrich I. zuerkannt.

Der rastlose Karl besaß keine Hauptstadt, aber auch ein Reich *ohne* Ökonomie, denn es fand lediglich eine Naturalwirtschaft mit minimalem Handel auf Tauschbasis, noch dazu auf neolithischem (jungsteinzeitlichem) Niveau statt (Illig, 1996, S. 140). Zu dieser Aussage passt die ansonsten verwunderliche Feststellung, »dass sich gerade in dieser Zeit die Anfänge eines Neuen deutlich herausbildeten, womit die Urbanisierung auch des *bis dahin städtelosen Teils* Europas in Gang kommen konnte« (Pitz, 1991, S. 130). Während der Regierungszeit des alles überstrahlenden Reichsgründers Karl war ein absoluter Tiefpunkt zu verzeichnen, erreichte der Verfall des antiken Städtewesens und Verkehrssystems seinen tiefsten Punkt und die Landwirtschaft wurde zur nahezu ausschließlichen Grundlage des Wirtschaftslebens.

Die nach diesem Tiefpunkt mitteleuropäischer Geschichte als hoffnungsvoll dargestellten Anfänge kommen zeitlich allerdings 300 Jahre zu früh. Das alles passt zu einem Zeitpunkt, der zu Beginn

der Stadtgründungswelle am Ende des ersten Jahrtausends liegt und nicht vorher. Zu dieser Zeit begann auch die grausame feudale Ausbeutung mit einem aufkeimenden Klassenkampf zwischen Bauern und weltlich-geistlichen Feudalherren, der laut mittelalterlichen Chroniken überall stattfand. Damals setzte laut J.M. Shukow (1963) die »Entwicklung des Privateigentums« ein.

Die in Sippongemeinschaften und Stammesverbänden lebenden Keltogermanen kannten kein Eigentumsrecht an Grund und Boden, denn der war ja ihre Allmutter, das Gottesprinzip oder Gott Natur. Mit der Einführung des Feudalsystems wurden politische und kirchliche Feudalherrscher installiert, durchgesetzt mit fürchterlicher Waffengewalt und grausamen Metzeleien, auch Ketzerkriege genannt.

Mit Hilfe der Inquisition wurden ganze Familienverbände enteignet. Der Grund und Boden fiel vor allem der katholischen Kirche zu, die jetzt zum Großgrundbesitzer wurde.

Die durch die weisen Frauen beherrschten Verhütungsmethoden wurden unter Todesstrafe gestellt, da man die Kinder als zukünftige Arbeitskräfte dringend benötigte.

Gleichzeitig wurden erstmals feste Grenzen installiert, die es vorher überhaupt nicht gab. Zu neu fixierten (installierten) Ländern mit festgelegten Staatsgrenzen gehörten auch neue Sprachen, die in den Klöstern und neu geschaffenen Universitäten entwickelt wurden.

Es musste eine neue Sprache erfunden werden, die die Urbevölkerung nicht verstand. Denn die Fälschungsaktion wurde in mehreren weit auseinander liegenden Klöstern vollzogen. Man konnte derart Anweisungen auf dem Landweg versenden, ohne dass diese von Nichteingeweihten gelesen werden konnten. Die neu erfundene Sprache der Kirche und Humanisten war Latein. Sie wurde aus dem Altgriechischen und somit aus den keltischen und teutschen Wurzeln entwickelt.

Um den europäischen Völkern, die sich untereinander von der Iberischen Halbinsel bis nach Anatolien verständigen konnten, ihre Identität zu nehmen, wurden alle für die Papstkirche erreichbaren schriftlichen Zeugnisse vernichtet oder konfisziert. Was aber

noch weitaus schlimmer war: Vom Benediktinerorden wurden neue Sprachen für jedes neu fixierte Land durch Variation eines vorhandenen mathematischen Sprachmusters erfunden, u.a. die Hochsprachen Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch und Spanisch. Damit war Europa unter ein paar Feudalherren aufgeteilt und jeder dieser Monarchen (Könige) hatte plötzlich sein eigenes Volk, nämlich einen *Teil* der europäischen Urbevölkerung, der urplötzlich auch eine neue Sprache aufgezwungen wurde.

Das Ganze erinnert an die babylonische Sprachverwirrung beim Turmbau zu Babel in der biblischen Geschichte. Der zu bauende Turm war sinnbildlich das neu zu errichtende europäische Staatengeflecht. Mit fortschreitendem Baufortschritt (Staatenbildung) entstanden unterschiedliche Sprachen, und die Urbevölkerung konnte sich nicht mehr untereinander verständigen.

Genau in diese Zeit des Umbruchs und der gewaltsamen Christianisierung passt Karolus Magnus (lateinisch aussehende Namen waren jetzt eine neue Mode), pardon, Karl der Große in die Geschichte – allerdings nicht als Überkaiser, sondern als Sachsen-schlächter und blutrünstiger Christianisierer. Und durch die gewaltsame Landnahme trägt er den Titel Reichsgründer zumindest teilweise zu Recht.

Auch soll vom schreib- und leseunkundigen Karl die deutsche Bistumsordnung stammen, vor allem aber viele Verordnungen und Gesetze: »Zu den Merkwürdigkeiten in Karls utopischen Erlassen gehört, dass er einem Volk, das weder schreiben noch lesen kann, durch lateinische Gesetze auch die geringsten Kleinigkeiten vorschreiben wollte« (Braunfels, 1991, S. 79).

Das Bekehren überließ Karl der Große jedoch nicht den Wandermönchen, sondern machte es zu seiner eigentlichen Herrschaftsaufgabe (Kalckhoff, 1990, S. 184). »Mit der Beseitigung selbstständiger Herzogtümer und Stammesstaaten verband er die Einführung der Grafschaftsverfassung« (»Meyers Lexikon«). Mit anderen Worten, die iro-schottischen Wandermönche wurden verjagt und die kelto-germanischen Stammesgemeinschaften entschädigungslos enteignet (Grafschaftsordnung), genau so, wie die Indianer in Nordamerika ihr Land verloren.

Parallelen mit Nordamerika

Wie in Europa wurden in Nordamerika die Ureinwohner durch eine systematische Landnahme enteignet, das Privateigentum durch die Einwanderer eingeführt und Staatsgründungen mit festgeschriebenen Grenzen vorgenommen. Die Situation in Mitteleuropa zwischen 1000 und 1300 kann mit der Situation in Nordamerika zwischen 1600 und 1900 verglichen werden. Weder in Europa vor 1000 noch in Nordamerika vor 1600 gab es zentral regierende Herrschaftssysteme. Im Gegenteil, die Situation war auf beiden Kontinenten gleich: Es gab autonome Stämme und Sippen, die untereinander in ständigem Kontakt standen und in großflächig siedelnden Stammesverbänden verblüffend ähnliche Strukturen und Bauwerke beiderseits des Atlantiks schufen. In beiden Fällen handelt es sich um bisher nur unterschwellig erkannte Hochkulturen, die Fernhandel betrieben, hier von Indien bis Europa, dort von Kanada bis nach Mittelamerika oder sogar Südamerika.

In Mitteleuropa und Nordamerika wurden mit der systematischen Besiedlung zuerst befestigte Stützpunkte im Feindesland gegründet: hier Wehrkirchen und Burgen, dort Forts. Nicht die Bevölkerung wurde gegen Angriffe der blutrünstigen Wikinger geschützt, sondern die neuen Feudalherren mussten sich selbst gegen Übergriffe der Bevölkerung schützen. Die Funktion der Wehrklöster, Wehrkirchen und Burgen wurde folglich in der Vergangenheit falsch interpretiert. So wurden in der darauf folgenden Zeit Schritt für Schritt offiziell große Gebiete erschlossen, strukturiert und, im Rahmen einer systematischen Besiedlung, Städte geplant und gegründet sowie zwangsläufig einhergehend erstmals Privateigentum an Grund und Boden begründet.

Falls diese Feststellungen richtig sind, nämlich dass fast alle Städte in Deutschland und darüber hinaus nicht über Jahrhunderte hinweg wild gewachsen sind, sondern sich ab ungefähr 1030 als explosionsartig vollziehende Neugründungen auf der grünen Wiese oder als Wiederaufbau vorhandener – eher dörflicher – Strukturen erweisen, müsste sich ein einheitlicher Planungsgedanke erkennen lassen, ähnlich wie in Amerika Städtebau auf der grünen Wiese

nach griechischem Vorbild mit einem rechtwinkligen (orthogonalen) Bebauungsraster verwirklicht wurde.

Mittelalterliche Städtebauplanung

Im Gegensatz zu einer gewachsenen Stadt, bei der sich nach tatsächlichem Bedarf Haus an Haus reiht und so klecksartige Kugelhäufendörfer oder lang gezogene Straßendörfer entstehen, ist bei einer komplett neuen Stadtgründung nicht das Bauen, sondern die exakte Planung mit einer Fixierung der Rahmenbedingungen die grundlegende Voraussetzung für die Errichtung der Bauten. Die mittelalterliche Stadtplanung muss mit der Vermessungsarbeit begonnen haben, wobei der Gründungsgrundriss im Maßstab 1:1 in den Boden der neu zu gründenden Stadt fixiert wurde. Rasterpunkte wurden dauerhaft errichtet, damit der Gründungsplan jederzeit nachvollzogen werden konnte, beispielsweise nach einem Großbrand oder Erdbeben. Als Strukturelement ist das Aufteilungsmuster mit den öffentlichen Straßen zur Erschließung jeder einzelnen Parzelle als maßgebend anzusehen, genauso wie wir heutzutage eine neue Stadt planen würden. Außerdem wurden die Standorte von Sonderbauten, öffentlichen Bauten und Plätzen sowie Kirchen festgelegt. Hierzu gehört auch die Planung der Infrastruktur, wie beispielsweise die Verteilung der Brunnen.

Die Architekten und Stadtplaner Klaus Humpert und Martin Schenck (2001) haben definitiv nachgewiesen, dass bei den mittelalterlichen Stadtgründungen eine komplette Stadtplanung auf der grünen Wiese eingemessen und verwirklicht wurde. Die mittelalterlichen Stadtplaner bedienten sich hierbei verschiedener Vermessungskonstruktionen wie gleicher Streifenschablonen, geometrischer Kreis- und Dreieckskonstruktionen, S-förmiger Kurven oder fächerförmigen Mustern.

In kleineren bayerischen Städten wurde, im Gegensatz zu den Stadtgründungen im Osten, eine virtuose Handhabung der Bogengeometrie als raumästhetisch hoch entwickelte Bogenverwendung verwirklicht, die den Wittelsbachern zugeschrieben wird (Hum-

pert/Schenck, 2001, S. 36). Natürlich ist bei den Stadtplanungen auch eine Entwicklung aufgrund konkret gemachter Erfahrungen zu erkennen, und natürlich kann auch die ureigene Handschrift des jeweiligen Stadtplanungsteams erkannt werden, so wie moderne Architekten auch einen ganz persönlichen Stil entwickeln.

Gedanklich verbindet man allgemein mit der mittelalterlichen Stadt keine Neugründung auf der grünen Wiese. Diese Sichtweise wird offiziell auch nicht anerkannt, obwohl das Gründungsdatum der Städte oft bekannt ist, dokumentiert durch die Stadtgründungsfeiern. Deshalb wird der Begriff »gewachsene Stadt« immer seltener verwendet – bis er in Zukunft nur noch für die wenigen tatsächlich gewachsenen Städte (z.B. Soest, Paderborn) Anwendung findet. Spätestens dann muss man unter Berücksichtigung der verwirklichten stadtplanerischen Konzeptionen zu anderen geschichtlichen Lösungen finden, auch und gerade durch die Eliminierung der durch die gefälschten Urkunden vorgegaukelten Fata Morgana einer kontinuierlichen Entwicklung von der Antike über das Mittelalter bis in unsere moderne Zeit.

Diese andere Lösung muss einen qualitativen Sprung von der Antike zum Mittelalter erkennen lassen. Dieser Sprung kann nur zustande kommen, wenn die karolingische Zeit mit Karl dem Großen als Phantomzeit, also als nachträglich erfunden oder zeitlich zurückprojiziert anerkannt wird. Die Antike wurde wahrscheinlich durch eine Katastrophe beendet, um sich dann im 10. Jh. nach einer Zeit der Völkerwanderung und damit instabilen Phase quasi aus den Ruinen wie Phönix aus der Asche zu erheben und ins Mittelalter zu starten.

Durch logischen Rückschluss wird klar, wie dünn das Land nach der Katastrophe im 6./9. Jh. (oZ/eZ) besiedelt war. Zu diesem Zeitpunkt muss sich eine Produktivitätssteigerung in der Landwirtschaft vollzogen haben. Ernst Bramme (1978) erklärt die Bedeutung der Dreifelderwirtschaft neu: Denn nach der Feldgraswirtschaft (fälschlich Zweifelderwirtschaft genannt) ermöglichte nicht der Pflug oder anderes landwirtschaftliches Gerät die Dreifelderwirtschaft, sondern nur das *systematische Düngen* der Felder. Hinzu kommt eine technische Innovation. Kennzeichnend für die land-

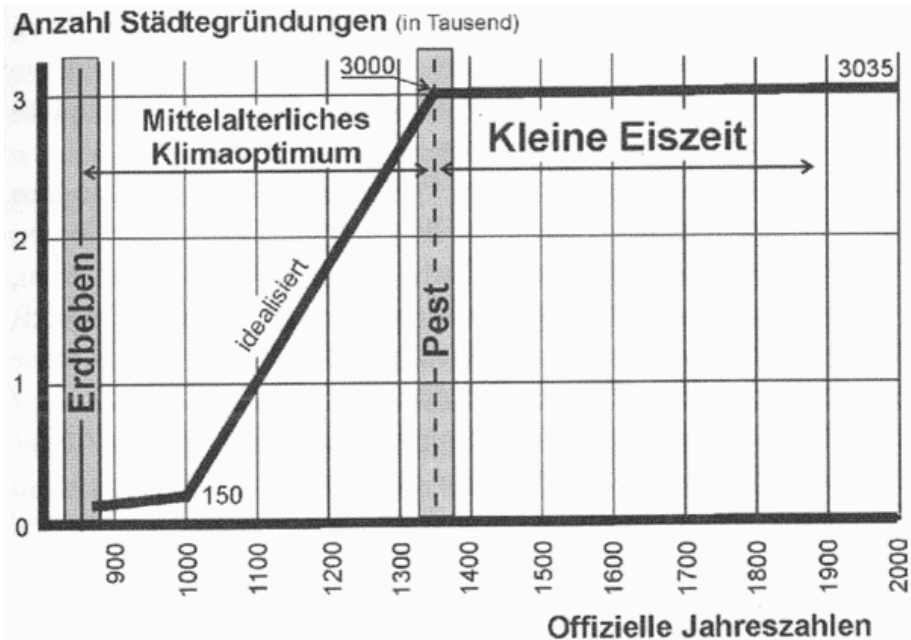


Abb. 25: Städtegründungen. Nach den Katastrophen mit weltweiten Auswirkungen im 6./9. Jh. bewirkte das einsetzende mittelalterliche Klimaoptimum explosionsartige Städtegründungen. Vor dem 9. Jh. gab es schätzungsweise 100 bis 120 Handelsplätze (Oppida) und 30 bis 40 auf alten Grundrissen neu errichtete Städte. Nach dem Beginn der Kleinen Eiszeit und dem Wirken von Überflutungen sowie der schwarzen Pest kam die Städtegründungswelle wieder zum Erliegen (vgl. Humpert/Schenk, 2001, S. 58ff.).

wirtschaftliche Umwälzung sind der schwere Wendepflug auf Rädern und die erstmalige Verwendung des Pferdes als Zugtier mit Hilfe von neu entwickeltem Zaumzeug und Hufeisen.

Woher der Dünger kam, ist kaum geklärt. Aber meines Erachtens könnte es sich um eine natürliche Folge der Überflutungen im 6./9. Jh. handeln, denn den reichlich vorhandenen fruchtbaren, mineralhaltigen Schlamm (vergleiche Abhängigkeit von Nilüberschwemmungen und ägyptischer Kultur) konnte man sogar als Handelsgut verkaufen. Ohne die Naturkatastrophen wäre der kulturelle Umschwung vielleicht gar nicht möglich gewesen. Die Hinterlassenschaften der Naturgewalt wurden genutzt, um Felder zu

düngen, Nahrungsmittel anzubauen und eine üppige Vegetation zu ermöglichen. Hinzu kommen der durch die Naturkatastrophen wesentlich erhöhte Grundwasserspiegel und die höheren Temperaturen während des mittelalterlichen Klimaoptimums.

Die von den Kelten praktizierte Feldgraswirtschaft hatte in den schottischen Highlands bis 1746 Bestand, als in dem berühmten Aufruhr unter Bonnie Prince Charlie die Aufstände kulminierten, das Hochland dann endgültig militärisch besetzt und die Clanwirtschaft zerschlagen wurde. Die traditionell keltische Lebensweise wurde durch blutige Repressalien zerstört:

»Im Verein mit der Absetzung einiger Clanherren und der Anglisierung anderer zerbrach darunter die alte Gesellschaftsordnung: Die autokratisch gesinnten Häuptlinge empfanden keine Verantwortung mehr für ihren Clan. Die Kampfkraft der gälisch sprechenden Clans wurde dadurch gebrochen, dass die Männer zu Tausenden in die Highlandregimenter der britischen Armee eingezogen wurden. Binnen eines Jahrhunderts war die Kultur tot« (James, 1998, S. 179). Ein entsprechender Vorgang ereignete sich auf dem europäischen Festland, beginnend um das Jahr 1000, mit der keltogermanischen Kultur.

Die Feldgrasbauern siedelten als Sippengemeinschaft in unterbevölkert erscheinenden Gebieten wie den schottischen Highlands vor 1746, da *ohne* Düngereinsatz nur auf bestimmten fruchtbaren Böden Getreideanbau erfolgen konnte, die dann nach zwei Anbauperioden längere Regenerationsphasen benötigten.

Erst die Verwendung von Dünger machte die Waldrodung zur Gewinnung von Ackerland sinnvoll. Die Feudalherren konnten erst zu dieser Zeit systematisch Dörfer gründen. »Die Dreifelderwirtschaft lässt überhaupt erst die Landschaft entstehen, so wie wir sie heute kennen. Sie ermöglicht bzw. erzwingt überhaupt erst eine Nationenbildung, weil die trennenden Wälder und andere »hemmende« Landschaftsstrukturen verschwinden. Künstliche Grenzen müssen definiert werden«, schreibt Professor Hans-Ulrich Niemitz (2001, S. 714) zutreffend.

Mit dem Einsatz von Dünger wurde der Ertrag um ein Mehrfaches gesteigert, vor allem da jetzt auch auf vorher unfruchtbar erschei-

nenden Flächen ertragreiche Feldwirtschaft betrieben werden konnte. Baute man bis dahin nur das für die eigene Versorgung Erforderliche an, entstanden jetzt Überschüsse, mit denen gehandelt werden musste. Zu diesem Zweck *mussten* Marktansiedlungen *neu* geplant und gebaut werden.

Rastergeplante Märkte

Vom Siedlungsbild her unterscheidet sich der Typ der Siedlung Markt von der Stadt mit wenigen Ausnahmen durch das Fehlen jeglicher Neben- und Parallelstraßen, sodass von der Topographie her auch im Mittelalter der Unterschied zwischen Stadt und Markt augenfällig gewesen sein muss. Aus der einschlägigen Literatur geht hervor, dass die Bezeichnung einer Siedlung nicht einheitlich war. Beispielsweise wurde Neufelden in Österreich im Jahre 1272 *Civitas* und 1426 (sehr interessant:) *Oppida* genannt, während sonst aber stets die Bezeichnung *Forum* oder Markt gebraucht wurde.

Aber die Formel »all die Rechte und Freiheiten, die die anderen Städte und Märkte in Oberösterreich haben« (Keutgen, Urkunden 498, n. 399, anno 1332) bezieht sich nur auf die *angesetzten Markttage*. »Im Übrigen wird aber doch unterschieden zwischen Stadt, Markt und Dorf«, stellt Dr. Willibald Katzinger fest (o.J., S. 141).

Straßenzwang, Meilenrecht und Warenniederlage (von: Ware für Verkauf niederlegen) waren nicht privilegierte Rechte allein der Städte, sondern Michael Mitterauer sieht hierin ebenso Vorrechte eines eigenen Marktbereichs, wie er in seiner Studie über die Märkte Niederösterreichs belegt (Mitterauer, 1969, S. 348 ff.).

Durch den Straßenzwang unterlagen bestimmte Straßen für Wagen mit Handelsgütern einem Fahrverbot: So konnte man an bestimmten Knotenpunkten Mautstellen einrichten. Andererseits mussten durch den Systemwechsel und die Produktivitätssteigerung neue Marktbereiche geplant und gebaut werden, um den Überschuss der Warenproduktion absetzen zu können. Natürlich waren schon immer Straßen und damit auch eine gewisse Infrastruktur in Form

von Raststellen und Märkten vorhanden. Jedoch weisen in Oberösterreich keine zehn Orte urbanen, also städtischen Charakter auf, während im 13. Jh. eine rapide Zunahme mit über 40 Erstnennungen vorliegt (Katzinger, o.J., S. 100).

Man könnte jetzt also meinen, dass es sich bei der Verteilung der – ebenso zur Stadt ernannten – Marktbereiche um eine über lange Zeiträume gewachsene und damit in weiten Teilen vorgegebene *unregelmäßig verteilte* geographische Struktur handeln müsse. Das Gegenteil scheint aber der Fall zu sein.

Die Installierung von Marktbereichen besitzt den Vorteil einer vereinfachten ortsgebundenen Verwaltung, die einerseits so gegen Übergriffe der feindlichen Bevölkerung (Bauernkriege) geschützt ist und andererseits systematisch einfache Steuern, Abgaben und Mautgebühren (u. a. zur Instandhaltung der Straßen) erheben kann. Der Landrichter hält im Markt Gerichtstage ab, wodurch der Besuch des Marktes sich bestens mit Erledigungen bei den Ämtern verbinden lässt und andererseits das Funktionieren des Marktwesens gesetzlich geregelt wird.

Ideal im Interesse der allumfassend herrschenden Feudalherren, u. a. auch der Bischöfe als Herren geistlicher Märkte, wäre es jetzt natürlich, jedem Marktbereich ein flächenmäßig fest definiertes Einzugsgebiet zu garantieren. Nehmen wir einmal an, das zu überplanende Gebiet besitze keine vorhandene Infrastruktur, Einrichtungen oder Städte. Dann könnte man die Marktbereiche – damit auch die Verwaltung und Gerichtsbarkeit – als ein festgelegtes Punktraster mit fixen Abständen über das Herrschaftsgebiet legen. Diese Punkte müssen dann nur noch durch Straßen (mit entsprechendem Straßenzwang) verbunden werden – und schon besitzt man ein sehr einfach zu verwaltendes und kontrollierbares System, das bequem in einer Hauptstadt zentral verwaltet werden kann. Die Planung und Durchführung dieses Schemas setzt voraus, dass ein zentralistisch organisiertes System und ein mit Städten überzogenes Land noch *nicht vorhanden oder, falls vorher vorhanden, größtenteils zerstört* ist.

Dr. Willibald Katzinger (o.J.) weist in seiner Studie nach, dass Oberösterreich durch ein gleichmäßiges Raster überplant ist, so-

dass die Entfernungen zwischen den Märkten untereinander jeweils acht Kilometer betragen! Wie hieraus jetzt schon zu erwarten ist, sind die Märkte ohne Umwege miteinander verbunden. Durch diese Erschließungsmaßnahmen erhielt jeder Markt ein als charakteristisches Sechseck zu erkennendes Flächeneinzugsgebiet, das einen optimalen *Bannmeilenbezirk* mit einem Durchmesser von acht Kilometern darstellt. Hierdurch werden das Bannmeilenrecht für die Städte und der *Bannmeilenzwang* für die Bevölkerung als

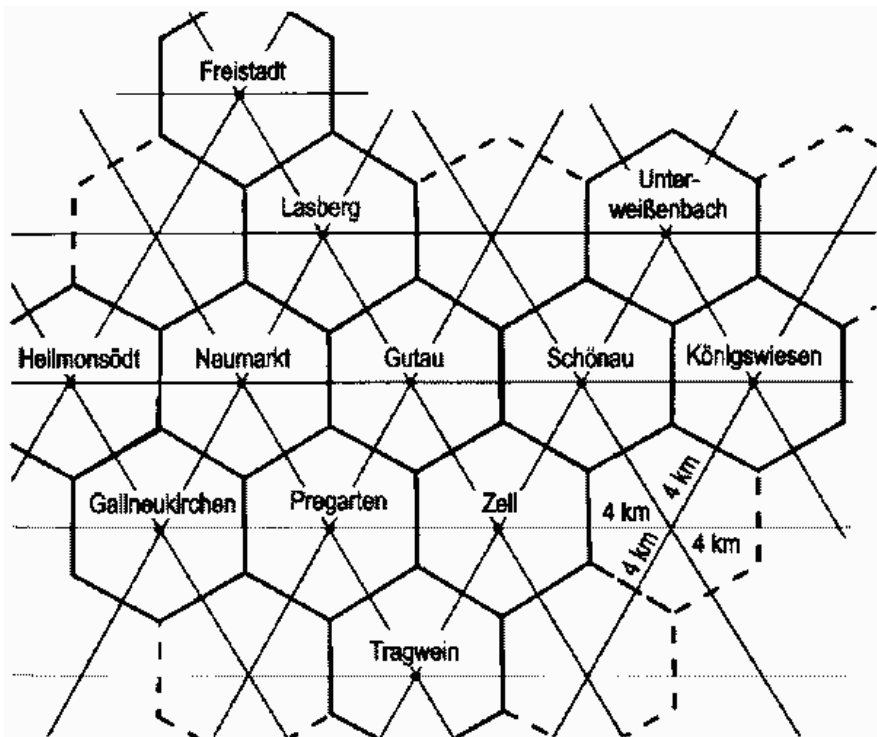


Abb. 26: Straßennetz. Auf das Untere Mühlviertel (Österreich) kann ein Raster als schematisiertes Straßennetz aufgelegt werden. Die Entfernungen der einzelnen Märkte betragen ungefähr acht Kilometer. Die Märkte sind ohne Umwege miteinander verbunden. Die eingezeichneten Sechsecke deuten den optimalen Bannmeilenbezirk an. Die Kreuzungspunkte ohne eingezeichneten Markt können entweder als unbesetzte Planstellen angesehen werden oder sind erst nach dem 14. Jh. mit einem Markt versehen worden (z. B. St. Oswald, Weitersfelden, St. Leonhard). Nach Dr. Willibald Katzinger.

flächenmäßig fest definiertes Einzugsgebiet wie mit einer Schablone fixiert. Die Installierung von Marktbereichen besitzt den Vorteil einer vereinfachten ortsgebundenen Verwaltung. Der Bauer *hat seine Produkte zwingend auf dem zu seinem Bannmeilenbezirk gehörenden Markt zu verkaufen und darf auch nur bestimmte Straßen (Straßenzwang) zum Transport seiner Handelswaren benutzen*. Die Unterdrückung der Bevölkerung war allumfassend, da »kein Bauer Acker oder Kuh verkauffen kunte, da nicht Latein hatte drüber geschrieben, und dem Richter sein Theil zugewendet« wurde (Egenolff, 1735, Teil III, S. 277). Der Zwang zur Anwendung der lateinischen als Amtssprache diente zur Kontrolle und Unterdrückung der Bevölkerung.

Auf jeden Fall sollten entsprechende Untersuchungen auf systematisch geplante Infrastrukturen für andere Gebiete erst noch angestellt werden, denn man ging und geht noch offiziell von einer gewachsenen mittelalterlichen Stadt- und Infrastruktur aus. Je nach Herrschaftsbereich können in West- und Mitteleuropa natürlich unterschiedliche Vermessungs- und damit Einteilungspläne verwirklicht worden sein.

Die neue Entdeckung der mittelalterlichen Stadtplanung auf der grünen Wiese und die dazugehörige Überplanung der geographisch gleichmäßig verteilten Marktbereiche stellt einen eindeutigen Beweis für einen einschneidenden Umbruch dar, der frühestens ab Ende des 10. Jhs. begann. Mit dem Aufbau der beschriebenen Strukturen war es unvermeidlich, im Kleinen (Bannmeilenbezirke) wie im Großen (Länder) Grenzen zu definieren und/oder erstmals zu errichten.

Die Geschichte Mitteleuropas muss deshalb anders verlaufen sein, als es in den Geschichtsbüchern geschrieben steht. Das mittelalterliche Klimaoptimum bildete nach einer Zeit der Katastrophen den Rahmen und die Grundlage für einen unvergleichbaren wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwung.

Bevor wir die Frage stellen, seit wann überhaupt eine großräumige Vermessung der Landschaft in Europa vorgenommen wurde, möchte ich noch einmal auf die bisher noch kaum geklärte Rolle des Templerordens in Europa hinweisen.

Das Filialsystem der Templer

Welche Rolle der 1119 gegründete geistliche Ritterorden der Templer in Europa tatsächlich gespielt hat, ist meines Erachtens völlig ungeklärt, da entsprechende Unterlagen nicht existieren bzw. vernichtet wurden. Man denkt zunächst bei den in einem weißen Gewand (mit einem roten Kreuz) gekleideten Templerrittern an den gescheiterten Versuch, Jerusalem zu erobern und danach zu verteidigen. Die Rolle der abendländischen Templerhäuser bleibt dabei stets unwürdigt. Wie viele Verwaltungsbezirke (Komtureien) der Orden besaß, ist bis heute unter Historikern heiß *umstritten*: »In ganz Europa waren es sicher einige tausend – Genauerer lässt sich beim heutigen Stand der Wissenschaft nicht sagen« (Bauer, 2002, S. 106).

Die (nur in umkämpften Gebieten befestigten) Komtureien erarbeiteten mit effizienten Methoden landwirtschaftliche Überschüsse, die sofort auf den lokalen Märkten verkauft wurden. Die Erlöse schickte man an die Provinzverwaltung. Dieses System erforderte *zwingend* die Planung und Schaffung funktionierender Märkte und auch entsprechender Handelsstraßen.

Die wichtigsten Häuser der Templer waren durch dicke Mauern und einen Trupp Ritter gesichert. Die englische Krone ließ z.B. im 13. Jh. die Hälfte ihres Goldes im Londoner Tempel bewachen. Andere Herrscher folgten diesem Beispiel. Die *armen Brüder* bewahrten das Geld aber nicht nur auf, sondern verliehen es gegen Zinsen. Sie revolutionierten auch den internationalen Geldtransfer durch die Erfindung des Kreditbriefes. Diesen konnte man in jeder Ordensniederlassung erwerben und in einer anderen Filiale einlösen. Der Vorteil war, dass man auf Reisen kein Bargeld mehr mitzunehmen brauchte. Die Voraussetzung für ein funktionierendes Bankgeschäft war gegeben: Die Mönchsritter besaßen ein riesiges Netz von Ordensniederlassungen als Filialen, von Edinburgh bis Jerusalem.

Welchen Einfluss übte der militärisch organisierte Templerorden tatsächlich aus? Die Umstrukturierung Europas in zentralistisch regierte Feudalsysteme verläuft zeitgleich mit dem Aufschwung

dieses Ritterordens. Mitte des 12. Jhs. beginnt abrupt der gotische Baustil.

Als Initialzündung könnte neben den baupraktischen Erfahrungen der Normannen in Sizilien und Süditalien vielleicht der enorme Wissensschatz der arabischen Universitäten Spaniens im 11. und 12. Jh. gesehen werden, der an islamische, christliche und jüdische Studenten vermittelt wurde. »Somit war die griechische und arabische Wissenschaft den westeuropäischen Gelehrten zugänglich. Der Beitrag, den die Araber zur Entwicklung unserer Zivilisation leisteten, wird oft unterschätzt. Ohne ihn wäre die mittelalterliche Kultur nie zu ihrer vollen Blüte gelangt, und die Renaissance hätte sich nur schleppend entwickelt« (Gimpel, 1996, S. 80 ff.). Durch diese Erfahrungen wurde der germanische (normannische) Baustil revolutioniert und sprunghaft weiterentwickelt.

Mit der Verhaftung der französischen Templer beziehungsweise mit der Aufhebung des Ordens 1312 durch Papst Klemens V. konnte das über ganz Europa verzweigte Filialsystem der Templer von den sich neu etablierenden Feudalherren *übernommen und aufgeteilt* werden. Pläne zur Zusammenlegung des Templer- mit dem Johanniterorden hatte es bereits 1294 gegeben, als die Kirche ein Konzil in Lyon einberief, um diese Frage zu erörtern.

Der Umbruch der machtpolitischen Verhältnisse in Europa im 14. Jh. zugunsten der Papstkirche hängt aber signifikant mit dem Wirken von Naturkatastrophen zusammen.

Kulturschnitt

Mitte des 14. Jhs. überrollten mehrere Pestepidemien das Land und die noch zu diskutierende Kleine Eiszeit begann (Rüssel, 1972, S. 51 f.). Sturmfluten entrissen zu dieser Zeit den Ländern an den Nordseeküsten weite Landstriche und überfluteten andererseits ganze Gebiete – sumpfiges Hinterland zurücklassend. Vielleicht sollten aus dieser Sichtweise die metertief unter ehemaligen Schlammfluten versunkenen römischen (meines Erachtens keltischen) Bauwerke am Niederrhein betrachtet werden?

Nachdem die europäische Bevölkerung nach der Naturkatastrophe im 6./9. Jh. zwischen 1000 und 1300 von ungefähr 40 auf ca. 73 Millionen zugenommen hatte, führten die Katastrophen um 1350 wieder zu einem Rückschlag auf das ursprüngliche Niveau. Die vorher schon dünn besiedelten Gebiete wurden ab Mitte des 14. Jhs. teilweise fast völlig entvölkert. Hinzu kommt die offensichtliche Klimaverschlechterung, die mit Schwankungen bis ins 19. Jh. anhielt. Nach der Katastrophe im 6./9. Jh. gab es ein Klimaoptimum im Norden Europas bis zum Nordpol, das Nordeuropa das wärmste und damit fruchtbarste Wetter bis Anfang des 14. Jh. bescherte (vgl. Lamb, 1977, S. 435 ff.) und damals eine eigentümliche Dynamik entfaltete.

Mit den Katastrophen und der Klimaverschlechterung fand im 14. Jh. ein völliger Umbruch statt: Die Neugründungswelle der Städte kam zum Erliegen, sintflutartige Regenfälle im Herbst zur Zeit der Ernte und darauf folgende Hungersnöte verheerten Europa in dieser Zeit fast überall. Damit einher ging ein drastischer Arbeitskräftemangel, der zu einer Krise des bisherigen Feudalismus führte. Nach einer mikrohistorischen Untersuchung einer kleinen Region um Cluny setzte der Feudalismus schlagartig um das Jahr 1000 ein (Bois, 1993). Die arbeitsfähigen Männer wanderten zum einfacheren Broterwerb in die Städte ab.

Die Katastrophen um 1350 stehen für einen einschneidenden Kulturbruch, eine Zäsur, die von den Humanisten im 15. Jh. für Fälschungen alter Dokumente und dreiste, als antik etikettierte Neuschöpfungen genutzt wurde. Nur durch heftig wütende Naturkatastrophen war Ende des 14. Jhs. wie nach den Weltkriegen im 20. Jh. ein völliger Umbruch der ursprünglichen Gesellschafts- und *Glaubensform möglich*. Nur so konnte die keltogermanische Kultur *auf die Müllkippe der Geschichte verbannt werden*.

Als Epochenbegriff (auch *Renaissancehumanismus*) stellt der Humanismus eine literarisch-philosophische Bildungsbewegung dar, die sich zunächst in Italien um 1350 mit Blick auf die *römische Antike* entwickelte. Nach der Zerstörung Konstantinopels (1453) kam durch den Zustrom byzantinischer Gelehrter, die zahlreiche Handschriften antiker Texte mitbrachten, die Beschäftigung mit

der griechischen Literatur hinzu. Große Bedeutung erlangte aber der Humanismus durch sein erfolgreiches Bestreben, die Schriften antiker Autoren aufzuspüren, zu übersetzen und durch kritische Ausgaben wissenschaftlich aufzuarbeiten. Die humanistische Bewegung in Italien wurde durch die Fürstenhöfe und von der Kirche gefördert. Durch die Konzile von Konstanz (1414-18) und Basel (1431-49) breitete sich die neue Strömung – mit Erasmus von Rotterdam als führendem Kopf – auch in den übrigen europäischen Ländern aus.

Es steht inzwischen fest, dass Humanisten nicht nur antike Schriftsteller erfanden, sondern auch antike Kunstwerke fälschten. Die Frechheit, mit der diese Fälscher ans Werk gingen und die antike sowie die mittelalterliche Geschichte erdachten und verbreiteten, konnte jedoch nur funktionieren, wenn ihre Arbeiten nicht durch gegenteilige Schriften oder Beweisstücke der Unglaubwürdigkeit, ja Lächerlichkeit preisgegeben werden konnten. Als notwendige Voraussetzung muss deshalb zuvor ein totaler Schnitt von ungeheurer Schärfe passiert sein. Nicht nur die Geschichte war jungfräulich entstanden, sondern auch das technische Wissen wurde wieder neu entwickelt, da fast alles an technischem Können, das die Antike ehemals beherrscht hatte, vernichtet war. Übrig blieben zum Beispiel wenige alte Karten, die technisch hochwertig erstellt waren und auch Amerika als Erdteil, eine Landbrücke zwischen Sibirien und Alaska (Beringstraße) oder aber die eisfreien Gebiete Grönlands und der Antarktis zeigten, während die nach der Katastrophe neu gezeichneten Karten sehr ungenau waren, da man nicht mehr in der Lage war, die geographische Länge zu bestimmen.

Wahrscheinlich waren es zwei Katastrophen, die diesen scharfen Schnitt hervorgerufen haben. Die überregional wirkende Naturkatastrophe im 6. Jh. – unter Berücksichtigung der Phantomzeiten im 9. Jh. anzusetzen – beendete die Antike und verwandelte die noch existierenden antiken Städte in Ruinen. Im 10. Jh. beginnt die uns aus dieser Zeit nur in Fragmenten bekannte Geschichte, da um 1350 mit der Naturkatastrophe und einhergehenden Pest wieder ein scharfer, vielleicht ein sogar noch schärferer Einschnitt erfolgte. Die antike Geschichte war danach vielleicht noch durch Überliefe-

rungen bekannt, wurde aber quasi neu verfasst und im Sinne der eigenen Interessen umgeschrieben und zur Befriedigung der eigenen Machtinteressen größtenteils neu erfunden.

Der Extremfall wäre, wie Kammeier es wohl sieht, dass die europäische, insbesondere die deutsche Geschichte zwischen 1350 und 1450 verfälscht und zahlreiche Fälschungen im Rahmen einer *Großen Aktion* zugunsten der katholischen Kirche, aber auch zugunsten der weltlichen Herrscher vorgenommen wurden.

Kammeier (2000) zitiert deutsche Königsurkunden des 10. und 11. Jh. aus dem Archiv für Urkundenforschung: »Wo eine vom Könige geschenkte Besitzung nach Gau und Grafschaft, die durch den Namen des Grafen bezeichnet wurde, bestimmt wird, ist sehr häufig für den Namen des Grafen ... ursprünglich eine Lücke gelassen, die erst nachträglich ausgefüllt wurde.«

Herwig Wolfram (1987) stellt klar: »Vor dem Ende des 10. Jhs. geschah nirgendwo ... eine österreichische Geschichte ... Es gibt keine frühmittelalterliche Geschichte Österreichs ... Dieses Problem ist freilich keine österreichische Besonderheit.« Mit anderen Worten, die Geschichte Mitteleuropas vor dem Jahr 1000 liegt unerkannt, nur bruchstückhaft erhellt im Dunkel der Vergangenheit. Aber man zählt doch in Jahren nach Christi Geburt, und die Jahreszahlen stehen doch fest, oder?

Späte Jahreszählung n. Chr.

Angeblich wurde die Jahreszählung nach Christi Geburt im Jahr 525 durch Abt *Dionysius Exiguus* eingeführt. Es bleibt umstritten, wann die Jahreszählung nach Christi Geburt (AD-Jahreszählung) exakt eingeführt wurde, denn die ersten urkundlichen Datierungen tauchen (erst) in der frühen Kaiserzeit auf. Fest steht, dass in vielen Urkunden des 10. Jhs. die Datumszeilen überarbeitet worden sind, wie Harry Bresslau (1968/69, II, S. 393-174) in dem »Handbuch der Urkundenlehre« feststellt.

Wann auch immer die Jahreszählung nach Christi Geburt begonnen wurde, im ersten Jahrtausend rechnete und datierte keiner

nach dieser AD-Jahreszählung, auch Karl der Große nicht! Es könnte sein, dass nach der ersten Naturkatastrophe eine erste Fälschungswelle in mehr schlecht als recht koordinierter Form und im 11. Jh. auch ohne die Jahreszählung *nach Christi Geburt* angewendet wurde. Dann erfolgte eine Phase, in der variabel gehaltene Datierungen mittels mehrerer Zeitstränge – wie beispielsweise nach Regierungsjahren des Ausstellers – erfolgten, deren Umrechnung auf die Jahreszählung nach Christi Geburt aber unterschiedliche Jahreszahlen ergibt. Aus dieser Sichtweise ist es erklärlich, wenn bei einem König mindestens fünf verschiedene Anfangstermine zu finden sind, wie beispielsweise bei König Rupert von Frankreich im 10. Jh.

Nach dieser ersten Fälschungswelle folgte mindestens eine zweite (oder vielleicht auch weitere) besser koordinierte in der zweiten Hälfte des 14. Jhs., bei der auch alte Urkunden mit neuen Jahreszahlen versehen wurden. Nach 1450 wurden zwar auch Schriftstücke gefälscht, die aber das uns bekannte geschichtliche Bild nicht mehr grundlegend veränderten.

Meines Erachtens kann die erst sehr spät erfundene AD-Jahreszählung – ob im 10. oder 12. Jh. (oZ) – sehr gut mit dem Wirken der Naturkatastrophen im 6./9. Jh. (oZ/eZ) und der daraus resultierenden *Amnesie* hinsichtlich der europäischen Geschichte in der Antike plausibel gemacht werden, denn unter kontinuierlichem, gleichförmigem Verlauf der Geschichte wäre eine konzertierte Fälschungsaktion nicht möglich gewesen.

Es kann daher nicht verwundern, wenn in England an keinem Ort eine nachweisbare Kontinuität von den Römern zu den Normannen nachgewiesen werden kann und östlich »die weiten städtelosen Räume Osteuropas« lagen (Pitz, 1991, S. 118).

Die bereits beschriebene katholische Mission Ansgars in Hamburg, die 831/832 begann, war nach Zerstörung der Ansiedlung bereits 845 gescheitert. »Dies änderte sich erst 100 Jahre später: mit der Gründung der drei skandinavischen Reiche Dänemark, Norwegen und Schweden. Unter christlichen Königen gelang dem Christentum schnell der endgültige Durchbruch« (Erläuterung im *Museum für Hamburger Geschichte*, Raum 204).

Die erstmalige Bildung von zentral regierten Staaten mit fest fixierten Grenzen erforderte auch eine neue gemeinsame Sprache in einem Staatsgebiet. Die neuen Hochsprachen (Spanisch, Deutsch, Italienisch usw.) wurden – neben Latein – in den Klöstern ab dem 10. Jh. nach einem bestimmten, einheitlichen Schema mit willkürlich eingeflochtenen Störungen entwickelt. Deshalb ähneln sich die Vokabeln auch teilweise oder sind identisch – von Sprachwissenschaftlern irrtümlich als kontinuierlich verlaufende Sprachentwicklung mit eingestreuten Lehnwörtern gedeutet.

Mit der Einführung des Lateins in den Ländern Europas ging eine tief greifende Veränderung einher, schreibt Egenolff (Teil I, S. 62) im Jahre 1735, »daß heute zu Tage kein Franzose weder einen Spanier noch Italiener versteht ...«

Neue Sprachen

»Die Verschriftlichung der Volkssprache und die Entstehung einer deutschen Literatur, die mehr ist als die zufällige Ansammlung einzelner, voneinander isolierter Texte, ist ein langwieriger, verschlungener und in der Frühphase vielfach unterbrochener Prozess. Zwar geht volkssprachliche Schriftlichkeit nach ihrem Beginn im 8. Jh. (auf dem Kontinent) wohl nie mehr ganz verloren, aber eine kontinuierliche Literaturproduktion setzt überhaupt erst in der zweiten Hälfte des 11. Jhs. ein« (Kartschoke, 1990, S. 52), und erst »seit 1060 beginnt schließlich, in sehr weit voneinander entfernten Regionen des deutschen Sprachraums und fast gleichzeitig, eine volkssprachliche Literatur ans Licht zu treten, ... danach reißt der Strom (zunächst immer noch geistlicher) deutscher Literatur nicht mehr ab« (Kartschoke, 1990, S. 53 f., vgl. Zeller, 1991, S. 63 f.).

Mit der Landnahme und Staatenbildung wurden von geistlicher Seite in den Klöstern neue Sprachen, u.a. Hochdeutsch entwickelt. Nach der Naturkatastrophe im 6./9. Jh. gab es kaum noch gebildete Leute, die wenigen wurden aber in bestimmten Zentren konzentriert und ideologisch gedrillt. Die normale Bevölkerung besaß nach dem Trauma der Katastrophen nur noch Erinnerungen, aber

keine eigentliche Bildung, insbesondere da die geistige Elite der Druiden verfolgt und getötet wurde.

Die hochdeutsche Sprache entstand, wie das Schrifttum, relativ plötzlich: Deutsche Sprache, Schrift und Literatur traten endgültig um 1060 parallel zur schwappenden Gründungswelle der Städte auf. Jetzt wird eine Feststellung verständlich: »Mundartliche Unterschiede waren im Norden bis in die um 800 beginnende Wikingerzeit nicht so stark ausgebildet, dass wir sie feststellen können ... Bis ins 5. Jh. ist die Sprache so altertümlich, dass man sie urnordisch genannt hat. Erst im 7. Jh. zeigen sich stärkere Spuren eines allgemeinen Sprachwandels, dessen Anfänge wohl weiter zurückreichen, aber in der Schrift keinen Ausdruck fanden ...« (Gutenberg, 1951, S. 5).

Der Weißenburger Mönch Otfried hatte Mitte des 9. Jhs. große Schwierigkeiten, die deutsche Sprache in eine schriftliche Form zu bringen. Der eigentlich ohne Lehrer oder Vorbild arbeitende St. Galler Mönch Notker III. soll im ausgehenden 10. und beginnenden 11. Jh. die Umsetzung lateinischer Gelehrsamkeit ins Deutsche als fast *unerhörte Aufgabe* empfunden haben (Kartschoke, 1990, S. 25). Das war es auch, denn Lateinisch wurde frühestens zu dieser Zeit erfunden. Aber es soll hierdurch suggeriert werden, dass Lateinisch schon sehr lange gesprochen wurde: Die Mönche sprachen diese Sprache ja angeblich schon Jahrhunderte lang. Seltsam nur, dass mit Wulfilas gotischer Bibel in einer germanischen Sprache schon 750 Jahre vor Notkers Werk begonnen worden sein soll (Zeller, 1991, S. 64). Oder doch nicht seltsam, wenn Johann August Egenolff (1735, Teil III, S. 282 f.) schreibt: »Bisher hatte man das Teutsche nicht nur mit Lateinischen Buchstaben geschrieben, sondern auch mit Lateinischen Worten unsere Muttersprache aus der Massen angefüllt. Diesem Unheil suchte nun Maximilianus ... abzuhelpfen, und ließ ... nicht nur die Gotischen Buchstaben, derer sich die Teutschen bis auf Wastbaldes und Hunibalds Zeit unverhindert bedienet, aus alten Schriften wieder hervorsuchen ...«

Die lateinische und andere Sprachen wurden von den Mönchen *nicht* seit uralten Zeiten gepflegt, sondern sie wurden in mehreren speziellen Klöstern durch Variationen neu entwickelt. Egenolff

schreibt 1735 »von den Beweisthümern, daß jede Europäische Sprache insbesondere, als die Schwedische, Holländische, Norwegische, Engländische, Irrländische, Isländische ... Illyrische, Tartarische ... Griechische, Lateinische, Französische, Spanische, Italienische u.u. eine Tochter der Japhetischen sey, welche von einigen auch die Cimbrische und in gewissem Verstande die Teutsche (Deutsche, HJZ) genennet wird« (Egenolff, 1735, Teil I, S. 13). Johann Boedeker bestätigt um 1730 diese Meinung und zeigt, wie die »Griechischen und Lateinischen Wörter aus der alten Teutschen Sprache hergekommen« sind (Egenolff, 1735, Teil I, S. 120f.). Nicht das Deutsche besitzt Lehnwörter aus dem Lateinischen und Griechischen, sondern es verhält sich genau umgekehrt.

Eine gemeinsame Sprache würde auch das von mir propagierte aus gemeinsamen Wurzeln entspringende europäische Stammesgemisch bedingen. Egenolff stellt 1735 fest: »Der andere allgemeine älteste Name der Europäischen Völcker ist, daß sie die Scythen (Skythen, HJZ), das ist, die Schützen (denn wenn die Ober-Sachsen sagen schiessen sagen die Nieder-Sachsen schueten) genennt worden. Strabo lehrt uns, daß die ältesten Griechen Scribenten alle Völcker, so den Griechen gegen Norden gewohnet, Scythen oder Celto-Scythen genennet« (Egenolff, 1735, Teil I, S. 101) und weiter, dass »einige von Japhets Nachkommen sich den Namen Scythen allein zugelegt und ihren Brüdern, so mehr gegen Abend gewohnet, allein den Namen Celten zugeeignet, vielleicht weil sie nach den kalten Ländern gezogen, da im Gegentheile die eigentlichen Scythen anfänglich in Asien verblieben ...« (Egenolff, 1735, Teil I, S. 126).

Damit schließt sich der Kreis, denn die teutsche Sprache war nicht nur nach Johann August Egenolff in Europa die älteste. Die Hauptquelle der europäischen Sprachen war ihm zufolge die scythische (skytische) »aus welcher die alte Teutsche und Gothische zuerst entsprungen, wo sie nicht fast eben dieselbe gewesen, und der Griechischen und Lateinischen zum Theil ihre Stammwörter gegeben (hat)« (Egenolff, 1735, Teil I, S. 120 f.).

Die Skythen (anstatt Keltogermanen müsste man nach Egenolff genauer Keltoskythen schreiben) waren auch in Südindien präsent

(siehe Foto 8 und 10) und als Kelten von Kleinasien (Galater) bis zu den Britischen Inseln (Kelten, Pikten) und in Nordafrika (Wandalen) zu Hause, resultierend aus einer in Europa von Ost nach West und in Asien von West nach Ost gerichteten Besiedlungswelle.

Geschah dies, nachdem die europäischen Gebiete durch Naturkatastrophen und die anhaltende Trockenheit fast entvölkert waren? Denn die Völker hatten sich rund um das Schwarze Meer, dem letzten großen Süßwasserreservoir, versammelt. Durch das in das Schwarze Meer eindringende Salzwasser wurde den Völkern der Lebensraum genommen und eine Völkerwanderung setzte ein. Die skythischen Völker wanderten nach Europa, Nordafrika, Mesopotamien und Asien (vgl. Pitman/Ryan, 1999, S. 247 u. 254). Mit diesen Völkern verbreitete sich dann eine einheitliche Sprache in all diesen Gebieten, sozusagen proto-indoeuropäisch.

Jedenfalls erscheinen die wesentlich später erfolgten Missionswege der iro-schottischen Mönche in diesem Licht nicht mehr so phantastisch, denn die Mönche konnten sich mehr oder minder – nach der örtlich vorherrschenden Mundart – noch europaweit verständigen und brauchten deshalb auch keine Übersetzungen für ihre (natürlich nichtlateinische) Bibel anzufertigen!

Der interessierte Leser kann erst jetzt Egenolffs Feststellung aus *dem* Jahre 1735 (Teil I, S. 123) nachvollziehen, dass »viel Berge, Flüsse, Länder, Städte, nicht allein in Europa, sondern auch in Asien zu finden (waren), deren Namen lauter Teutsche Wörter seyn ...«. Ich ergänze: sogar auch in Amerika.

Im Nahuatl, der Sprache der Azteken, beginnen viele Worte mit der Silbe *te*. Hierbei handelt es sich um einen altdeutschen Artikel. Berg heißt in Nahuatl *tepec*. Nun trennen wir das Wort einfach in *te* und *pec*. Im Althochdeutschen heißt Berg u.a.. *perc*. Nur das *r* ist verloren gegangen. Das aztekische *tepec* und das althochdeutsche *te perc* wird gleichbedeutend als Bezeichnung für *Berg* benutzt. Reiner Zufall?

Der Sprachwissenschaftler Eduard Seler berichtet, dass man nach einem Krieg zwischen Azteken und Huasteken als Zeichen der Niederlage Fahnen aus Tuch mit Hoheitszeichen niedergelegt wur-

den (Seler, 1960-1966). Zufällige Parallelen zum Kriegsverhalten in Europa? Der Ort, an dem die Fahnen in Mexiko niedergelegt wurden, hieß *Tuchtepec*. Unschwer ist daraus *Tuchberg* zu lesen und Seler bestätigt, dass dieser Ort durch die Produktion von Tüchern bekannt war. Seler zeigt auch zwei Abbildungen, auf denen man scheinbar den deutschen Reichsadler und das so genannte *Liktorenbündel* – bekannt als das Symbol des italienischen Faschismus (*Fasces*) – erkennen kann. Das *Liktorenbündel* war ursprünglich ein Zeichen der römischen Senatswürde und wurde innerhalb der Städte ohne, außerhalb der Städte mit Axt getragen. Allerdings wurde das Liktorenbündel bereits bei den Etruskern nachgewiesen. Erstaunlich ist, dass auf Selters Abbildung auch zwei gekreuzte Beile zu sehen sind, die die Azteken mit *te polli* bezeichneten – mittelhochdeutsch *te bil* (das Beil) und althochdeutsch u. a. *pial*. Handelt es sich nur um rein zufällige Parallelen?

Betrachten wir aber noch einmal das *Liktorenbündel*. Auf vielen Darstellungen bei den Maya (Stele 20 in Cobá) trägt der Herrscher ein Bündel in beiden Armen, aus dem manchmal eigenartige Stäbe herausragen. Diese *Bündel* haben mir lange Kopfzerbrechen gemacht, da es keine vernünftig erscheinende offizielle Erklärung dafür gibt. In Rom war es ein altes Symbol für die durch festen Zusammenhalt geschaffene Kraft der Gemeinschaft. Also ein passendes Symbol auch für indianische Herrscher. Wurde das von den Etruskern stammende Liktorenbündel bereits vor Kolumbus von der Alten zur Neuen Welt exportiert?

Vereinzelt scheinen *Liktorenbündel* auf mittelamerikanischen Darstellungen aber auch zu qualmen, sodass man hier auf die Anwendung von Schwarzpulver spekulieren könnte, worauf manche aztekischen Überlieferungen und Texte Hinweise zu geben scheinen. Im 12. Jh. ist die Verwendung von Schwarzpulver durchaus denkbar, da es vor tausend Jahren bereits in China bekannt war.

Ein anderes Symbol der Macht benutzten die Maya-Herrscher: das Zepter (u. a. Türsturz 53 in Yaxchilán mit Datum 766). »Den Quellen entsprechend bildete sich die oberste Schicht der Maya ... aus den Rittern« (»Die Mayas«, 2002, S. 18). Abbildungen von Helmen mit Visieren sind vielfältig vorhanden ...

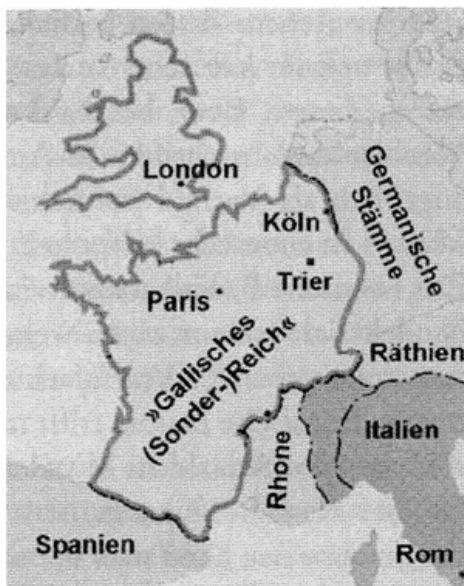
Schlussfolgerungen

Anscheinend schließt sich langsam der Kreis. Die alten Griechen (Dorer) waren keltogermanische (skythische) Auswanderer, die aufgrund von Naturkatastrophen und Überschwemmungen des nord- und mitteleuropäischen Gebiets mit anderen Seevölkern ihr Stammgebiet verließen, ja bis nach Amerika auswanderten und einen altdeutschen oder altgermanischen (teutschen) Dialekt sprachen. Die sumpfigen und überfluteten Gegenden in ihrer Heimat wurden dann langsam wieder trocken, und es gab vielleicht sogar eine Rückbesiedlung der ehemals besiedelten Gebiete in Nord- und Mitteleuropa, die einer Neubesiedlung und damit einhergehend einem Kulturschub gleich kam, insbesondere nach dem Beginn des Byzantinischen Reiches.

Analog den bisherigen Ausführungen war das oströmische Reich das eigentliche römische Weltreich, genauer gesagt griechische Weltreich im Mittelmeerraum. Das weströmische Reich befand sich aber nicht in Italien, sondern in Mitteleuropa. Dieses Reich wird in den Geschichtsbüchern als *Gallisches Reich* bezeichnet. Aber, es soll sich angeblich um ein von Rom losgesagtes römisches (= gallisches) Sonderreich mit einem römischen Gegenkaiser auf gallischem Gebiet gehandelt haben. »Das ›Imperium Romanum‹ mit all seinen Facetten muss sich auf dem Gebiet Gallien/Germanien entwickelt haben« (Geise, 1997, S. 218).

Ich erinnere an die im ersten Kapitel beschriebene römische Münze, die in Amerika gefunden wurde und den römischen Nebenkaiser *Tetricus* zeigt, der über das *Gallische Reich* herrschte und der angeblich von seinen römischen Landsleuten unter Kaiser Aurelian besiegt wurde, wodurch das angebliche *gallische Sonderreich* sein Ende fand. Eine seltsame Geschichte. Tetricus erhält eine geschichtliche Berechtigung, wenn er nicht Römer, sondern Kelte, also keltischer König eines keltischen (gallischen) Reiches war. Wenn das (west-)römische Reich ein mitteleuropäisches war, kommt der erste Papst (fast zwangsläufig) auch aus Frankreich (Gallien) und eben nicht aus Rom. Und wie selbstverständlich unterhalten das weströmische Reich in Gallien und das oströmische Reich in

Abb. 27: Umbenennung. Das Gallische Sonderreich auf keltischem Boden soll von angeblich abtrünnigen Römern als unabhängiges Römisches Reich regiert worden sein. Handelt es sich nicht eher um ein keltisches (gallisches) Reich mit keltischen Bürgern und einem keltischen Kaiser? Die Karte zeigt das Herrschaftsgebiet des Tetricus im Jahre 271. Unter Sonderkaiser Postumus (260-269) umfasste das keltische Europareich zusätzlich weite Gebiete Spaniens und Süddeutschlands (Rätien) sowie das ursprünglich griechische Rhone-Gebiet um Marseille.



Griechenland Handelsverbindungen auf Keltenstraßen (Bernsteinstraßen) über die Alpen hinweg und auch auf dem Seeweg an der atlantischen Küste Europas entlang.

Die Überschreitung der Alpen und die mehrfache Eroberung Roms durch Kelten, Germanen oder Gallier werden als normale Expansion und nicht als Krieg gegen Rom verständlich, nachdem die Alpenpässe wieder eisfrei und damit passierbar waren. In Italien trafen diese Stämme dann auf keltische, etruskische oder andere verwandte Stämme, mit denen sie sich zu ihrem Erstaunen verständigen konnten. Aber es wurden auch Kriege geführt. Nicht nur im Süden Italiens trafen sie auf griechische Kolonisten, die Römer genannt wurden und sich selbst auch so nannten; speziell im Süden Italiens (Großgriechenlands) auch als *Italioten* bezeichnet (»Lexikon der Antike«). Die mitteleuropäischen und nordischen Völker trafen demzufolge in Italien tatsächlich auf Römer, die aber griechische Kolonisten waren.

Sieht man Tetricus als keltischen König auf keltischem Gebiet und eben nicht als römischen Herrscher im feindlichem Barbarenland an, dann wird die von einigen als Beweis für römische Präsenz auf

amerikanischem Boden herhaltende Münze des Tetricus plötzlich ein Beweis für keltische Anwesenheit in Nordamerika, wovon auch die in diesem Buch beschriebenen Gräber, Grabhügel, Dolmen, Menhire und Inschriften in Amerika zeugen. Außerdem wird die angeblich als Vorbild für keltische Prägungen dienende römische Münze zu einer echt keltischen.

Der römische Baustil stammt dann auch nicht aus Rom, sondern es handelt sich nur um einen weiterentwickelten griechischen Baustil mit einhergehender Vereinfachung der Konstruktions- und Stilelemente. Römische Bauten trifft man daher kaum in Rom, sondern in einer großen Anzahl in Mitteleuropa und in griechisch beherrschten Gebieten (Levante) an.

Vergleichsweise kann man die monumentalen Vorkriegsbauten und den zweckmäßig-nüchternen Baustil der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland zur Betrachtung heranziehen. Dazwischen liegen architektonische Welten, jedoch nur *wenige Jahre*, aber *keine Jahrhunderte*, und es ist auch *kein anderes Volk* am Werk gewesen.

Beispielsweise trennen die zwei anscheinend verschiedenen (deutschen) Vor- und Nachkriegsvölker des Zweiten Weltkriegs mit sich voneinander stark unterscheidenden Kulturstilen, total unterschiedlicher Architektur und anderem Staatswesen nur eine einzige Katastrophe (Zweiter Weltkrieg), die bei einem *unwissenden* Historiker der Zukunft zu einer Völkermehrung bei gleichzeitiger gummi-bandähnlicher Verlängerung der Kulturgeschichte (Zeitinflation) in unserem Raum führen würde.

Zukünftige Historiker könnten auch unsere so wechselhafte deutsche Baugeschichte der letzten einhundert Jahre in Scheiben schneiden und sie unterschiedlichen Völkern zuordnen. Zukünftig archäologisch ausgegrabene deutsche Exportartikel, oder auch ein ähnlicher Baustil in mehreren Staaten (Beispiel: Hundertwasser) würden eventuell sogar eine Völkerwanderung plausibel machen. Nur, in den letzten Jahrhunderten und länger lebten hier immer Deutsche, trotz unterschiedlicher Architektur- und Konstruktionsstile.

Ich wehre mich auch dagegen, von irgendwelchen Völkern wie z. B. Bandkeramikern zu reden. Nur weil Töpferwaren in einer be-

stimmten Art und Weise verziert wurden, handelt es sich nicht um einen signifikanten Beweis für die Existenz eines Kulturvolkes, sondern eher um den Export einer Idee oder eines Exportartikels. Ein Beispiel hierfür sind die unterschiedlichen Handwerkserzeugnisse der Indianer im Westen Nordamerikas.

Irgendwann ist mal ein Baustil als römisch bezeichnet und klassifiziert worden. Einmal als römisch anerkannt, prüft der ausgrabende Archäologe nicht mehr die genaue Herkunft, sondern stuft die Bauten nach Art der Bauweise und des Baustils katalogisierend als von den Römern herstammend ein.

Eine Frage wäre zu klären: Warum muss man mit dem Fahrstuhl in die Römerzeit fahren? Wann wurden diese *Römerbauwerke* am Niederrhein verschüttet? Und diese Feststellung sei erlaubt: Die Ruinen der *Römerbauten* liegen meist tiefer in der Erde verschüttet als Dinosaurier-Relikte. Die römischen (= keltischen) Bauten wurden durch Erdbeben und/oder Überschwemmungen im 6./9. Jh. endgültig vernichtet und verschüttet. Klar wird jetzt auch, dass von angeblichen Römern in griechischem Stil nachgeahmte Kunstwerke original griechische, etruskische oder keltogermanische Objekte sind. Deshalb braucht man original griechisch aussehende Vasen, die man in Massen in Mitteleuropa findet, *nicht* mehr unisono als *Importe aus Griechenland* zu deklarieren. Nein, sie wurden oft dort hergestellt, wo sie auch gefunden wurden!

Durch die Doppel- und Mehrfachbelegung verschiedener geschichtlicher Zeiträume entstand in den frühmittelalterlichen Schichten eine »archäologische Sterilität«. Die *dunklen Zeitalter* des Mittelalters existierten nicht oder nur in anderer, einfacherer Form in einem kürzeren Zeitraum und können daher gar nicht erhellt werden, denn sie existierten nicht. Die Zeitrechnung muss revidiert werden und ereignislose Zeitlücken sind ersatzlos zu streichen.

7 Präkolumbische Vermessung

Der deutsch stämmige Professor für Assyriologie Hermann V. Hilprecht von der Universität von Pennsylvania war von 1885 bis 1914 Direktor von vier Ausgrabungen in Nippur im heutigen Irak. Ihm fiel auf den Steinvasen von Nippur ein Zeichen ins Auge. Das sumerische Ideogramm, lautlich MU, bildlich ein Pfeilschaft mit zwei Diagonalkreuzen, besaß den Sinngehalt Name, Persönlichkeit (Delitzsch, 1897, S. 114ff). Auch die Pueblo bauenden Zuni verwandten dieses Ideogramm unter der gleichen Bedeutung in Amerika. Andererseits kam nach den wissenschaftlichen Untersuchungen von Alice Kehoe die Keramik mit Textildekoration aus Europa, und zwar auf dem Seeweg über den Atlantik. Denn nur so könne nach ihrer Meinung die Genesis der ältesten Waldlandware im Trichter des St. Lorenz im Staate New York erklärt werden (Kehoe, 1964).

Europäisches Vermessungssystem

Falls man eine Städtebauplanung auf der grünen Wiese verwirklicht, erfordert dies ein Vermessungssystem und geeignete Messgeräte. Bereits die Etrusker verwandten ein Vermessungsgerät zur Fixierung der Nord-Süd-Linie, zur Errichtung der Ost-West-Linie darauf und zur Ziehung von Parallelen zu beiden Linien. Von den Etruskern erhielten angeblich auch die Römer dieses *Groma* genannte Gerät, dessen Bezeichnung *lateinisch-griechischer* Herkunft sein soll (Irmscher, 1984, S. 212).

Schon in meinem Studium wurden wir bei ersten Vermessungsarbeiten neben dem Nivelliergerät mit Flucht- und Messlatten ausgerüstet. Auch unsere Vorfahren benötigten Peil- und Fluchtstäbe.

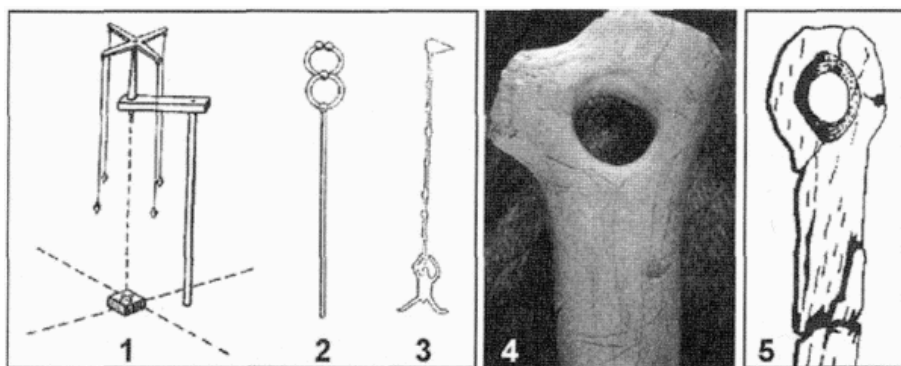


Abb. 28: Vermessungsgeräte. Bild 1: Das Vermessungsgerät Groma der Etrusker. Bild 3 (verkleinert): Mensch mit Fluchtslange aus dem Val Fontanalba (Frankreich), die Knotenmarkierungen zur Entfernungsmessung trägt. Bild 4: Lochstab des Magdalénien vor etwa 15 000 Jahren aus Europa. Bild 2: Der Heroldsstab, ein weiterentwickelter Lochstab. Bild 5: Unidentifiziertes Knochenwerkzeug (= Lochstab) aus der Zeit der Clovis-Jäger, das 1967 bei Murray Springs in Arizona (Nordamerika) zusammen mit Mammutknochen gefunden wurde. Die Diopterlöcher des Lochstabs dienen zum Visieren, Fluchten und Messen.

Tatsächlich stellt ein 77 Meter langes, in den Boden gescharptes Bild einen vorgeschichtlichen Landmesser dar, der zwei Fluchtsstäbe in der Hand hält. Dieser *Lange Mann von Wilmington* in East Sussex (England) blickt nach Norden.

Man benötigt auch eine Visiereinrichtung zur Verlängerung der eigenen Standlinie. Hierzu diente ein Lochstab, dessen Gebrauch bis in die Steinzeit (Magdalénien) zurückverfolgt werden kann. Die Bohrung im Lochstab, beispielsweise in einem Rengeweiß, ist nichts anderes als ein Diopter, der möglicherweise mit einem Fadenkreuz für genaues Fluchten überzogen war.

Bei dem Heroldsstab (Caduceus), den der Gott Merkur (Mercurius) trug und der dem griechischen Heroldsstab (Kerykeion) des Hermes und der geflügelten Götterbotin Iris entspricht, handelt es sich um eine Weiterentwicklung des Lochstabes. Die Verzierungen des Heroldsstabes mit dem Schlangensymbol und seine Gleichsetzung mit dem Merkurstab ist nicht eindeutig geklärt (Irmscher, 1983, S. 234). Bei Hermes besteht ein Zusammenhang

zu griechisch *Hermax* und *Hermaion*, also Steinhaufen (Cairns), die der Richtungsfindung dienen. Da die Steinhaufen zur Wegmarkierung verwendet wurden, war Hermes, der Gott der Wege, Schutzherr der Wanderer und wurde selbst mit Reisehut und Flügelschuhen dargestellt. Auch im Bereich der Nordenglandstaaten in Nordamerika findet man häufig diese kaum beachteten Steinhaufen. In Kanada und Grönland dienten aufgeschichtete Steinhaufen (*Inukshooks*) den Eskimos als Wegemarkierung.

Viele Zeugnisse vorgeschichtlicher Vermessungstätigkeit haben sich in *Orts- und Flurnamen* erhalten. Die Kennzeichnung der Festpunkte findet sich in Ortsnamen wieder, die auf -stock, -stein-, eck-, kreuz oder -horn enden oder Bestandteile der Vermessungstätigkeit beinhalten, wie die Anfangssilben maas-, maß- oder meß- in Meßhorn, Maßberg oder Messberg.

Goslar Carstens (1982) hatte bei seinem Nachweis, dass die alten Kirchen im Norden auf den Plätzen heidnischer Heiligtümer vermessen und gebaut waren, bemerkt, dass bei der Vermessung durch

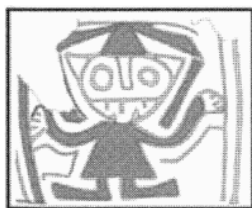
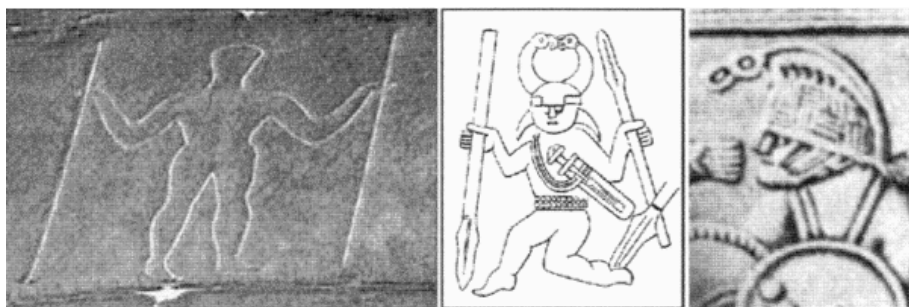


Abb. 29: Fluchtstangen. Eines von mehreren prähistorischen Landschaftsbildern stellt den langen Mann von Wilmington (England) dar, der zwei Fluchtstangen in der Hand hält, ebenso wie der einäugige »Wotan-Odin aus Torslunda« (mittleres Bild). Am Ende der Hörner könnte der Helm Diop-terlöcher besitzen. Stellt das eine Auge eine Art Lin-

se dar? Auf dem Ausschnitt des Bildes (rechts) »Die beiden Raben Odins« (Wendel in Upland) trägt Odin eine Art Brille vor dem Helm. Unteres Bild: In Peru wurde Amerikas ältestes Abbild einer Gottheit entdeckt – aus Erman-gelung von Hinweisen Stabgott genannt (»Archaeology«, Mai/Juni 2003).

Wälder und über Berge hinweg der mathematische Gedanke des pythagoreischen Lehrsatzes angewendet wurde.

Der Österreicher Dr. Hubert Stolla erforscht seit Jahrzehnten die vorgeschichtlichen Vermessungsbeziehungen zwischen Kapellen, Kirchen, roten Kreuzen und heidnischen Opfersteinen in der Steiermark. Das Ergebnis sind über 1000 rechtwinklige oder gleichschenkelige Dreiecke mit Seitenlängen ab 1050 Metern und große Konstruktionen mit Seitenlängen bis zu 31410 Metern. Da in diesen Konfigurationen auch neolithische Steinaltäre und Kultplätze vorkommen, schließt Stolla, dass die dortigen Vermessungen seit der Jungsteinzeit erfolgt sein müssen.

Karl Bedal (1995) entdeckte Vermessungsnetze nach dem Polarverfahren, die zusammenhängende gleichseitige Dreiecke mit einer Seitenlänge von 13,5 Kilometern sowie auch die Hälfte (6,75 Kilometer) oder das 1,5fache (20,25 Kilometer) im Gebiet des Fichtelgebirges bilden (vgl. Meier/Zschweigert, 1997, S. 259). Bei der Vermessung von Dreiecksstrukturen in der Landschaft, auch über Berge hinweg, muss zumindest die Kenntnis und Anwendung pythagoreischer Zahlenverhältnisse vorausgesetzt werden (Bischoff, 1994).

Alfred Watkins (1980) entdeckte um 1920 in England die *ley-lines* (Heilige Linien), die mehrere prähistorische Monumente miteinander verbinden, oft über große Entfernungen hinweg. Auch in Deutschland wird schon seit zig Jahren nach *Ortungslinien* gesucht (Teudt, 1931).

Preben Hansen erkannte durch Zufall, dass die fälschlicherweise als Wikingerburgen bezeichneten Ringwälle von Aggersborg (Lumeta) bei Lögstör, Fyrkat bei Hobro, Eskeholm (Rethre) bei Samsø und Trelleborg zwischen Korsør und Slagelse in Dänemark auf einer Achse in gerader Linie angeordnet sind und entlang der Kugelgestalt der Erde auf einem so genannten Großkreis – dem kürzesten Weg von Punkt zu Punkt auf einer gekrümmten Erdoberfläche – mit dem weltberühmten griechischen Heiligtum, dem Orakel von Delphi liegen (Hansen, 1990, S. 169).

Diese scheinbar zufällige Verbindung erscheint dann doch nicht ganz so willkürlich, da die heidnischen Namen dieser Ringwälle und deren Topographie altgriechisch übersetzt werden können, die allesamt

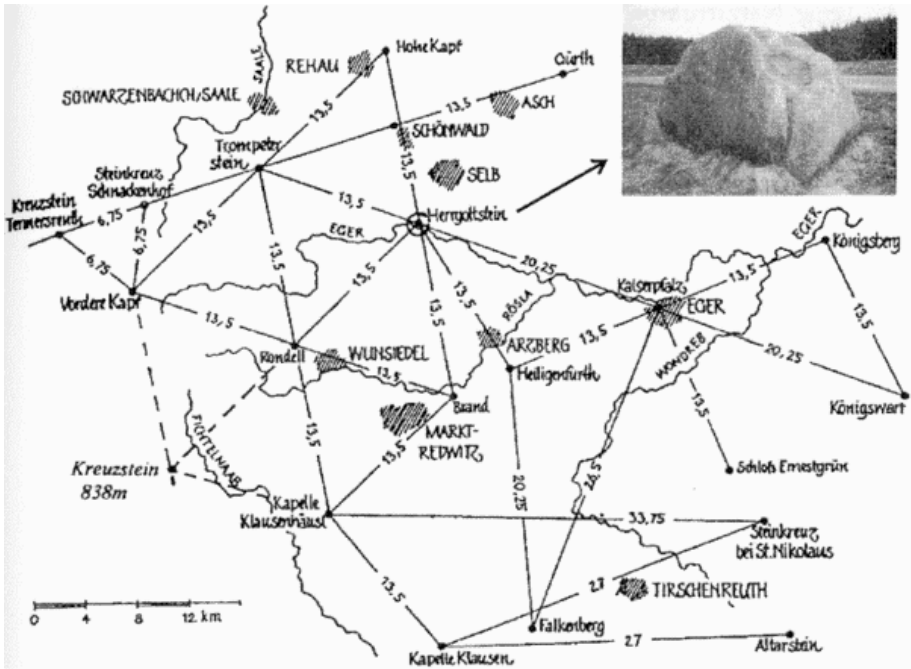


Abb. 30: Vermessungsnetz. Gleichseitige Dreiecke im Fichtelgebirge rund um den Herrgottstein (aus Meier, 1999, nach Bedal, 1995). Der Herrgottstein als Vermessungspunkt besteht aus einem Findling, der auf einem künstlichen Fundament aus Feldsteinen ruht (Meier/Zschweigert, 1997, S. 260). Der fehlende Punkt der zum regelmäßigen Sechseck ergänzten Vermessungskonstruktion liegt auf einem Berg mit dem aussagekräftigen Namen Kreuzstein.

mit Feuer oder Licht zu tun haben, wie Lumneta (Lichtstadt). Der dänische König Svend Estridson berichtet Adam von Bremen über Iumne (Lumneta, lumneta): »Es ist bestimmt die größte von allen Städten Europas und sie wird bewohnt von Slawen und anderen Leuten – Griechen und Barbaren ... Es gibt dort den Vulkankessel, den die Einwohner das griechische Feuer nennen, wovon auch Solinus berichtet« (Adam von Bremen, Buch 2, XXII).

Der Astronom Heinz Kaminski, Gründer der Sternwarte in Bochum, fand ein Vermessungssystem erster und zweiter Ordnung,

eine Netzstruktur, die er *Sternenstraßen* nannte. Die Sternenstraßen erster Ordnung werden als West/Ost- und Nord/Süd-Visurlinien im Verlauf der geographischen Breiten- und Längengrade bezeichnet. Sie zeichnen sich durch eine Konzentration von frühgeschichtlichen und frühchristlichen Kultstätten aus. Die Kult- oder Sternenstraßen zweiter Ordnung sind die Visurlinien zu den hauptsächlichsten Auf- und Untergangspunkten der Sonne, des Mondes, der Planeten und der hellsten Fixsterne während des Jahresablaufs, die von einem bestimmten Beobachtungszentrum ausgehen (Kaminski, 1995, S. 24).

Der promovierte Mathematiker und griechische Brigadegeneral Theophanis N. Manias (1969) untersuchte mit Unterstützung des militärischen Kartographie- und Vermessungswesens die Lage der alten prähistorischen Stätten in Griechenland. Seine 1969 veröffentlichten Untersuchungen beweisen, dass die älteren griechischen Orte, Tempel und Orakel durch gerade Strecken und harmonische Dreiecke über große Entfernungen miteinander verbunden sind, deren Länge und Teilung harmonischen Proportionen (goldener Schnitt) entsprechen.

Es mutet schon fast unheimlich an, dass bereits in der so genannten (falsch interpretierten) Steinzeit die Landschaft exakt vermessen und Heiligtümer eingemessen wurden. Im *Lied von Grímnir* (der *Maskierte*, einer der Decknamen Odins) heißt es im Vers 22 über Walhall (Stange, 1995, S. 25): »Walgrind heißt das Gitter, das auf dem Grunde steht heilig vor heil'gen Türen. Alt ist das Gitter, doch ahnen wenige wie sein Schloss sich schließt.« Das Walgrind (Walgitter, Weltgitter) ist das alte Gitternetz, das die Welt (Walhall) bedeckt. Den Schlüssel (Schloss) zu diesem Geheimnis besitzen nur wenige Eingeweihte. Wird Petrus mit *diesem* Schlüssel dargestellt, wie er in zahlreichen Wappen abgebildet ist? Da die Städte mittelalterliche Städteneuplanungen sind, gibt das Wappen den Hinweis auf das alteuropäische Vermessungssystem.

Der *Walgrind* findet sich noch heute in der englischen Bezeichnung *grid* wieder, das u.a. Gitter beziehungsweise auch ein geographisches Gitternetz auf Karten bezeichnet.

Kosmische Landschaftsarchitektur

Bisher traut man den Barbaren entsprechende mathematische und vermessungstechnische Fähigkeiten offiziell nicht zu, denn man glaubte blind den römischen Geschichtsschreibern und verschließt die Augen vor den offen vor uns liegenden Funden eindeutiger Planungs- und Vermessungstätigkeiten.

Schon von den Megalithikern oder auch schon während der falsch interpretierten Steinzeit wurden großräumige Orientierungsnetze in der Landschaft angeordnet, die dem Zurechtfinden der Menschen auf der Erde und gleichzeitig einer Kalenderfunktion dienten, da unsere Vorfahren ja keine Uhren besaßen.

Der erste König der Atlanter (*Atlanteer*) Uranos lehrte das Volk »nach der Bewegung der Sonne das Jahr, und nach der des Mondes zu bestimmen ...« (Diodor von Sizilien, 3. Buch). Nach Diodor von Sizilien bewohnten die *Atlanteer* ein fruchtbares Land in der Nähe des Ozeans.

Die modernen Astronomen benutzen einen Meridiankreis, um Sternenpositionen anzumessen. Die Megalithiker und die Kelten bedienten sich eines anderen Großkreises, nämlich des Horizonts. Auf ihm wurden Auf- und Untergänge mit Findlingen, Pfählen und Bergspitzen einvisiert. Die kalendarischen Aktivitäten der frühen Menschheit richteten sich nach der Bewegung der Sonne, des Mondes und der Sterne. Mit anderen Worten, es fand eine *Lichtbeobachtung des Gestirns am Horizont* statt. Durch die gigantische Arbeit von Alexander Thoms (1967), der 500 der ursprünglich schätzungsweise 10 000 Steinkreise in Großbritannien vermessen hatte, wurden auch megalithische Steinkreise eines kalendarischen Zwecks verdächtigt, wobei es sich nicht nur um Sonnentempel, sondern auch um Mond-Observatorien handelt.

Die megalithischen Steinkreise sind Horizontalkalender, prinzipiell und funktionell identisch mit den nordamerikanischen Observatorien und Medizinrädern. Das Jahr ist ein Kreis rings um den Rand der Welt. Der durch den Horizont umschriebene Großkreis auf der Erdoberfläche kann durch die Haupthimmelsrichtungen Nord-Süd und Ost-West in vier Teile geteilt werden. Berücksichtigt man die

Punkte am Erdrand, an denen die Sonne während der *Äquinoktien* (Tagundnachtgleichen) und *Solstitien* (Sommer- bzw. Wintersonnenwenden) auf- und unterging, erhält man ein Kreuz, durch das der Kreis in acht Teile geteilt wird. Weitere Zeitlinien kommen hinzu, wenn man beispielsweise Sterne berücksichtigt, die besonders hell leuchten, und/oder den Auf- und Untergang des Mondes.

Diese Hauptpunkte des Jahres am Horizont sind nicht immer gleich, sondern abhängig von der geographischen Breite des Ortes. Mit sinkender Breite klappt das Kreuz immer mehr zusammen. Am Äquator sinkt der Winkel auf 47 Grad Horizontbreite. Mit anderen Worten, die Punkte am Erdrand (Horizont), wo beispielsweise die Sonne am längsten oder am kürzesten Tag aufgeht, sind unterschiedlich weit entfernt. Je entfernter, je nördlicher oder südlicher befindet man sich.

Zu berücksichtigen ist auch der Landschaftshorizont, denn in bergigem Gelände gibt es bei den Auf- und Untergangspunkten beachtliche Unterschiede. Die der Jungsteinzeit zugerechneten Ganggräber scheinen mit den Solstitien verbunden. Das Ganggrab von Newgrange in Irland bietet am 21. Dezember (etwas schwächer eine Woche vorher und nachher) ein 17 Minuten andauerndes Lichtspektakel, wenn durch einen Schlitz über der Tür sich die Sonnenstrahlen rasch auf dem Boden verbreiten und mit einem Lichtreflex die ganze Kammer erhellt wird, und besonders drei Spiralornamente, die nur einmal im Jahr beleuchtet werden.

Eine an die Solstitien gekoppelte Architektur setzt sich fort bis ins Mittelalter hinein. Eindrucksvolle Zeugen der heidnischen Lichtdramatisierung findet man in Jüterbog (Mark Brandenburg), Drüggelte (Westfalen) und Belsen (Württemberg). In der kleinen romanischen Kirche von Belsen erscheint an den Gleichertagen (Frühlings- und Herbst-Tagundnachtgleiche) auf der Innenseite des Türsturzes der Westpforte ein Lichtkreuz, genau dem eingemeißelten Kreuz auf der Außenseite entsprechend – eine megalithisch-keltische Eigenheit. Wer baute diese Kirche? Sicher nicht Vertreter der römisch-katholischen Kirche.

Das Jahr erscheint also als ein Kreis rings um den Rand der Welt. Der Horizont dient dabei als Zifferblatt. Da dieses Zifferblatt brei-

ten- und landschaftsabhängig eine jeweils spezifische Einteilung hat, muss der Standort in der Landschaft unverrückbar festliegen. Er wurde durch einen Stein, Baumstumpf, Pfahl oder dergleichen markiert und gab die Mitte der Geländeuhr an. Die Zahlen des Zifferblattes, abzulesen an verschiedenen Lichtständen, wurden mit Hilfe von Stöcken, Latten, Bergspitzen, Felsklippen, Findlingen oder anderen markanten Punkten in der Landschaft verewigt.

Die Punkte am Rand des Horizonts bildeten mit dem eigenen Standpunkt eine Linie, so, als wenn man eine bestimmte Stundenmarkierung auf einer Uhr mit dem Befestigungspunkt der Zeiger, also dem Mittelpunkt, verbindet.

Im Mittelpunkt (dem Beobachtungszentrum) treffen sich diese Linien untereinander. Durch die Sternenstraßen sind fixierte Beobachtungszentren miteinander verbunden. Diese Beobachtungszentren und Visurlinien wurden in der Natur festgelegt, indem man einerseits natürliche landschaftlich prägnante Fixpunkte auswählte und Markierungen anbrachte oder direkt künstliche schuf. Auf diese Art und Weise entstand über großräumige Gebiete hinweg ein netzartig und strahlenförmig vermessenes Gelände mit in die Landschaft geprägten Kalenderuhren. Wir werden sehen, dass unsere Vorfahren auch transportable Sonnenkompassse benutzten, um sich auf unserer Erde zurechtzufinden, und sogar Landkarten herstellten.

Seit einigen Jahren untersucht die Archäo-Astronomie den Zusammenhang zwischen der Anordnung alter Baukörper zu den Himmelsrichtungen bzw. magnetischen Polen, aber auch zu den Himmelslinien, die die Ausrichtung einzelner Bauteile bestimmen können. Andererseits scheint die Anordnung von heiligen Stätten oder auch Bauwerken nach Sternbildern vorgenommen worden zu sein, ja es handelt sich um ein regelrechtes Planungsprinzip. Denn durch die Spiegelung von Sternbildern auf die Erdoberfläche wurde auch die Einheit des Menschen mit der Natur (Erde) und dem Kosmos (Gottesprinzip) in Einklang mit dem heidnischen und heidnisch-christlichen Glauben hergestellt.

Als bekanntes Beispiel sollen die drei großen Pyramiden von Gizeh (Ägypten) genannt werden, deren Anordnung mit den Gürtel-

Sternen des Sternbilds Orion große Ähnlichkeit hat, während die Grundrissflächen nach den Himmelsrichtungen ausgerichtet sind (Bauval/Hancock, 1996).

Der Philologe Xavier Guichard (1994) kam über das Studium alter Sprachen und Ortsnamen auf das Phänomen der vorgeschichtlichen Vermessung. Er stellte fest, dass bestimmte Typen von Ortsnamen über ganz Europa verbreitet und durch Liniensysteme verbunden werden können, woraus ein alteuropäisches Vermessungsnetz rekonstruiert werden kann. Etwa 500 Ortsnamen mit Alesia/Calais-Wörtern und -Wortstämmen in Europa liegen auf einem Längensystem, bestehend aus Längenkreisen (Meridianen), die mit unseren Längenkreisen im Bereich Mitteleuropas übereinstimmen. Bereits der für seine Arbeit wissenschaftlich ausgezeichnete französische Autor Gosselin zeigte 1786 durch einen Vergleich der Geographien von Strabo und Ptolomäus, dass es eine uralte Tradition der Vermessungskunst gab, in der noch heutzutage Reste einer nahezu perfektionierten astronomischen Wissenschaft entdeckt werden können.

Horizontalkalender in Amerika

Überall in Nordamerika waren Horizontalkalender vorhanden, die wie auch in Europa durch die (bewußte?) Unwissenheit nicht beachtet und deshalb zerstört wurden. Werner Müller berichtet über einen verkieselten Baumstumpf als Beobachtungspunkt östlich Zuni (New Mexico). Zu den markanten Punkten einer Visurlinie gehörte der aus einer hufeisenförmige Mauer bestehende, nach Osten geöffnete Matsakya-Schrein (Fewkes, 1891, vgl. 1898), der sich eine halbe Stunde von Zuni in südöstlicher Richtung befindet. Von hier aus wurden die nach Norden rückenden Sonnenorte der ersten Jahreshälfte angepeilt (Cushing, 1882/3, S. 38f.).

James Teit befasst sich mit dem Kalender der Inlandsalish am Thompson River (Kanada). »Die Indianer vermögen Solstitien bis auf einen Tag zu fixieren durch die Position der Sonne zu bestimmten Bäumen oder anderen Landmarken auf den Bergen. Es gibt da

an festgelegten Orten Sitzgelegenheiten in der Nähe. Dorthin begeben sie sich oft, wenn sie die Wenden nahe glauben« (Teit, 1900, S. 239).

Auf einem schmalen Sims des *Fajada Butte* im Chaco Canyon (New Mexico), ungefähr zehn Meter unterhalb des Gipfels, waren mehrere Steinplatten aufgestellt, durch Spalten getrennt. Das durchfallende Licht der Morgensonne wurde kunstvoll eingegrenzt und gelenkt. Es zauberte zu den Sonnenwenden und Tagundnachtgleichen unübersehbare Lichtspiele auf zwei in den Felsen gehauene Spiralen. Zur Sommersonnenwende wandert 18 Minuten lang ein Sonnenpfeil senkrecht von oben nach unten durch die Mitte der großen Spirale. Zur Winterwende berühren zwei solcher Pfeile das Felsbild an beiden Rändern. Zu den Tagundnachtgleichen tritt die kleinere Spirale in Aktion: der Lichtpfeil durchschneidet ihr Zentrum (Sofaer et al. in »Science«, 206, 1979, S. 283-291).

Das bekannteste steinerne Kalendarium in Amerika ist das *Medizinrad* (Mediane Wheel) in Wyoming. In der Nabe dieser radförmigen Anlage erhebt sich ein kleiner Ringwall, das Visurzentrum, in dem ein Mensch stehen kann und von dem 28 Steinhmen ausstrahlen. Ein aus Steinen zusammengefügtter ovaler Ring umschließt diesen Stern. In den Haupthimmelsrichtungen lehnen sich kleinere Ausbauten an diese Umfassung an. John Eddy – vom *National Center of Atmosphere Research* in Boulder – erkannte als erster den Kalenderzweck des Rades (Eddy in »Science«, 184/ 1974, S. 1035-1043). Die erst 1884 von Gustav Holm entdeckten Angmassalik an der Ostküste Grönlands verstehen an der Position der Sonne mehr als nur den kürzesten Tag abzulesen (Holm, 1914).

Wenn es in Amerika und Europa Horizontalkalender gibt, dann erscheinen die im ersten Kapitel beschriebenen Steinkreise nicht als *zufälliges* Phantasieprodukt, sondern als Glied in einer Kette. Der bekannteste amerikanische Kreis wurde in der Stadtmitte von Miami (Florida) mit einem Durchmesser von 11,40 Metern entdeckt. Er besteht aus zwanzig großen und vielen kleinen Löchern, die in den aus Kalkstein bestehenden Untergrund eingegraben sind (Archaeology Online, 28.9.1999). Nach Carr soll der Kreis 1000 bis 2000 Jahre alt sein und mit einer Ost-West-Achse astronomisch

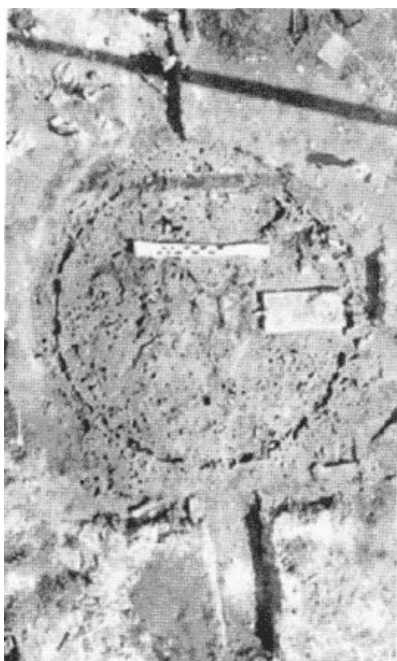


Abb. 31: Steinkreise. Oben: Der (keltische) Kreis von Miami (Luftaufnahme). Rechts: Auf einer von Thor Heyerdahl ausgegrabenen Maoi-Statue (Osterinsel) ist ein für die Südsee atypisches Schiff mit Masten (Hinweispeil) eingraviert, das sehr groß ist. Auch ein Steinkreis ist hier vorhanden.



auf die Sonnenbahn ausgerichtet sein (u.a. Tagundnachtgleiche) – typisch megalithisch-keltische Merkmale.

In der Alten Welt wurden entsprechende Konstruktionen auf ein Alter von über 3000 Jahren geschätzt. Deutlich wird, dass sich ähnelnde Konstruktionen in Amerika und Europa durch eine Zeitbarriere von über eintausend Jahren getrennt sind. Handelt es sich um überflüssige, *streichenswerte Phantomzeiten in West- und Mitteleuropa*? Wenn es Horizontalkalender und Steinkreise in Amerika gibt, sollten dort auch Sternenstraßen zu finden sein.

Bei meinen Recherchen über die sich früher fast flächendeckend erstreckenden, inzwischen aber weitgehend zerstörten *Earthworks* (Erdwerke) und Mounds (Hügelgräber) in Ohio (Vereinigte Staaten), die den bronzezeitlichen in Europa gleichen, wurde ich erstmals auf eine amerikanische Sternenstraße aufmerksam.

Ephraim Squier und Edwin Davis dokumentierten in ihrem Standardwerk »Ancient Monuments of the Mississippi Valley« (aus dem Jahr 1848) viele Erdwerke, die heute nicht mehr vorhanden sind, u. a. zwei Erdwerke in Newark (Ohio). Sie zeichneten hiervon ausgehend parallel verlaufende Erdwälle ein und vermerkten, dass diese *Straße* über 2,5 Meilen in südlicher Richtung verlief. Bereits 28 Jahre vorher hatte Caleb Atwater in »Descriptions of the Antiquities Discovered in the State of Ohio« auf wahrscheinlich 30 Meilen lange *Straßen* hingewiesen. Derartiges wurde von den Archäologen bis vor kurzer Zeit überhaupt nicht zur Kenntnis genommen. Man muss feststellen, dass die der *Hopewell-Kultur* zugeschriebenen Bauwerke (-100 bis +400) selten und wenn, dann oft nur ansatzweise wirklich untersucht wurden, wie ich vor Ort feststellen konnte.

Das mag verständlich sein, wenn man einer Kultur einen Namen gibt, aber außer ein paar Artefakten fast nichts von ihr kennt, ja noch nicht einmal weiß, woher diese Leute stammen, wie sie sich selbst nannten, woher sie ihr Wissen hatten und warum sie diese Bauwerke errichteten. Nach meiner Meinung weisen die amerikanischen Hügelgräber und Erdwerke auf eine transatlantische Verbindung zu Europa hin, denn Hügelgräber wurden in Europa nicht nur in der Bronzezeit, sondern bis ins Mittelalter hinein auch von Nordgermanen (Wikingern) errichtet.

Im amerikanischen Magazin »Archaeology« (November/Dezember 1995) veröffentlichte Bradley T. Lepper (Kurator für Archäologie bei der *Ohio Historical Society*) seine neuen Untersuchungen. Er verfolgte die durch Erdwälle begrenzte Straße *Great Hopewell Road* vom Flugzeug aus. Von Newark startend zieht sie sich pfeilgerade über ungefähr 100 Kilometer in südliche Richtung bis in die Nähe der Stadt Chillicothe (Ohio) hin. Heutzutage sind nur noch kleine Reststücke dieser Straße vorhanden. Aber

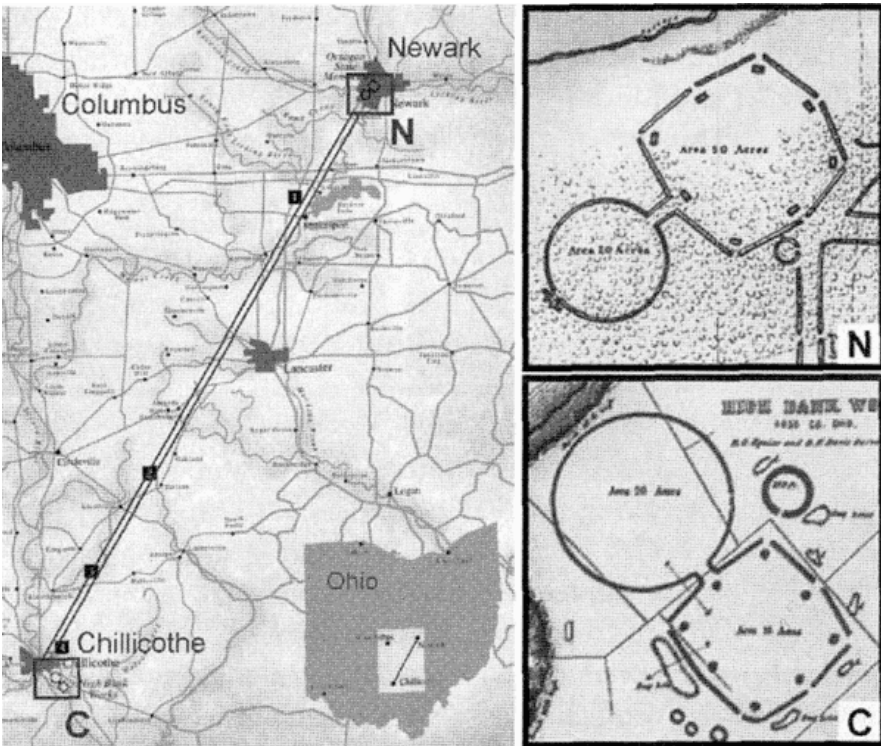


Abb. 32: Sternenstraße. Zwei amerikanische Keltenschanzen befinden sich am Ende einer geraden einhundert Kilometer langen prähistorischen Straße im US-Bundesstaat Ohio. Zeichnung nach »Archaeology« (November/Dezember 1995).

man konnte den Verlauf durch den Einsatz einer Infrarotkamera verfolgen.

Im *Octagon State Memorial* in Newark (Ohio) bestehen die Reste der geometrisch konstruierten Anlage (*Newark Works*) aus Erdwällen, die einen Kreis bilden, der mit einem Achteck verbunden ist. Hiervon gehen durch Erdwälle gesäumte Straßen in mehrere Richtungen aus. Am Ende der einhundert Kilometer langen Straße bei Chillicothe befinden sich auch mehrere *Hopewell Mounds* und *Earthworks*. Eine dieser Anlagen gleicht derjenigen in Newark, die 100 Kilometer entfernt ist: Der Kreis ist identisch, jedoch das Achteck in Newark ist bei gleicher Konstruktion größer ausgebildet. Allerdings, die Ausrichtung beider Anlagen ist um genau

90 Grad gegeneinander gedreht. Die Archäo-Astronomen Ray Hively und Robert Hörn vom *Earlham College* in Richmond sind der Ansicht, dass diese Anlagen der Himmelsobservation dienten. Eine Hauptachse der Anlage (Himmelslinie) zeigt auf den nördlichsten Untergangspunkt des Mondes am Horizont. Dieses Szenario ereignet sich nur alle 18,6 Jahre.

Professor James P. Scherz von der *Universität Wisconsin* in Madison gab mir anlässlich der Eröffnung der Ausstellung *Ancient Mysteries* in Wien im Jahre 2001 seine Dokumentation über die Vermessung der *Newark Works*. Sein Team hatte vor einigen Jahren mit modernen Vermessungsgeräten festgestellt, dass in dem symmetrischen Achteck ein exaktes Quadrat mit einer Kantenlänge von 606 Fuß konstruiert werden kann. Die *Newark Works* liegen ungefähr auf dem 40. Breitengrad, für den die Länge der zugehörigen nautischen Meile 6070,8 Fuß beträgt (Scherz, 2001, S. 15). Diese nautische Meile entspricht einer Bogenminute des Erdumfangs und andererseits dem Zehnfachen von einem Stadion, einem *altgriechischen* Wegmaß. 600 Stadien (60 mal 10) wiederum entsprechen genau einem Bogengrad des Erdumfangs, das wiederum aus 60 Bogenminuten besteht. Genau genommen hängt die genaue Länge des Stadions von der jeweiligen geographischen Breite ab. Interessant ist auch, dass das in der Schifffahrt benutzte alte Längenmaß *Faden* mit sechs englischen Fuß ungefähr $\frac{1}{1000}$ der nautischen Meile beträgt.

Bradley T. Lepper gibt zu bedenken, dass die anscheinend nachgewiesene *Great Hopewell Road* nicht die einzige *Straße* in Amerika darstellt (übersetzt, HJZ): »Da es Übereinstimmungen in verschiedenen, durch Raum und Zeit voneinander getrennten Kulturen gibt, sollte die Frage diskutiert werden, ob solche Straßen in Amerika nicht großflächig verteilt vorhanden waren. Damit würde die Great Ohio Road keine Anomalie darstellen« (»Archaeology«, November/Dezember 1995, S. 56).

In der Klassischen Periode (1150-1450) errichtete die Hohokam-Kultur mehrstöckige Lehmhäuser (Casa Grande), über hundert Kilometer lange Bewässerungskanäle (»Journal of Field Archaeology«, 20/1993, S. 77-909) sowie Verbindungsstraßen (»Journal of Field Archaeology«, 25/1998, S. 89-96) in Arizona.

Transatlantische Maßsysteme

Beiderseits des Atlantiks scheint die *altgriechische* Maßeinheit Stadion bekannt gewesen zu sein. Interessant ist, dass die *Pyramiden-Elle* $\frac{1}{400}$ des Stadions entspricht und »als Neolithisches Maß in Odry (Westpreußen) und als antikes Maß in Griechenland (Pechys) verwendet wurde« (Meier, 1999, S. 511). In Mittel- und Westeuropa liegt den beschriebenen Ordnungssystemen (Sternenstraßen) in der Landschaft die Verwendung des *Stadions* zugrunde. Goslar Carstens ermittelte, dass die heidnischen Heiligtümer und die mit der ersten irischen Christianisierung errichteten Kirchen Schleswig-Holsteins und Skandinaviens in *heiligen Entfernungen* zueinander liegen, die sich aus 30, 60 und 120 Stadien ergeben (Carstens, 1982, S. 20).

Dass die Träger der Megalithkultur bei ihren Bauwerken das megalithische Yard und die megalithische Elle verwandten, ist seit den Forschungsergebnissen von Alexander Thom (1967) unbestritten.

Albrecht Kottmann (1988, S. 7) untersuchte Maßeinheiten bei den Ägyptern, Griechen, Phöniziern, auf Malta sowie Kreta, und als alle Zweifel über die im Mittelmeerraum üblichen standardisierten Maßeinheiten ausgeräumt waren, verglich er sie mit Maßen an den Indianerbauten Amerikas. Zur großen Überraschung stimmten beide dort verwendeten Längenmaße mit den Maßen im Mittelmeerraum überein. Die Vergleiche alter Längenmaßsysteme, die auch Grundlage der alten Bauwerke und Sternenstraßen bilden, sind interessante Aufgabengebiete, die den Umfang dieses Buches sprengen würden. »Die Möglichkeit, dass dieselben Maßeinheiten an zwei Stellen der Erde unabhängig entwickelt worden sind, ist als sehr unwahrscheinlich auszuschließen« (Kottmann, 1988, S. 229). Nur gelegentliche Besuche von Seefahrern können nicht zur bleibenden Übertragung von Maßeinheiten geführt haben. Es muss eine transatlantische Verbindung gegeben haben, die die Übertragung erleichterte – wie die *Grönlandbrücke* als Landbrücke zwischen Nordamerika und Europa.

Die mittelalterlichen Karten, die mit den Entdeckungsreisen Ende des 15. und im 16. Jhs. gezeichnet wurden, sind sehr ungenau und

verzerrt gezeichnet, da man zwar die geographische Breite sehr leicht bestimmen kann, nicht aber die geographische Länge. Es gibt jedoch ältere Karten, die so genannten Portolankarten, die sich durch winkeltreue Abbildungen der Erdoberfläche auszeichnen.

Man weiß nicht, wie diese Portolankarten im Altertum hergestellt werden konnten, von denen noch 130 aus dem 13. bis 16. Jh. existieren. Es scheint, dass sie aufgrund von gemessenen geographischen Koordinaten angefertigt wurden, lange vor Kolumbus, denn auch Amerika und die eisfreie Antarktis wurden, lange vor ihrer offiziellen Entdeckung, genau vermessen und abgebildet. Diese absolut unbestreitbare Tatsache und die erstaunliche Genauigkeit der Portolankarten passen nicht in das uns vermittelte Bild vom Ablauf der Geschichte – unser offizielles Weltbild ist falsch.

Wie konnte man im Altertum derart genaue Karten herstellen? Dieses offiziell nicht diskutierte Thema könnte seine Lösung in der Verwendung der zuvor diskutierten Horizontalvermessung finden. Zuerst einmal ist kaum bekannt, dass rund um das Mittelmeer an den Küsten Hunderte von antiken Leuchttürmen standen, die auch der Nachrichtenübermittlung dienten. Nach einem Bericht des *Josephus Flavius* soll das »Feuer des Pharos von Alexandria« ungefähr 57 Kilometer weit geleuchtet haben.

Der Orientierung dienten ferner markante Bauwerke an Land oder vorhandene Zeichen. Andererseits war die Landoberfläche mit Horizontalkalendern vermessen, die als Kompass der Bestimmung des Sonnen- und Mondlaufs dienten. Diese Horizontalkalender ergeben eine Art Windrose, wenn man die einzelnen, am Horizont fixierten Punkte mit dem Beobachtungspunkt verbindet. Auf den Portolankarten sind so genannte *Windstrichlinien-Systeme* eingezeichnet, wie auf der Karte von Piri Reis. Diese Windstrichsysteme sind durch Strahlen untereinander verbunden. Der Seefahrer kann mit Hilfe dieser Windrosen aus einer Portolankarte den Kurs erfahren, indem er die beiden Orte verbindet, einen parallel dazu verlaufenden *Windstrich* als Richtungsstrahl aussucht und diesen bis zum Knotenpunkt verfolgt und auf der Windrose den Kurs abliest (Minow, 1994). Die scheinbar kuriosen *Windstriche* stellen offenbar Richtungsnetze dar, die auch mit dem uralten Vermessungsnetz

(Horizontalkalender) in Verbindung stehen oder sogar aus diesem heraus entwickelt wurden. Die Windstrich-Liniensysteme wurden bei den uns bekannten Portolankarten aber nicht aus der Vermessung der Landschaft entnommen und übertragen, sondern man zeichnete zuerst dieses System auf eine Karte und übertrug erst dann vor Ort die gewonnenen Vermessungspunkte.

Derart großräumige Vermessungen setzen eine zentral geleitete Organisation, Vermessungsgeräte sowie spezielle wissenschaftliche und vor allem mathematische Kenntnisse voraus. Die Kugelgestalt der Erde war diesen Kulturen vertraut. Den Römern traut man diese Leistungen offiziell nicht zu. Die Ursprünge liegen weiter zurück, wahrscheinlich in der Megalithzeit, wenn nicht sogar in der fehlinterpretierten Steinzeit. Ein Archiv alter Karten sollen die Templer in La Rochelle (Frankreich) an der Atlantikküste besessen haben. Um 1300 tauchten Portolankarten auf Mallorca und in anderen Mittelmeerhäfen auf.

Straßen der Maya

Auch in Amerika wurden exakte Vermessungen vorgenommen und sogar schnurgerade (Windstrich-)Straßen gebaut, die sich sternförmig in bestimmten Zentren trafen. Im 16. Jh. fragten die spanischen Eroberer nach dem Sinn der langen geraden Straßen, die die Maya-Zentren in Yukatan (Mexiko) verbanden. Sie wurden von den Maya wie unsere Milchstraße *Sache* (weiße Straße) genannt, da die Oberfläche der aus Geröll bestehenden und an den Rändern durch große Steinblöcke befestigten Straßen (*Sacbe-ob*) in der Regel aus einem Gemisch von weißem gebrannten Kalk und Gips aus den Höhlen Yukatans hergestellt wurde. Diese Mischung zieht kein Wasser an sich, ist also einerseits *nicht* hygroskopisch (Wasser an sich ziehend) und andererseits so hart wie Beton. Die Deckschicht besteht aus flachen, hellen Kalksteinen, deren Spalten und Fugen mit einem Kalkmörtelbrei ausgegossen wurden, der zementartig erstarrte und die Dämme wetterfest machte. Dieser Konstruktionsaufbau weist für Tropengebiete einen fast unschätzbaren Vorteil aus: Denn die

Straßenoberfläche erhitzt sich nicht so stark wie die der heutzutage üblichen Teerstraßen. Diese Maya-Straßen sind daher im Gegensatz zu modernen Straßen kaum reparaturanfällig.

Sie »wurden über teils sumpfige Einsenkungen des welligen Karstlandes auf hohen, aus Steinen gemauerten Dämmen hinweggeführt. Die längste zieht sich wie ein schnurgerader Pfeil fast ohne Windungen von Cobá, nahe der Ostküste Yukatans, westlich nach Yaxuná, südlich von Chichén Itzá, und erreicht eine Länge von annähernd 100 Kilometern. Sie ist auch heute im Gelände noch teilweise gut zu erkennen« (Prem/Dyckerhoff, 1986, S. 288). Es ist zu vermuten, dass die 100 Kilometer lange Straße von Cobá über Chichén Itzá hinaus auch nach Mayapan und Uxmal geführt wurde. Das wären allein 300 Kilometer.

Cobá (Mexiko) war ein Knotenpunkt des ausgedehnten Straßennetzes. Hier begannen Fernstraßen, deren Reste einen weiteren Verlauf wahrscheinlich nach Cozumel und Tulum vermuten lassen. Mittels Infrarot- und Luftaufnahmen u.a. der NASA (»National Geographie«, Nov. 1992, S. 104 f.) ist bewiesen, dass die Maya-Städte mit einem großen Straßennetz untereinander verbunden waren.

Diese außerordentlichen Ingenieurleistungen stehen unseren heutigen kaum nach. Das Straßensystem, welches mich an die *Keltenstraßen* erinnert, kann nicht das Werk eines angeblichen *Steinzeitvolkes* gewesen sein. Die Existenz der Maya-Straßen wird – wenn überhaupt – in Fachbüchern nur am Rande erwähnt, wovon sich jeder interessierte Leser selbst überzeugen kann. Wird die Existenz der Dammstraßen nur aus Scham verschwiegen? Oder steckt mehr dahinter? Nach den Büchern des Chilam Balam (Maya-Handschriften) verbanden die *Sacbe-ob* als in den Himmel führende Bänder auch symbolhaft die Menschen mit den Göttern – eigentlich ein keltisches Prinzip. Handelt es sich um bisher nicht erkannte Sternenstraßen? Offiziell werden diese Straßen als Zeremonialstraßen charakterisiert, da die Indianer in Amerika angeblich kein Rad kannten, obwohl man mehrfach Spielzeug mit Rädern gefunden hat.

Falls es sich um reine Zeremonialstraßen gehandelt hat, fragt sich, warum die breiteste in Cobá immerhin zwanzig Meter breit ist,

während Fernstraßen in der Regel mit einer Breite von 3,60 Metern bis zu 10 Metern errichtet wurden. Warum war die Güte der Konstruktion derart solide, dass die Straßen über eintausend Jahre der Witterung trotzten? Warum nivellierten die Maya auch kleinste Unebenheiten und walzten die Oberfläche der Straßen sorgfältig? Eine fünf Tonnen schwere Straßenwalze, zu deren Bedienung 15 Menschen (Zug- und Lasttiere waren angeblich unbekannt) erforderlich waren, konnte ich in Cobá besichtigen.

Warum führten die Fernstraßen durch Seen und Flüsse, ja überbrückten Täler in bis zu dreißig Metern Höhe und durchschnitten höher liegendes Gelände, sodass die *Sacbe-ob kaum Steigungen* aufweisen? Warum stützten sie die Straßen in sumpfigem Gelände mit derart soliden Fundamenten ab, dass diese bis heute noch nicht absinken? Trieben sie auf den Straßen Last- oder Zugtiere, ritten sie darauf? Laut Lehrmeinung waren den Maya ja Last- und Zugtiere unbekannt.

Je schwerere Lasten man transportieren will, desto stabiler muss die Fundamentierung ausgebildet sein, einen ingenieurmäßig geplanten Aufbau aufweisen und vor allem eben sein. Für diesen Zweck gibt es heutzutage einen ganzen Normenkatalog. Pilger hätten auch auf einer *dem natürlichen Geländeprofil folgenden Straße* wandern können, die einen viel geringer dimensionierten Unterbau erfordert hätten.

Die *Sacbe-ob* der Maya waren eindeutig für Schwerlastverkehr ausgelegt, wofür auch die nivellierte und glatt gewalzte Straßenoberfläche spricht. Wurden auf diesen Straßen Schwer- und Massengüter (Steine, Baumaterial, Lebensmittel, Versorgungsgüter), vielleicht sogar komplette flach konstruierte Schiffe transportiert? Aber die Maya waren doch gar keine Seemacht? Zu diesem Zeitpunkt waren die Wikinger (Normannen) die beherrschende Seemacht auf dem Atlantik. Allerdings befuhren zu dieser Zeit auch Schiffe aus dem chinesischen und indischen Raum die Weltmeere und pflegten Handelsbeziehungen mit Amerika (Fotos 5 und 6).

8 Weltreisende Wikinger

Mittel- und südamerikanische Kulturen des Mittelalters wurden von asiatischen, aber auch weißen Einwanderern beeinflusst oder gehen teilweise auf diese zurück. Die Alteuropäer gründeten neue Reiche – wie das Imperium der Inka. Ihre Anführer waren weiße Götter, im keltischen Glauben erzogene Krieger und Kulturbringer, die das Christentum lange vor Kolumbus nach Amerika brachten.

Wikinger in Mittelamerika

Die geraden, breiten, nivellierten Dammstraßen der Maya (Sacbeob) mit festem Unterbau waren ideal dazu geeignet, um große Lasten auf Rollen zu transportieren, vielleicht auch die flach und breit konstruierten Drachenschiffe der Wikinger. Nach Joachim Rittstieg (2001) entdeckten die Wikinger bereits 754 Mittelamerika.

i Diese Wikinger (Danen) waren vielleicht Angeln aus Jütland – keine Wikinger aus Island oder Grönland – und kamen über Irland oder Spanien. Der britische König Alfred der Große schreibt um 1000 in seinen Annalen, dass der Wikinger Ottar von Halogaland für eine Fahrt nach Särkland bei gutem Wind dreißig Tage brauchte, während nach Island nur drei Tage benötigt wurden. Särkland (= das Land hinter dem Meer oder das *Drüben-Land*) wird allgemein als ein von den Sarazenen beherrschtes Gebiet (um Bagdad) angesehen. Nur, bis dorthin brauchten die Wikinger wesentlich weniger Zeit.

Eric Graf Oxenstierna schreibt in seinem Buch »Die Wikinger« (1979, S. 91): »Schwedische Runensteine erwähnen Personen, die in ›Särkland‹ waren. Damit wird wohl kaum das Land der Sarazenen

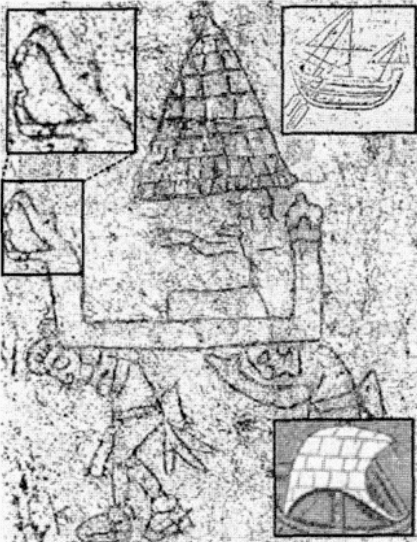


Abb. 33: Maya-Drachenboot. Das Graffito in Rio Bec B soll eine Sänfte darstellen. Ungewöhnlich ist neben der Ausbildung des Bugs als Drachenkopf (linkes Insert) das dreieckig dargestellte Segel auf dem Maya-Bild. Die entsprechende Form eines Segels finden wir auf einem römischen Relief in Leptis Magna (rechtes Insert: Zeichnung W. Werner). Das dreieckige Segel dürfte ein Lateinsegel darstellen, die älteste und vielleicht echtste, reinste bekannte Form des Segels – wahrscheinlich aus dem arabisch-indischen Raum stammend.

Besonders bei Seitenwind erleichtert dieses Segel das Kreuzen. Das Insert rechts unten zeigt ein antikes Handelsschiff am Hafen von Classe, aus einem Mosaik des 6. Jhs. (Apollinare Nuovo, Ravenna). Interessant ist das Flickensegel, so wie es auch auf dem Maya-Bild dargestellt wird. Stellt das mesoamerikanische Graffito ein nordisches oder phönizisches Schiff mit Lateinsegel dar, das von seiner Besatzung getragen wird?

gemeint sein, sondern das Seidenland.« Mit Seidenland meint Oxenstierna China, denn man fand chinesische Seide in einem Wikingergrab in Birka. Erstaunlich ist auch der Fund einer Geldtasche aus indischer Eidechsenhaut in Schweden.

Wo auch immer Särkland lag, es war in Übersee, ist aber gewiss nicht im Mittelmeerraum zu suchen, denn es war eine lange Seereise erforderlich. Auf jeden Fall gibt es einige Hinweise auf Wikinger bei den Maya, Azteken und Tolteken. Charakteristisch sind dort Darstellungen von Kriegern mit Rundschild und Schwert, der typischen Bewaffnung der Nordmänner.

Ein Jahrhundert mit Not, Kriegen, Versklavung und Plünderungen war wohl zu viel für die Nordgermanen (Wikinger). Die mit Feuer und Schwert durchgeführte Ausbreitung des römisch-päpstlichen Christentums bedeutete für alle Besiegten, dass sie nicht nur ihr

Hab und Gut an die Christianisierer verloren, sondern oft auch ihr Leben. Die Folge war, dass von 1000 bis 1040, ohne Wissen der Kirche, eine heimliche Flucht auf den Langschiffen einsetzte. Die Heiden verließen die an der Ostsee gelegene Stadt Haithabu, zu der nach alten Quellen bis zu 3500 Schiffe gehört haben sollen. Die letzten Auswanderer zündeten ihre Stadt an, sodass dann ab 1047 die Stadtfläche von Haithabu von der Domstadt Schleswig als Ackerland verpachtet wurde. Eine Um- oder Aussiedlung einer derart großen Bevölkerung in andere Gebiete Europas ist in den geschichtlichen Quellen nicht verzeichnet ...

Auf einer Ruinenwand der durch eine Stadtmauer umgebenen Hafenstadt Tulum an der Ostküste von Yukatan (Mexiko), dem vermuteten Stützpunkt der Wikinger, befindet sich ein in Stuck modellierter Bulle. Die Ruine wird in das 10. Jh. datiert. Rinder wurden angeblich aber erst mit den Spaniern im 16. Jh. nach Mexiko eingeführt.

In dem Maya-Tempel der Krieger in Chichén Itzá fanden Archäologen wirklichkeitsgetreue Wandmalereien von weißen Männern mit langem, weißem Haar, die bei dem Versuch an Land zu gehen, von dunkleren Menschen (Nachkommen der Olmeken?) gefangen und gefesselt wurden. Die Erinnerung an weiße und bärtige Fremde, die ihren Vorfahren neue Erkenntnisse, Techniken und Handelswaren brachten, ist bei den Maya auf Yukatan genauso lebendig wie bei den Azteken des mexikanischen Hochlandes.

Um 1730 kam ein Buch mit dem Titel »Historia de la Provincia de San Vincente de Chiapas y Goathemala« heraus. P. Ximenez erzählt darin, dass aztekische Stämme wie die jüdischen in der Christenbibel auf ihren Wanderungen eine Art Bundeslade vor sich hertrugen. Die Träger mussten von Zeit zu Zeit ausgewechselt werden. Weiter wird berichtet, dass die Träger, wenn sie die Lade anhoben, ausriefen: *Neo manni*. Dieser Ausdruck klingt nach dem Ausruf *neue Männer*. Aber *neo* ist im Althochdeutschen ein verneinendes Zeitadverb (= nie) und wird entsprechend auch im Mittelhochdeutschen nur bei vergangener vollendeter gegenwärtiger Tätigkeit gebraucht. Wie kommt deutsches Sprachgut, eventuell über Lehnwörter, in alte indianische Erzählungen, wenn nicht durch transat-

lantische Kontakte vor der Fahrt des Kolumbus? Brachten diese Seefahrer auch die Geschichte von der Bundeslade *vorzeitig* nach Mittelamerika und umgekehrt Truthähne nach Europa?

Nach dem Einsturz zweier Türme und einiger Teile des Doms St. Peter in Schleswig im Jahr 1275 entstanden bis 1300 der hochgotische Hallenchor mit figürlichen Ausmalungen. Die frühgotischen Wandmalereien des Schleswiger Doms zeigen Szenen aus dem Leben Christi in Rotlinienmalerei. Unter der Szene *Kindermord* sind *Truthähne* abgebildet. Diese Tiere haben die Spanier aber erstmals 1530 in Mexiko angetroffen. Gotische Künstler können einen Truthahn aus eigener Anschauung im 13. Jh. *nach offizieller Ansicht* nicht gekannt haben, oder aber die Wikinger brachten diese Kenntnis oder sogar lebende Tiere aus Amerika mit nach Europa.

Diese Kunstwerke wurden erstmals um 1890 durch den Maler August Olbers restauriert. Fehlstellen in den stark zerstörten Tiermedaillonfriesen soll er nach *eigenen* Entwürfen durch vier Truthähne im Wechsel mit Füchsen ergänzt haben, denn sonst hätte ja nicht Kolumbus Amerika zuerst entdeckt! Der Kunsthistoriker Stange veröffentlichte 1940 sein Werk über den Dom zu Schleswig und dessen Wandmalereien. In einer Anmerkung erläuterte er, dass der Restaurator August Olbers angegeben hatte, den Tierfries im Jahr 1890 zu der mittelalterlichen Malerei *hinzugefügt*, also erstmals erschaffen zu haben. Jedoch seien nach Stange die Olberschen Hinzufügungen an der Art ihrer Ausführung gut zu erkennen, was bei besagtem Fries *nicht* der Fall sei, und zudem wären die Truthähne direkt auf mittelalterlichem Putz aufgetragen worden. Olbers hingegen hätte nur auf der von ihm aufgebrachten modernen (zusätzlichen) Tünchsicht gemalt. Weiter ging die Kritik nicht, schließlich hätte ein Dementi das herrschende Weltbild umgestürzt.

Der Bauhistoriker Meyer wies auf eine mögliche Fälschung hin, da in den Schleswiger Tierfriesen sonst immer zwei Tiere abwechselnd dargestellt seien, wie z. B. Hase und Adler. Nur der Truthahnfries mache mit der achtmaligen Wiederholung eines einzelnen Tieres eine Ausnahme. Allerdings hatte man vierzig Jahre nach Olbers die Malereien erneut restauriert, diesmal unter der

Oberleitung des Kunstmalers Professor Ernst Fey aus Berlin. Am Ende der Maßnahmen waren aus vier im Wechsel zu den Truthähnen gemalten Füchsen ebenfalls Truthähne geworden. Damit ist die Kritik Meyers hinfällig, denn es waren zumindest seit, und wahrscheinlich bereits vor 1890, zwei Tiere abwechselnd im Schleswiger Tierfriesenstil abgebildet. Unter Beachtung der Stellungnahme Stanges ist die Sache eindeutig: Bereits im 13. Jh. kannte man den Truthahn in Europa.

Nach R. Hennig sind die in Nordamerika weit verbreiteten Truthähne den Wikingern zur Versorgung mit Frischfleisch und gegen die Mangelkrankheit Skorbut hochwillkommen gewesen. Allerdings wurden nur die männlichen Exemplare nach Europa gebracht, weil Truthennen angeblich zu empfindlich für die lange Überfahrt auf hoher See waren. Deshalb gab es auch keine lange Zeiträume überlebende Truthahnfauna in Europa.

Hierzu passt sinngemäß eine dpa-Meldung vom 16. Juni 1999: »Britten graben 500 Jahre alte Bananenschalen aus ..., die zwischen anderem Müll aus der Zeit der Tudor-Könige gefunden wurden. Der Abfall überdauerte luftdicht abgeschlossen in einem ausgedienten Tank am Themseufer, in dem die Fische damals frisch gehalten wurden ... Der Fund stellt die Wissenschaft vor große Rätsel, denn bisher war man davon überzeugt, dass die Banane erst im 19. Jh. nach England eingeführt wurde.« Es muss wohl mehr als nur die Geschichte der Banane neu geschrieben werden ...

Alteuropäische Sprachwurzeln in Amerika

Falls Wikinger über einen längeren Zeitraum nach Mittelamerika fuhren, dann sollten auch einige Worte aus der Sprache dieser Wikinger erhalten geblieben sein. Tatsächlich gibt es Wörter, die in der nordeuropäischen Muttersprache der Siedler und in den Maya-Dialekten identisch sind. Sie entstammen teilweise dem *Westgermanischen*. Der Realschullehrer Joachim Rittstieg (2001, S. 255 ff.) lebte sechs Jahre in Mittelamerika und fand diese sensationellen Übereinstimmungen durch puren Zufall heraus. Denn er beherrscht An-

geliter Platt, eine westgermanische Mundart, die nur noch von wenigen Menschen in dem kleinen Gebiet Angeln, einem Teil Jütlands (Dänemark), gesprochen wird. Nicht ein einziger Sprachforscher der Maya-Sprachen würde eine solche Verbindung in Erwägung ziehen, könnte es auch nicht, da kein auf diesem Gebiet tätiger Wissenschaftler gleichzeitig altgermanische Sprachen und Maya-Dialekte beherrscht. Nach eigenen Angaben konnte sich Rittstieg mit drei Stammesältesten der Maya in Angelter Platt verständigen! »Die ersten spanischen Chronisten haben mit lateinischen Buchstaben in spanischer Phonetik die ›Götterlieder‹ (sie liegen im Archiv des *Museo del Prado* in Madrid) aufgeschrieben und erklärt, dass diese nicht in der Sprache des Volkes, sondern in ›Zuyua Than‹ (Sprache von Zuyua, HJZ) gesungen wurden ... Diese Sprache wurde von aztekischen und von Maya-Priestern gesprochen und von vielen Adligen in beiden Sprachgebieten. Wenn ein Adliger ein hohes Amt bekleiden wollte, musste er erst eine Prüfung in dieser Sprache ablegen ... (vgl. Roys, 1933; HJZ). Diese Sprache ›Zuyua Than‹ besteht zu einem großen Teil, wie sich nachprüfen lässt, aus *Westgermanischen Wörtern*« (Rittstieg, 2001, S. 255).

Die Sprache von Zuyua ist als eine Serie von Rätseln im Maya-Kodex »Chilam Balam of Chumayel« (Roys, 1933) dokumentiert. Brian Ross (1983) diskutiert diese im Magazin »American Ethnologist« (10/1983, S. 150-164) als streng geheime Sprache der Maya. Es gab Sprachverschiebungen, Änderungen und mannigfaltige Fremdeinflüsse. Aber das *Angelter Platt* scheint der alten Geheimsprache ähnlich zu sein. Viele dieser Worte sind scheinbar in die Maya- und Nahuatl-Sprachen eingeflossen und dort heimisch geworden. Die Maya hatten Schwierigkeiten, manche Wörter der Geheimsprache *Zuyua Than* richtig auszusprechen, da es bestimmte uns geläufige Konsonanten nicht gibt. So verwendeten sie beispielsweise für das *d* ein *y*, statt des *f* ein *s*, statt *r* ein *l* usw.

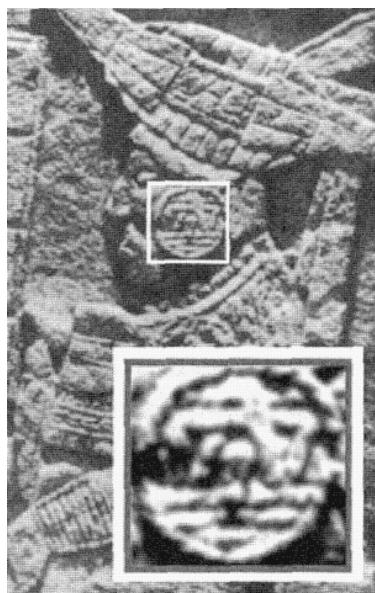
Ohne weiter auf Details und die Schwierigkeiten der Umsetzung von spanischer – in der die Maya-Wörter niedergeschrieben wurden – auf deutsche Phonetik einzugehen, möchte ich nur exemplarische Beispiele aus der *umfangreichen* Zusammenstellung Rittstiegs (2001, S. 259 ff.) präsentieren: *Hase* heißt in Maya *tochtl*,

exakt genauso wie in *Angeliter Platt, oder pizmicl* (Maya), der Ausdruck für eine Ameise, ähnelt auffallend *pismichl* in *Angeliter Platt*. Zum Vergleich deutsche Mundarten: im Ostniederdeutschen heißt Ameise *Pißmiere* und im Sächsischen *Pißämse* (Knoop, 1997, S. 46). Die Maya-Worte wurden dem Wörterbuch »Spanisch/Maya« entnommen.

Besonders bildhaft erscheinen Ausdrücke wie »Halt's Maul«, der in *Angeliter Platt* sowie in Maya (*Zuyua Than*) gleichermaßen »Hol Mul« übersetzt werden kann. Entsprechend wird »Ich muss mal« zu »ik mut mal« (*Angeliter Platt*) und »ik mut mol« (Maya-*Zuyua Than*). Sind das nur Phantasien eines Außenseiters? Falls dem nicht so wäre, handelt es sich um eine Sensation. Die in Mittelamerika dokumentierte Geheimsprache *Zuyua Than* sollte endlich offiziell untersucht werden.

Wenn auch westgermanisches Vokabular den Weg über die Geheimsprache *Zuyua Than* in die eigentliche Sprache der Maya gefunden haben kann, so stellten die Sprachwissenschaftler Arnold Leesberg (1903) und Kurt Schildmann (1980 und 1981) eine umfangreiche Liste von Wortgleichungen für die Sprachen der Semiten und Maya vor. Der Sprachvergleich stützt sich für die semitischen Worte auf das Vokabular des Alten Testaments (Fürst, 1876) und für die Maya-Sprachen auf Wortsammlungen des 18. und 19. Jhs., die weniger europäische Sprachelemente enthalten (Brasseur de Bourbourg, 1872). Handelt es sich um zufällige Parallelen, wenn man in Yukatan alte mexikanische Darstellungen des Davidsterns findet, beispielsweise zur Dekoration eines Ohrings?

Auch wenn scheinbar Besucher von der levantinischen Küste (Phönizier) in Mittelamerika präsent waren, soll von mir auf keinen Fall behauptet werden, die Sprache der Maya sei semitisch gewesen. Der Ursprung der Maya soll hier nicht untersucht werden. Zu berücksichtigen wäre auch, dass die Kultur der Olmeken, die für Vorfahren der Maya gehalten werden, offenbar stark durch die chinesische Shang-Kultur beeinflusst war. Das zeigen Artefakte aus Jade, Stein und Ton, die in Mittelamerika und im Südwesten der USA ausgegraben wurden. Die Inschriften auf den Gegenständen ähneln 3000 Jahre alten chinesischen Inschriften. Mike Xu von der



Semitisch (gespr.)	Maya (gespr.)	Deutsch
Yam	Yom	Meer, Welle
mokesch	mok	Knoten
malel	malel	welken
matah	mate	ausdehnen
taka	takah, tak	festmachen
tae!	talel, tal	gehen/ankommen
alah	elah	aufsteigen
avak	abak	Ruß/Staub
eitsah	istat	Rat, weise
tsar	tsiri	Feind, böse
tso'ah	tso'a	Kot
arok	rok	lang
sake!	zakol	vorsichtig
samal	schama	Norden
yalel	yahil	sich beklagen
schael	tschaol	beraten
chatan	ahatan	Ehepartner

Abb. 34: Semitisch. In Yukatan zeigt eine präkolumbische Abbildung ein Ohrgehänge mit einem »Davidstern« (Insert). Worttabelle Leesberg (1903) und Schildmann (1980 und 1981). (gespr. = gesprochen)

Texas Christian University brachte die amerikanischen Artefakte nach China. Die dortigen Experten glaubten, er lege lediglich neue Exemplare aus der chinesischen Shang-Zeit, zwischen –1600 und –1100, vor (aus: »Quarterly Journal of Shanghai Academy of Social Sciences«, 1999). Die Symbole für Landwirtschaft, Astronomie, Regen, Religion, Opfer, Sonne, Himmel, Baum und Wasser waren in beiden Kulturen nahezu identisch (BdW, 9.9.1999). Mittelamerika war anscheinend ein Schmelztiegel der Kulturen.

Kommen wir zurück zu den germanischen Sprachen. Vor Joachim Rittstieg wies bereits Brasseur de Bourbourg auf eine beträchtliche Zahl arischer Wurzeln, insbesondere in zwei Sprachen der Neuen Welt hin: die der Maya (u.a. Quiche-Dialekt) und die der Inka (Ketschua, auch: Quechua, Quichua). Aber wie in Mittelamerika hatten die Inka in Südamerika als Angehörige der *weißen* Aristokratie eine *Privatsprache*, die zu lernen dem gemeinen Volk verboten war. Dies kann eigentlich nur bedeuten, dass die Herrscherkaste – nicht das Volk an sich – aus der Fremde kam. Man hat

vergebens versucht, diese Sprache, die schon in der Zeit der Konquista verschwand, komplett zu rekonstruieren.

Wie auch Aleide d'Orbigny (1944) versuchten verschiedene Sprachforscher Zusammenhänge mit in Südamerika gesprochenen Sprachen der Eingeborenen herzustellen, beispielsweise der Sprache der Aymará, die um Tiahuanaco siedeln. Die wenigen uns bekannten Worte der Privatsprache der Inka sind auf jeden Fall nicht Aymará.

Jedenfalls kann in Bezug auf die Systematik der geschichtlichen Abläufe ein Zusammenhang zwischen der *Zuyua-Sprache in Mittelamerika und der Privatsprache der Inka* in Südamerika gesehen werden. Waren diese Privatsprachen die Heimatsprachen der Eroberer? Immerhin liegt die Herkunft der inkaischen Herrscherkaste im Dunkel der Geschichte. Keiner weiß, woher sie kamen. Die Inka waren – auch nach offizieller Darstellung – kein Volk im eigentlichen Sinn, sondern nur eine Adels- und Herrscherschicht, die die eingeborene Bevölkerung beherrscht hatte. Wer jetzt weiße oder blonde Inka erwartet, wird nicht enttäuscht.

Insgesamt hat man unzählige Mumien in prähistorischen Gräbern Perus gefunden, die zwei verschiedenen Menschentypen angehören. Die einen sind unleugbar mongolid und ähneln den noch heute dort ansässigen Indianern: schwarzes Haar, niedriger Wuchs und kurzer Kopf. Im Gegensatz dazu sind die anderen Mumien von hoher Statur, mit schmalen Gesicht, langem Schädel und hellen Haaren, alle Töne von braun bis strohblond einschließend.

Auch die Beschaffenheit der Haare unterscheidet sich, denn das Haar der Angehörigen der weißen Rasse ist feiner und leichter als das der Indianer. Außerdem ist der Querschnitt oval im Gegensatz zum runden des schwarzen Haares der Eingeborenen indoamerikanischer Rassen. Blondhaarige Mumien in Südamerika zeugen also nicht von einer Ausbleichung der Haare, die bei heutigen Eingeborenen in dieser Form auch nie zu beobachten ist.

Der Name des Inkaherrschers *Atahualpa* könnte aus dem Althochdeutschen (ahd.) abgeleitet werden, denn (f)ata(r) = der Vater – aber laut Wackernagel (1861, S. 324) auch: *Titel des Klostergeistlichen* – wird ergänzt durch *alpa*. Dies bedeutet ahd. *weißleiner Rock des Messdieners* (Wackernagel, 1861, S. 7). *Alpa* ist im Althochdeut-



Abb. 35: Runen. Unidentifizierte Runeninschrift (Auszug im Insert) in La Rioja (Argentinien).

sehen gleichbedeutend mit *alba* und dies bedeutet auch im Lateinischen: *weißes Gewand* oder *Feiertagskleid*. War der Inkaherrscher *Atabualpa* ein christlicher Diener Gottes?

Der bereits erwähnte Abt Etienne Brasseur de Bourbourg kam 1853 als Gemeindepfarrer in ein Gebiet von Guatemala, in dem die Quiché-Sprache der Maya gesprochen wird. Er analysierte das »Manuscrito de Chichicastenango«, bekannt als »Popol Vuh«, und veröffentlichte eine französische Übersetzung. Interessant in diesem Zusammenhang ist seine 1862 veröffentlichte »Grammaire de la langue quiché« (Bourbourg, 1862) über die Grammatik der Quiché-Sprache, die außer philologischen Anmerkungen ein umfangreiches Vokabular enthält, mit über dreihundert Worten unter Angabe ihrer dänischen, flämischen, englischen, französischen und lateinischen Wurzeln. Allerdings erwähnte er nur am Rande die gälischen (keltischen) Ursprünge vieler Worte, die stets mit germanischen Formen identisch oder ihnen ähnlich sind.

Die Sprache der teils hellhäutigen, blonden Mandan-Indianer, die 1838 durch eine Epidemie ausstarben, wies einige verblüffende Ähnlichkeiten mit dem Walisischen auf, u.a. *koorig* mit *corwyg* (Boot), *bara* mit *barra* (Brot), *her* mit *hen* (alt) ...

Oghamschrift auf Kolossalköpfen

Wenn es auch eine Beeinflussung der Privatsprache der weißen Götter (Zuyua-Sprache) in Mittelamerika durch altgermanische Idiome gab, muss die Sprache an sich aber nicht unbedingt europäischen Ursprungs sein. Lag der eigentliche Ursprung vielleicht noch ganz woanders: in Westafrika? Es gibt amerikanische Wissenschaftler, wie Constantine Rafinesque (1827/1828), welche die Herkunft der Zuyua-Sprache in West- und Nordafrika ansiedeln und bereits einen Einfluss vor -1000 bei den Olmeken sehen, worauf die Gesichtsausdrücke mit negroiden Nasen, wulstigen Lippen und scheinbar asiatischen Augenpartien der steinernen olmekischen Kolossalköpfe hindeuten. Aber auch Sprachvergleiche mit noch heute in Westafrika lebendigen Sprachen geben entsprechende Hinweise (vgl. Hau, 1978 und Winters, 1979).

Die präklassische Kultur der Olmeken, als *La-Venta-Kultur* bezeichnet, ist andererseits die angeblich älteste Hochkultur auf dem amerikanischen Kontinent. Sie begann ungefähr um -1200 und dauerte bis +400. Diese präkolumbische Hochkultur »von nicht nachzuahmendem Stil, deren Wurzeln nirgends zu finden sind ... weil sie jenseits des Ozeans liegen ...« (Soustelle, 1979) glänzte mit handwerklichen Techniken, künstlerischen, handwerklichen und architektonischen Leistungen, aber auch mit (steinzeitlich anmutender) Höhlenmalerei (Juxtlahuaca in Guerrero) und megalithischen Gräbern. Insbesondere in der Arithmetik und Kalenderberechnung inspirierte die La-Venta-Kultur andere meso-amerikanische Völker – die Maya bauten auf diesem Zahlenwissen auf.

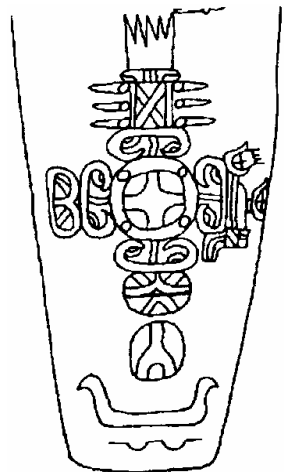


Abb. 36: Humboldt-Axt. Darstellung von Drachenschiff (auf fahrbarem Untersatz?) und Keltenkreuz auf der Humboldt-Axt (Olmeken-Kultur um -500) aus Mexiko. Sie besteht nach H. Fischer (1875) aus Nephrit, das in Neuseeland, China, Burma und Russland vorkommt.

Neil Steede machte mich bei unserer Diskussion in Wien auf Ogham-Buchstaben aufmerksam, die sich auf den 1,50 bis 3,40 Meter hohen Kolossalköpfen befinden sollen: Für mich ein Anlass, diese Steinkolosse vor Ort in Villahermosa (Mexiko) näher zu untersuchen. Tatsächlich stellen die tiefen Kratzer auf den Köpfen anscheinend Oghamtexte dar (Foto 80). Wurden sie später hinzugefügt? Nein, denn auf alten Fotos, die bei den Ausgrabungen gemacht wurden, kann man die Runen deutlich und für jeden sichtbar erkennen. Nur, niemand rechnet damit, in Mittelamerika Ogham-Inschriften aus der Alten Welt zu finden.

Und der zweite wichtige Gesichtspunkt ist, dass die Oghamschrift in La Venta mindestens 1600 und höchstens 3200 Jahre alt ist. Damit ist die Oghamschrift in Amerika älter, als sie in Europa mit einem Alter von ungefähr 1600 Jahren offiziell anerkannt wird. Dies stimmt nachdenklich. Wurde die Geschichte der Vorzeit und damit das Alter der Oghamschrift in der Alten Welt gefälscht, um unsere Vorfahren zu verachtungswürdigen Barbaren zu degradieren? Im Sinne dieser Fälschungsaktion liegt auch die Motivation der blutigen Christianisierer, denn so konnte man ohne Gewissensbisse mit *allen* zur Verfügung stehenden Mitteln »und zur Rechtfertigung vor der Geschichte und vor Gott« diese angeblich fürchterlichen barbarischen Heiden zivilisieren. Man fühlte sich zum Wohle der Heiden selbst förmlich zu einem solchen Schritt gezwungen.

Sehr interessant ist ein in Tres Zapotes (Mexiko) gefundener Kopf aus Ton, der aus der Olmeken-Kultur stammt und auf ein Alter von -800 datiert wird. Die Kopfbedeckung und der Bart erinnern eher an einen phönizischen Seefahrer als an einen Indianer. Brachten Phönizier die mit Rädern bestückten Spielzeuge als Handelsgut auf ihren Schiffen nach Amerika?

Interessant ist auch eine Untersuchung über den afrikanischen Einfluss auf die indianische *Landwirtschaft* (Winters, 1981). Es wurde auch vermutet, dass Afrikaner als Sklaven auf phönizischen Schiffen nach Amerika kamen. Denn alte Schriften dokumentieren, dass die Phönizier um Afrika herum segelten und auch an der westafrikanischen Küste Stützpunkte unterhielten. Aber errichtet man für Sklaven Kolossalköpfe? Ich meine eher nicht.



49

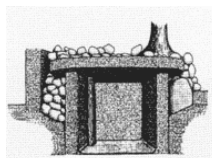
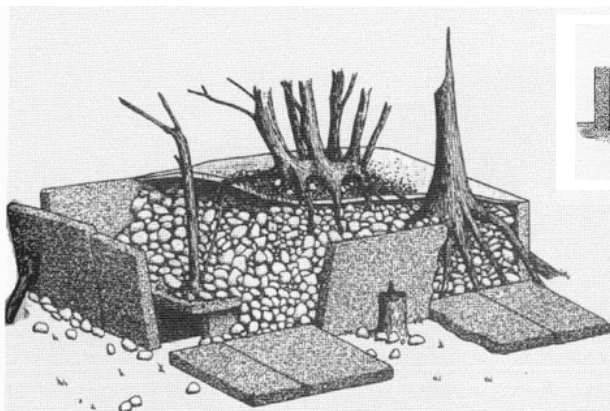
49 Das 40 Tonnen schwere und vier Meter hohe dreiteilige Haamonga-A-Maui Trilithon auf Tonga (Südsee) soll Teil eines nach keltischen Prinzipien astronomisch ausgerichteten Horizontalkalenders sein. Auf dem Riegel sind Visurlinien eingraviert, die auf die Punkte des Sonnenaufgangs am kürzesten und längsten Tag (Sonnenwenden) ausgerichtet sind.

50 Auf Tonga befinden sich bei Lapaha große steinerne Plattformen aus sorgsam zusammengesetzten großen (megalithischen) Steinblöcken.



50

51



51 Aus sorgsam behauenen Steinen errichtete Megalithgräber auf Rarotonga (in der Nähe von Tahiti) weisen eine ähnliche Konstruktion wie Gräber auf Tonga, in Südindien (vgl. Abb. 13) und in der alten Welt auf.

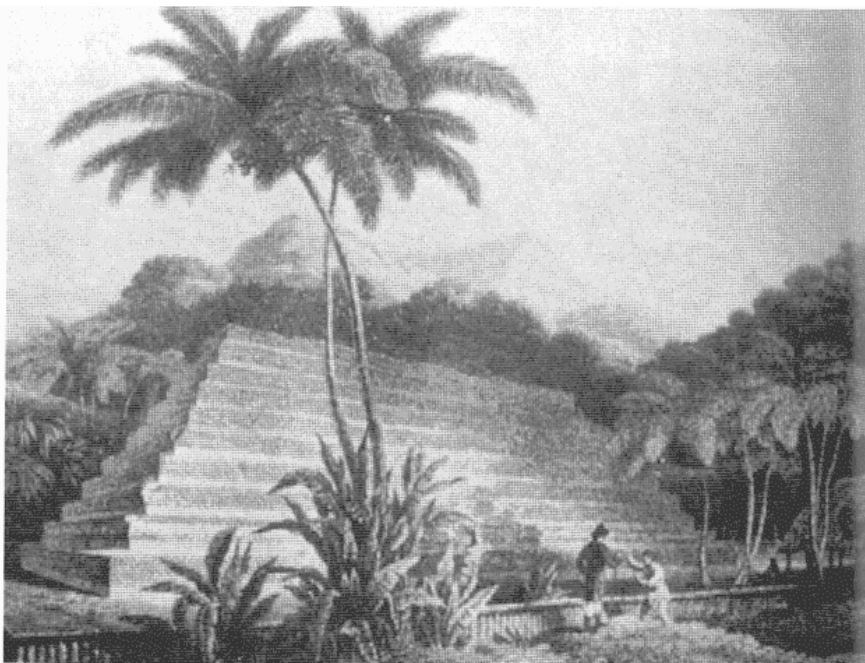
52



52 Vergleich zweier Kopfbedeckungen, die aus Hawaii (links) und dem antiken Griechenland (rechts) stammen. Abbildung Mitte: Helmdarstellungen auf einer Vase aus Attika.

53 Steinpyramide auf Tahiti in der Südsee. Aus: »The Voyage of the Duff«, 1799.

53





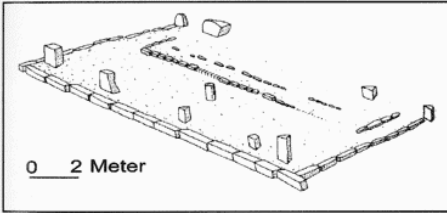
54

54 Eine gepflasterte (Kelten-)Straße auf der im Südpazifik gelegenen Insel Karotonga. Diese in Polynesien einzigartige Straße, Ara Metua (Alte Straße) genannt, führt 32 km lang rund um die Insel und soll über 1000 Jahre alt sein.

55 Römerstraße in keltischem Gebiet an der Grenze zwischen Yorkshire und Lancashire (England).



55



56

56 Die Ara Metua verbindet mehrere megalithische Anlagen auf Rarotonga.

57 Eine gepflasterte eisenzeitliche Straße in Borre Fen (Dänemark), Hunderte von Kilometern vom Römischen Reich entfernt.



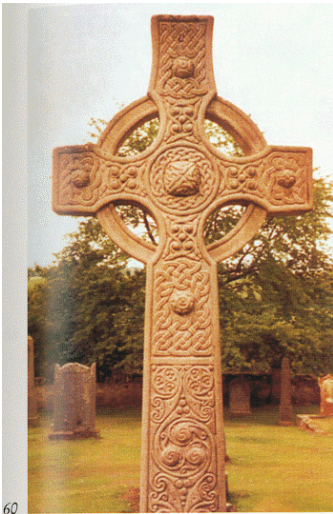
57



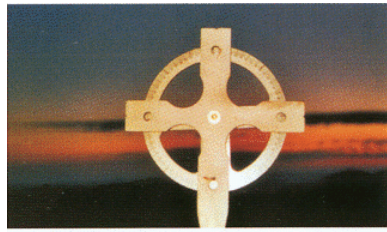
58 Links: Der 1933 in Mexiko ausgegrabene Kopf aus Terrakotta wird von Wissenschaftlern als typisch römisches Artefakt eingestuft. Rechts: Ein römischer Terrakotta-Kopf aus Falerii (5. Jh.) im Museum der Villa Giulia in Rom, der den griechischen Gott Zeus darstellen soll.

59 Vielfach wurden in Mexiko typisch europäisch anmutende Männer mit Bärten und Gesichtszügen dargestellt. Diese spätclassische Figurine aus Jaina (Mexiko) zeigt einen typischen Maya (links) und einen Fremden (rechts). Insert: Nordische Kopfbedeckung aus einer Handschrift des 15. Jahrhunderts, zum Vergleich mit dem Hut des Bärtigen aus Mexiko.

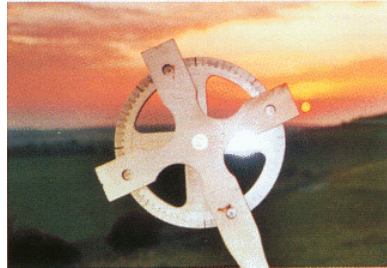




60



61



62

60-62 Das weltweit zu findende Keltenkreuz bewahrt noch immer ein Geheimnis. Diente es der Messung von Sternenpositionen? Bestimmten die Megalithiker und Kelten die Position eines Gestirns mit Hilfe eines kreuzförmigen Gestells, in das ein drehbarer Kranz mit Grad-einteilung integriert war? Die Konquistadoren berichteten im frühen 16. Jahrhundert, dass die Azteken ein kreuzförmiges Gerät benutzten, um die Position der Planeten und Sterne zu messen. Dieses Gerät soll eine Errungenschaft der Maya gewesen sein, deren astronomische Berechnungen auf mehrere Stellen hinter dem Komma exakt waren. Nach Chrichton E. M. Miller (»AA«, 7/43, S. 2-3).

63 Die Doppelaxt (Labrys) wurde in Frauengräbern der Alten Welt als Grabbeilage gefunden. In der Höhle von Niaux (Frankreich) wurde eine doppelaxtähnliche Darstellung entdeckt, ebenso in der steinzeitlichen Kultur von Tel Halaf (Iran). In Indien stellte man die Labrys in der Hand von Gott Shiva dar. In den US-Bundesstaaten Wisconsin und Ohio fand man viele aus Bronze hergestellte Doppeläxte, die indianischen Kulturen zugeschrieben werden. Rein zufällige Ähnlichkeit?



63

64 Mehrere Statuetten wurden in Kreta gefunden, die die Muttergottheit - Mutter Erde im -2. Jahrtausend darstellen (rechtes Bild). Nahe Old Town im US-Bundesstaat Maine wurde ein Metallobjekt gefunden (»AA«, 7/43, S. 34ff), das bis in Einzelheiten (Hut, Rock) die minoische Muttergottheit darzustellen scheint (linkes Bild).

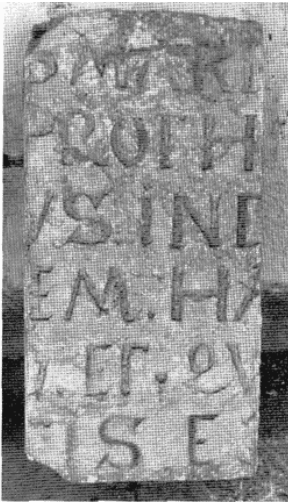


64



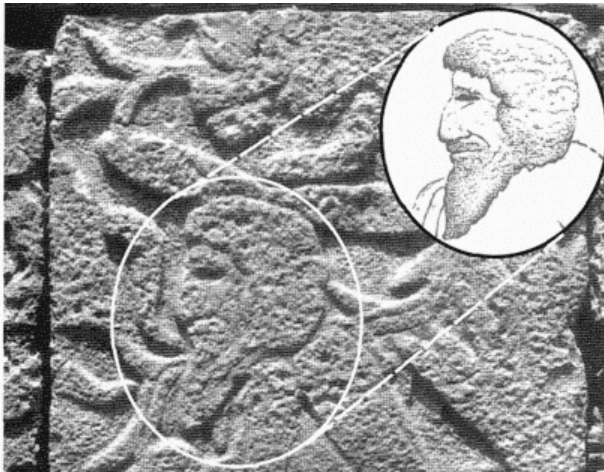
65

65 Der Mittelteil des Eingangsturzes der zerstörten Kirche in Tihosuco (Yukatan) trägt eine phönikisch anmutende Inschrift. Insert: Ausschnittvergrößerung aus dem Türsturz.



66

66 Die in der Kingston Bay (Jamaika) gefundene »römische« Stele mit lateinischen Buchstaben, die wahrscheinlich nach heftigen Erdbeben im Juni 1692 mit der Piratenstadt Port Royal unterging.



67

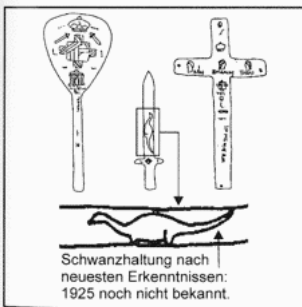
67 In Chiapas (Mexiko) wurde diese Reliefdarstellung eines bärtigen Mannes mit semitischem Aussehen entdeckt.



68



70



70



69

68 Im Magazin »Manchette« erschien 1976 ein Bericht über antike Funde in der Bucht von Guanabara in Brasilien.

69 Zwei der aus dem 2. Jh. stammenden Amphoren, die in einem Schiffswrack in der Bucht von Guanabara (Brasilien) gefunden wurden.

70 Am 23. Dezember 1925 berichtete die »Arizona Daily Star« über den Fund von über eintausend Jahre alten Artefakten aus Blei: Schwerter und Kreuze, die in der University of Arizona ausgestellt wurden. Auf ihnen sind lateinische und hebräische Texte verewigt. Auch ein Dinosaurier mit (nach neuesten Erkenntnissen) gerade gehaltenem Schwanz ist abgebildet. Zur Zeit der Ausgrabung stellte man Sauro-poden allerdings noch als Schwanzschleifer dar.

71 In der Maya-Anlage Tulum (Mexiko) wurde eine Kuh in den Putz modelliert. Diese Tiere sollen jedoch erst Jahrhunderte später mit den Spaniern nach Amerika gekommen sein.



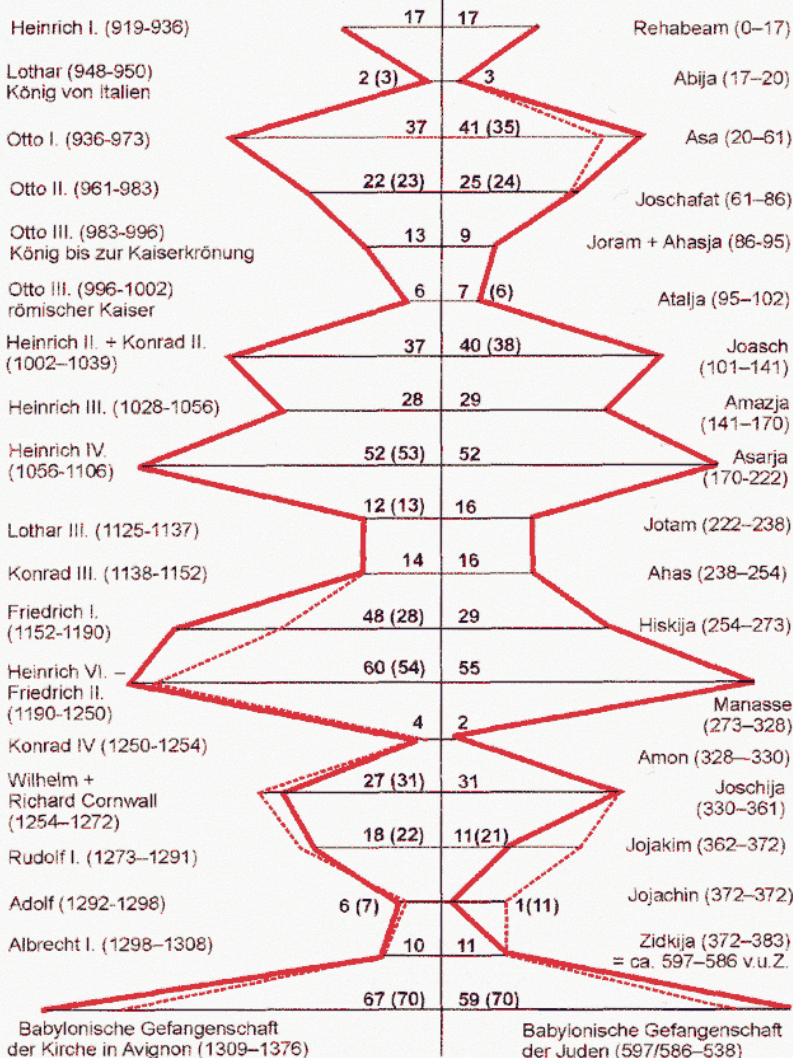
71

Heiliges Römisches Reich (Deutscher Nation)

Gesamtregierungszeiten der Herrscher

Königsliste von Juda

nach biblischen Daten



72 Vergleich von Gesamtregierungszeiten der (deutschen) Herrscher des Heiligen Römischen Reiches und der Könige von Juda jeweils bis zur Babylonischen Gefangenschaft. Fette Linie: Regierungszeiten anhand offizieller Chronologie. Gestrichelte Linie: Vergleich nach Fomenko unter Berücksichtigung computergestützter statistischer Korrekturen, u.a. Wegfall der Regierungszeit von Friedrich I. Barbarossa. Die unmaßstäblich erstellte Kurve stellt kein fixes Ergebnis dar, sondern veranschaulicht qualitativ übereinstimmende Grundschemata.

Abb. 37: Phönizier. In Amerika gefundene Darstellungen zeigen oft altweltliche Gesichtszüge, Bärte und antike Kopfbedeckungen, die an Seeleute aus der Alten Welt erinnern. Oben links: Figur aus Monte Alban I (Oaxaca, Mexiko). Oben rechts: Pirat aus Südamerika (Staatliches Museum in Ica, Peru). Unten links: Altweltlicher Kopf um 200 bis 800 aus Mexiko. Unten rechts: Phönizisch anmutender Seefahrer der Olmeken aus Tres Zapotes.



Die Olmeken gehörten vielleicht eher zu einer Urbevölkerung, die von Nordafrika über Spanien bis nach Mitteleuropa, ja sogar bis Grönland und Kanada lebte. In diesem Zusammenhang fiel mir die Verwandtschaft des Urbaskischen mit der Sprache der Ainu in Japan einerseits sowie der dunkelhäutigen Drawiden (Malayalam, Kanaresisch, Tamil, Telugu) in Indien andererseits auf. Nach Dr. N. Lahovary (1963), der eine umfangreiche Worttabelle zusammengestellt hat, korrespondiert beispielsweise das drawidische Wort *ola* (innerhalb, innen) mit dem baskischen *ola* (Hütte) oder *biho* entspricht *bihotz* (Herz). Andererseits bestehen »tiefgehende Unterschiede gegenüber den indogermanischen Sprachen im grammatikalischen Aufbau« (Jensen, 1936, S. 145 ff.). Das Baskische hat ähnliche verbale Konstruktionen wie die Ural-Altai-Sprachgruppe – Finnisch, Estnisch, Ungarisch und Türkisch – und ähnelt Sprachen der Indianer wie *Quechua*, der Verwaltungssprache der Inka. Interessant ist aber auch die Verwandtschaft mit den georgischen und kaukasischen Sprachen, sodass offiziell »von der euskaro-kaukasischen Sprachgruppe« gesprochen wird (Bouda, 1949, S. 9), wodurch weiträumige Beziehungen unterstrichen werden.

Das Baskische ist ein hochinteressantes Relikt, eine Art lebendes Fossil einer alteuropäisch-nordafrikanischen Sprache der Megalithiker,

deren Verwandtschaft quasi weltweit nachgewiesen werden kann. Es erstaunt mich daher nicht, dass ich in der Heimat der Drawiden in Indien megalithische Steinsetzungen dokumentieren konnte, die es aber auch in Japan und bei den Olmeken in Amerika gibt. Wie man mir berichtete, konnte sich vor etlichen Jahren ein japanischer Außenminister zum Erstaunen der Beobachter mit Indianern in Mittelamerika in Altjapanisch verständigen! Die altjapanische Sprache der Ainu – ein zu den Paläosibiriern gehörendes Volk – besitzt aber auch viele Übereinstimmungen mit dem Baskischen. Beispielsweise heißt *sich herablassen* in Ainu *hotkuku* und in Baskisch *kukutu*, oder *schlafen* bedeutet in Ainu *mokor* und in Baskisch *makar*.

Nehmen wir aus der ältesten japanischen Chronik »Nihongi«, 1896 von W. G. Ashton ins Englische übersetzt, die Götternamen, von denen es in diesem Text jede Menge gibt. Sie enden sehr oft mit *no Mikoto*. Gott heißt auf Althochdeutsch *kot* (*cot*, *god*) und so könnte man *no mi(n) kot(o)* mit *nun mein Gott* übersetzen. Auch das althochdeutsche *hoho* (= erhaben, hoch, in die Höhe – vgl. Schützelzechel, 1974, S. 85) kommt z.B. nicht nur in *Hoho-demi no Mikoto* vor.

Das Baskische ist ein Überbleibsel, das dem Wüten der Christianisierung und der Inquisition – im Gegensatz zu den keltischen oder germanischen Sprachen – gerade noch entgehen konnte. Man vernichtete die alten Sprachen, um diese durch mit der Neubildung der Staaten jungfräulich entwickelten europäischen Sprachen zu ersetzen und um das vorhandene keltogermanische Zusammengehörigkeitsgefühl auszumerzen. Das alte Baskische erweist sich bei näherem Studium aber nicht als eine gewachsene Sprache, denn es besitzt quasi eine mathematisch konstruierte Struktur, einen formgerechten, für Computerprogrammierung geeigneten Code – merkwürdigerweise ähnlich exakt konstruiert wie die Aymara-Sprache im Bereich Tiahuanacos (Peru). Dieser Code kann, nach Edo Nyland (2001) dekodiert werden, wenn man eine VKV-Formel anwendet und ein normales Wörterbuch Baskisch-Englisch benutzt. Die VKV-Formel (Vokal-Konsonant-Vokal) bedeutet, dass man Wörter unserer angeblich alten europäischen Hochsprachen wie Deutsch, Italienisch, Englisch, Spanisch oder Lateinisch in Teile zerlegt, die die Formel VKV aufweisen.

Nehmen wir als Beispiel das Wort *Genesis*, um das System zu zeigen. Wir splitten es in das VKV-System auf und ergänzen vor und nach den Konsonanten fehlende Vokale. Aus *Genesis* wird so *.ge – ene – esi – is*. (Punkte stehen für fehlende Vokale) und nach Einfügen der fehlenden Vokale *age – ene – esi – isa*. Auf Baskisch bedeutet dies: *ageri – ene – ezingehiagoko – izadi*, und mit dem Wörterbuch übersetzt ins Englische: *revelation – my – supreme – creation*, also *Supreme revelation of creation* – auf Deutsch: Die Offenbarung der Schöpfung.

Wortgebilde vertreten scheinbar ganze Sätze. Jetzt wird ein Satz verständlich, den Charles Berlitz schrieb: »Baskisch ähnelt aber auch dem polysynthetischen Sprachtyp, zu dem auch die Sprachen der amerikanischen Indianer, der Eskimos, (Grönländisch, HJZ – vgl. Jensen, 1936, S. 151 ff.) etc. gehören und dessen linguistische Eigenart in Wortgebilden besteht, die in Wirklichkeit vollständige Sätze sind« (Berlitz, 1978, S. 147). Bei polysynthetischen, also vielfach zusammengesetzten Sprachen werden die Bestandteile des Satzes durch Einschachtelung zu einem großen Satzwort verschmolzen, u.a. wie bei der Sprache der Inka (Ketschua), oder der Ural-Altai-Gruppe – Finnisch, Estnisch, Ungarisch und Türkisch. Berücksichtigt man den Widerhall vieler baskischer Wörter in den Sprachen der Drawiden und Ainu, wird die Sache fast unheimlich. Gab es zu Megalithzeiten eine weltumspannende Kultur mit einheitlicher Sprache? Es gibt sogar auch Übereinstimmungen mit dem Althochdeutschen. Von vielen Beispielen zur Veranschaulichung zwei: *Markt* heißt im Bakischen *merkatu* und im Althochdeutschen *merkat* (auch: *market*, *markit*) oder *Tanz* heißt baskisch *dantza* sowie althochdeutsch *dantz* (*tantz*, *tanz*).

Da auch die uralten Schriftsysteme, wie Ogham, nur aus Konsonanten bestehen, ist das Bestimmen der richtigen zugehörigen Vokale oft mit Probieren und Suchen verbunden. Dr. Anthony Jackson von der *Edinburgh University* studierte alte Inschriften in Schottland und schrieb: »Es ist klar, dass die Oghamschrift eine numerische und nicht linguistische Basis hat« (Jackson, 1984, S. 153). Als er den Buchstaben in Übereinstimmung mit dem lateinischen Alphabet Zahlen zuwies, fand er faszinierende arithmetische Kom-

binationen. Mit anderen Worten, es liegt eine Systematik vor, also ein künstlich-mathematisches Produkt, aus der die lateinische Sprache geschaffen wurde, aus der aber auch das Baskische und die Oghamschrift bestehen. Falls der Bibeltext tatsächlich einen Code enthält, wie oft publiziert wird, wurde er auf dieser mathematischen Basis frühestens gegen Ende des Frühmittelalters entwickelt und ist damit höchstens um die eintausend Jahre alt.

Oft wird das ureuropäische, vor den Kelten existierende Substrat als aus Berbern, Iberern, Basken, Ligurern und Rättern bestehend angenommen. »Es könnte sich dabei weniger um eine Einwanderung aus Marokko/Iberische Halbinsel/Südfrankreich handeln, sondern um ein gemeinsames alteuropäisches Substrat« (Friedrich, 1995, S. 64). Wurden afrikanisch aussehende Olmeken nicht von Phöniziern aus Afrika verschleppt, sondern stammten sie eher von dem skizzierten *alteuropäischen* Substrat ab und gründeten nach Überquerung des Atlantiks (startend von Nordafrika oder der Iberischen Halbinsel aus) eine Kolonie in Mittelamerika? Kein Rätsel ist dann mehr, dass die Olmeken in Mittelamerika megalithische Steinsetzungen hinterließen. Werden jetzt nicht auch die anscheinend fremd wirkenden Ogham-Schriften auf den negroiden Kolossalköpfen der Olmeken nicht nur verständlich, sondern erscheinen anstatt einer Kuriosität als selbstverständliches, ja charakteristisch eindeutiges Merkmal? Schließt sich jetzt der Kreis?

Dieses ureuropäische Substrat der Megalithzeit mit Schwerpunkt an der atlantischen Küste von Westafrika bis Mitteleuropa wurde, wie ich glaube, von großen Naturkatastrophen zerstört, die mit der Flutung der Nordseesteppe und dem Bruch der Gibraltar-Schwelle im -4. Jh. (eZ) in Zusammenhang steht. Nach offizieller Datierung des Endes der olmekischen Megalithkultur um +400 könnte auch eine weitere drastische Zeitverkürzung der europäischen Geschichte plausibel erscheinen, falls die Olmeken mit den Megalithikern in Europa identisch sind.

Erst nach diesen gewaltigen Naturkatastrophen erschien die keltische (= ursprünglich skythische) Kultur in Mitteleuropa, ausgehend von den Gebieten um das Schwarze Meer herum, dessen Süßwasser durch das eindringende Salzwasser des Mittelmeeres un-

genießbar wurde. Die hier ansässigen Völker wurden zur Flucht gezwungen und bis nach Japan, Indien, Europa und den zu dieser Zeit durch Naturkatastrophen und fürchterliche Dürre fast entvölkerten Mittelmeerraum versprengt. So werden Nachweise von dem Heranreichen des nordskythischen Reiches an den Oder-Neiße-Winkel bzw. die Mark Brandenburg (Rostowtzeff, 1931, Bd. I, S. 270; vgl. Seger, 1928), der Existenz einer skythischen Siedlung auf brandenburgischem Boden sowie Untersuchungen verständlich, die den »starken skythischen Einschlag in der Hallstätter Kultur« (Koppers, 1936, S. 621) während der älteren Eisenzeit in Mitteleuropa nachweisen (Mararenko: »Les Scythes et Hallstatt«, Helsinki 1930).

Aufgrund des für die keltische Kultur charakteristischen Druidentums scheint es sich hierbei um eine in wesentlich späterer Zeit vollziehende Ausbreitung eben dieser Kultur von den Britischen Inseln aus gehandelt zu haben, inspiriert durch eine mediterrane Kultur, vor allem aber durch die Verbreitung des Urchristentums und frühchristlichen Baustils durch die Wandermönche. Diese Kultur überlagert als dünnes Substrat die aus Altgriechenland und Etrurien per Schiff und über den Po, die Alpenpässe oder über die griechischen Kolonien in Südgallien (u.a. Massilia/Marseille und Emporion) direkt nach Mitteleuropa exportierten Kultur- und Architektur Güter als neue Mode. Damit wird eine die *keltische und germanische* Kultur überlagernde *proto-romanische* vorgespiegelt, die es nur als Baustil-, Konsum- oder Kulturmode, aber nicht als Kultur in Form von welterobernden römischen Römern gegeben hat, in etwa vergleichbar der Nachkriegssituation, als amerikanische Exportgüter (Coca-Cola) eine amerikanische Eroberung Europas vorspiegeln.

Diese proto-romanische Kultur in Mittel- und Nordeuropa wird auch durch den Transfer der unter den Normannen im Mittelmeerraum aufgenommenen und dann in Sizilien neu entwickelten Kulturimpulse, vor allem aber durch den Import von normannisch-romanischer Architektur durch die Wikinger geschwängert. Diese mit dem Beginn der Gotik endende Kulturepoche ist als Romanik (offiziell 1050-1230 in Deutschland) bekannt.

Die Existenz einer *vor der Ankunft* der Kelto-Skythen (= Ostgermanen) vorhandenen, aus dem Westen Europas und Nordafrikas stammenden Urbevölkerung bezeugen berberische Ortsnamen in Altbayern (Friedrich, 1990/a) und die anscheinend merkwürdige Existenz von Berbern in Deutschland (Wirth, 1928). Diese kann so als Überbleibsel der Zeit vor den Katastrophen kurz vor der Zeitenwende gesehen werden. Diese uralte Schicht der Ortsnamen deutet anscheinend auf *hamito-semitische* Sprachen oder Dialekte hin. »Man muss sich diese einst über große Teile Westeuropas – auch Deutschlands einschließlich des Alpenraums – verbreitete Bevölkerung ethnisch wohl als nahe Verwandte der alten Räter, Ligu-er, Basken, Iberer und der noch heute Marokko bewohnenden Berber-Volksstämme vorstellen. Gerade bei letzteren ist im übrigen jeder Besucher Marokkos verblüfft, wie sehr diese Menschen dort in der äußeren Erscheinung einem in Deutschland und im Alpenraum verbreitet anzutreffenden Typ ähneln« (Friedrich, 1995, S. 28). Gehört zu dieser Sprachgruppe auch das noch nicht entschlüsselte Etruskische?

Zur hamito-semitischen Sprachgruppe gehören vom hamitischen Zweig (Name von Ham, dem biblischen Bruder Sems, abgeleitet) her u.a. Altägyptisch, Koptisch, Tschadisch, Houssa, die Kuschi-tensprachen und Berberisch, sowie vom Semitischen her u.a. Arabisch, Aramäisch, Hebräisch, Phönizisch, Kanaanäisch, Ugaritisch, Akkadisch und Maltesisch. »Obschon die semitische und die hamitische Gruppe stark voneinander abweichen, lässt sich eine Verwandtschaft feststellen. Sie haben mehr gemeinsame Wurzelwörter, als mit Entlehnung erklärt werden könnte und sie weisen auch in der Grammatik einige gemeinsame typische Charakterzüge auf« (Bodmer, 1997, S. 226). Einerseits besitzt das semitische Substantiv possessive Affixe (Wortbildungsmittel) wie das Substantiv in den finnisch-ugaritischen Sprachen, und andererseits erinnert die semitische Grammatik an typisch indogermanische Merkmale (Bodmer, 1997, S. 231). Da das Baskische ähnliche Konstruktionen wie die Ural-Altai-Sprachgruppe, u.a. Finnisch, aufweist und nach Conte de Charency (o.J.) das Berberische, das Baskische und bestimmte Worte des Alt-Gallischen eine unleugbare Verwandtschaft mit den

indianischen Dialekten von Nord- und Südamerika besitzen, sind berberische Ortsnamen in Mitteleuropa Zeugnisse alter, weiträumiger, ja interkontinentaler Kultur-Präsenz.

Das Baskische entpuppt sich bei näherer Betrachtung als Überbleibsel einer noch älteren Sprache, von Edo Nyland (2001) *Old Saharan Language* genannt, die in vielen Sprachen als noch zu identifizierende baskische (nord-iberische) Sprachelemente überlebt hat.

Wenn ich vorher bereits über die Verwendung der griechischen Sprache bei unseren Vorfahren geschrieben habe, dann scheint klarer zu werden, dass nicht das Etruskische vom Altgriechischen abgeleitet ist, sondern es verhält sich eher umgekehrt. Und die Aussage, dass das Etruskische irgendwie mit dem Baskischen verwandt ist, erscheint weniger mysteriös, da insbesondere Ogham und Baskisch – wie auch das Aymara in Peru – nach einem mathematischen Muster aufgebaut sind. Die Benediktiner-Mönche benutzten die alte, um 350 mit der gnostischen Christenheit nach Irland gekommene Oghamschrift, die ursprünglich von rechts nach links (und manchmal am Steinrand entlang von unten nach oben und auf der anderen Seite von oben nach unten) geschrieben wurde. Sie modifizierten das Ogham, schrieben es von links nach rechts und fügten vorher nicht geschriebene Vokale ein. Die in verschiedenen Varianten existierende Oghamschrift muss man daher zumindest in zwei Zeitebenen – vor und nach der Christianisierung – einstufen.

Das Altgriechische kam sozusagen als aus der ureuropäischen Sprache der Kelten und Skythen modifizierte Sprache – im Zuge der Romanisierung genannten Rückbesiedlung – nach Mittel- und Nord-europa. Benediktinische Mönche entwickelten daraus als Variation das Lateinische, weshalb anscheinend – insbesondere ältere – lateinische Inschriften (Vulgärlatein) eigentlich altgriechische Texte darstellen. Die teutschen Wurzeln des Altgriechischen bezeugen, dass nicht die deutsche Sprache Lehnwörter aus dem Lateinischen besitzt, sondern es handelt sich bei diesen Lehnwörtern um Wörter, die aus der Zeit vor der Schaffung des Althochdeutschen stammen, als man sich in ganz Europa noch mit aus dem Skythischen stammenden (keltischen, teutschen) Dialekten verständigen konnte.

Es gibt ein Buch, »Auraicept Na nEces« (The Scholar's Primer), in dem man ausführliche und detailverliebte Diskussionen zur irischen Grammatik, Rechtschreibung und zum Satzbau findet. Die in diesem Buch enthaltenen mathematischen Regeln wurden von den Benediktiner-Mönchen in unterschiedlichen Variationen dazu benutzt, neue Sprachen zu erfinden, indem auch bewusste Unregelmäßigkeiten eingebaut oder bestimmte Buchstaben vertauscht oder ersetzt wurden – von Sprachwissenschaftlern als Lautverschiebung fehlinterpretiert. Die Ähnlichkeit oder Gleichheit vieler Vokabeln in den unterschiedlichen europäischen Hochsprachen erscheint daher als künstlich erzwungene Zwangsläufigkeit im Gegensatz zu den gewachsenen europäischen Ursprachen (Skythisch bzw. Teutsch, Keltisch, Gotisch).

Das alte Ogham – im Gegensatz zum jüngeren Ogham – ist durch die Arbeit der Benediktiner fast verloren gegangen. Den Beweis hierfür liefern mehrere bearbeitete Steine in England und auf der Isle of Man, vor allem solche in Schottland, die in piktischer Sprache beschriftet sind. Die piktischen Inschriften weisen denselben Stil auf wie die Ogham-Inschriften, aber da uns leider nichts von der piktischen Sprache bekannt ist, sind alle Versuche, sie zu übersetzen, bisher fehlgeschlagen.

Lateinisch und Griechisch in Altamerika

In der Nähe von Quito (Ecuador) entdeckte ich durch Zufall ein altes Buch von Hector Burgos Stone (o.J.), das in Ecuador erschienen ist. Der Autor listet darin ungefähr jeweils einhundert Übereinstimmungen verschiedener Wörter in Ketschua mit solchen in Griechisch, Sanskrit und Lateinisch auf. Was haben diese europäischen Sprachen mit der Verwaltungssprache der Inka zu tun?

Nach den bisher vorgelegten Fakten scheinen die weißen Götter in Süd- und Mittelamerika u.a. Wikinger oder Kelten (Kelt-Iberer) gewesen zu sein, die bereits heidnisch-christlichen Glauben besaßen. Das Inkareich existierte in Südamerika von 1438 bis zu seiner Zerstörung 1533 durch die Spanier nur knapp ein Jahrhundert.

Wann auch immer Latein erfunden wurde, zu diesem Zeitpunkt gab es schon diese Kunstsprache, die dann als Lehnwörter Eingang in die nordische Sprache der Wikinger und damit in dem Ketschua gefunden haben kann, ähnlich den amerikanischen Ausdrücken in europäischen Sprachen. Interessanterweise vollzieht sich das Auftauchen der Inka einerseits unmittelbar mit bzw. nach dem Ende der Normannenherrschaft im Königreich Sizilien bzw. im gesamten Mittelmeerraum, wodurch die griechischen Vokabeln im Ketschua leicht erklärt werden können, und andererseits mit beginnender Vorherrschaft des Templerordens. Alte Untersuchungen bestätigen, dass biblische Geschichten in Peru und die europäischen Lehnwörter im Ketschua bereits *vor dem Eintreffen der Konquistadoren bekannt waren*.

Da Brasseur de Bourbourg auch im Maya-Quiché *lateinische* Wurzeln fand, scheinen einerseits wiederum parallele Entwicklungen zum Ketschua der Inkas gegeben zu sein und andererseits vielleicht in Wirklichkeit versteckte altgriechische bzw. keltische, germanische oder gotische Wurzeln zu existieren.

Bereits 1786 untersuchte Sir William Jones, der 28 Sprachen beherrschte, einen »vielleicht nicht mehr existierenden gemeinsamen Ursprung«, der die starke Übereinstimmung sowohl der Wortstämme als auch der grammatischen Formen zwischen dem Sanskrit und den Sprachen der Griechen, Perser, Römer, Kelten und Germanen erkläre (Jones, Nachdruck 1967, S. 15). Franz Bopp verglich 1816 das Konjugationssystem der lateinischen, griechischen, persischen und deutschen Sprache.

Deutet die Anwesenheit der Skythen in Indien, deren Sprache nach Egenolff (1735) die Grundlage der keltischen, gotischen und auch griechischen Sprache war, auf eine gemeinsame Sprachwurzel, die Sprache der Skythen, hin? Scheinbar gemischt vorkommende alteuropäische oder auch indische Sprachreste in den altamerikanischen Sprachen könnten auf diese Weise leicht erklärt werden und bedingen nicht verschiedene Invasionsphasen vieler Kulturen.

Es soll hier nur rein informativ auf das 44 Seiten umfassende, allerdings unvollständige »Vokabelwerk Arisch-Ketschua« (»Vocabulario ario-quichua«) des umstrittenen argentinischen His-

torikers Fidel López hingewiesen werden (vgl. Mahieu, 1972, S. 172 ff.). Im Jahre 1871 erschien in Paris ein anderes Werk dieses Wissenschaftlers (López, 1871), das 1300 Wörter mit Sanskrit-Wurzeln nachwies.

Bisherige Ausführungen bezogen sich auf zwei wichtige politische Hauptsprachen. Ähnliche Untersuchungen wären für das Nahuatl und die Aymara-Sprache sinnvoll. Auch in den Eingeborenensprachen erlauben linguistische Arbeiten aus den ersten Jahrhunderten der Konquista, germanische und lateinische Wurzeln zu entdecken. Herman Leicht (1962) deutete einige von ihnen in einem Wörterbuch der Mochika-Sprache, das im 17. Jh. von Fernando de la Carrera (1644) aufgestellt wurde. Wenn zwei Sprachen Hunderte komplizierter – *nicht* klangmalender spontaner Laute Neugeborener – Silben gemeinsam haben, dann kann man bei aller gebotenen Vorsicht zu der Schlussfolgerung gelangen, dass zwischen den Völkern, die diese Sprachen sprechen, irgendein Kontakt bestand. Handelt es sich nur um Zufall, wenn die Mochika-Kultur in Peru einerseits Straßen sowie *römisch anmutende* Aquädukte baut und andererseits germanische (teutsche) Sprachwurzeln in ihrer Sprache zu finden sind?

Auch in Mittelamerika ist z.B. das (aztekische) Nahuatl-Wort *lan* (*tlan*) – in der Bedeutung von Platz oder Ort mit dem althochdeutschen *lan* (vgl. Schützeichel, 1974, S. 106) und gotischen (allerdings auch im Ahd. gebräuchlichen) *land* (Wrede, 1930, S. 449) nicht nur identisch, sondern bedeutet auch dasselbe: Land, Gegend, Gebiet. Sogar das *tlan* (Silbe zur Bildung von Ortsnamen – vgl. Karttunen, 1983, S. 282) könnte man nach Trennung dieses Wortes in zwei Silben als Althochdeutsch interpretieren: *te lan* (vgl. *tepec*: s. S. 186), in der Bedeutung *das Land*.

In Südamerika lässt nicht nur die Ähnlichkeit des Aymara-Wortes *Huta* (Haus) mit dem althochdeutschen *Hutta* und dem dänischen *Hytte* aufhorchen. Bei meinem Besuch in Peru fielen mir die indianischen Namen von vier bewohnten Örtlichkeiten auf, die mit *Sacsa* beginnen und bei Lima, Cusco, Arequipa und Ancash liegen. Dieser Ortsname erinnert an den Volksnamen *Sachse* (auch ahd. *Sahso* und *Sazze*), der auch im Althochdeutschen gebräuchlich war.

Dieser Volksname ist von ahd. *sahs* (auch: *sachs*, *sax*, *saxs*) abgeleitet, eine Bezeichnung für stehendes Messer bzw. kurzes Schwert. Vielleicht Zufall, aber es gibt dort auch Ortsnamen wie *Sacsahuite* bei Cusco. *Huite* erinnert wieder an Haus bzw. Hütte. Aber *hui* wird im ahd. auch zu *wi* (Wackernagel, 1861, S. 141) und damit *huite* zu *wite*, was im Zusammenhang mit Holz als Tätigkeit etwa *zusammenjochen* oder *verbinden* (ahd. *weten*) bedeutet.

Zwei andere Orte in Peru – bei Ayacucho und Junin – heißen *Sacsamarca*. *Marca* bedeutet im Ahd. jedoch Grenze, Grenzland oder abgegrenzter Landteil bzw. die Mark wie in Mark Brandenburg. Könnte man die altindianische Ortsbezeichnung *Sacsamarca* mit *Grenzland* oder *Mark der Sachsen* übersetzen? Es gibt auch andere althochdeutsch bzw. germanisch anmutende Ortsnamen wie *Marchuisa* (Haus der Mark bzw. Provinzhauptstadt).

Bei Cuzco (Peru) liegt die Sacsahuaman-Festung, bekannt durch die fügenlos, aus riesigen Steinen zusammengefügte Zyklopenmauer. *Sacsahuaman* kann altdeutsch *sacsa wa(r) man* gelesen werden, wobei *wâ* (= *waa*) abgekürzt aus *wâr* wirklich bzw. wahr (Wackernagel, 1861, S. 360) und *man* Mann bzw. Mensch oder die Leute bedeutet. Könnte Sacsahuaman bedeuten: Sachsen, die wahren Leute? Diese Festung wird fälschlicherweise den Inka zugeschrieben. Aber auch Wikinger errichteten keine Bauten in diesem einzigartigen, weltweit u. a. in Ägypten zu findenden Baustil.

Im Nibelungenlied (Strophe 362) heißt ein fernes Land *Zazamanc* – laut Wackernagel (1861, S. 390) ein romanhaftes Land in Afrika. Da im Althochdeutschen für *cz* auch einfach *z* geschrieben wurde, hätten wir analog zu den Namen der Orte in Peru *Zacsamanc*, und da *manc* im Althochdeutschen *mengen* oder aus *manec* stammend auch *vielfältig* bedeutet, würde (das in Nordafrika liegende) *Zazamanc* ein Land der vielfältigen oder vermengten Sachsen bedeuten können. Erinnern möchte ich an die Tatsache, dass Geiserich mit seinen Wandalen im Jahre 429 in Nordafrika eingefallen sein soll und dort ein Reich gründete. Handelt es sich hier um rein zufällige sprachliche Parallelen zwischen geographischen Bezeichnungen in Peru und solchen in alten deutschen Texten? In Peru gibt es weitere Orte wie *Sacsacancha* und *Sacsacoto*. *Cot* (auch: *kot*, *god*) ist die althochdeut-

sche Bezeichnung für Gott. Entsprechend wird auch Quetzalcóatl, der weiße Gott in Mittelamerika bezeichnet, dessen Name (grüne) Federschlange bedeuten soll. Im »Popol Vuh« der Maya-Quiché steht an einer Stelle der Name *Quetzalcut*. Das aztekische »coatl« wird hier mit dem Mayawort »cut« für *Gott* gleichgesetzt, gleichbedeutend mit *cot* (= Gott) im Althochdeutschen.

Römische Ziegelbauweise der Maya

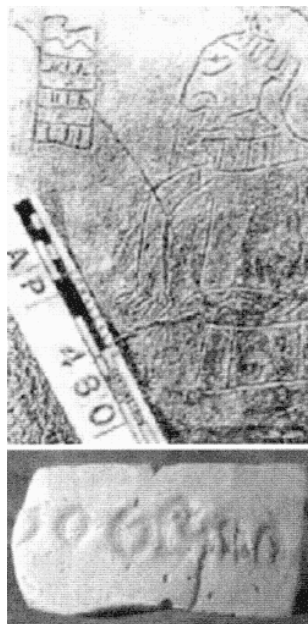
Die Maya besaßen Lehranstalten, an denen Hohepriester lehrten und nach Ansicht mancher Autoren ab 600 auch Bücher schrieben (Landa/Gates, 1987). Bereits Petrus Martyr, der italienische Humanist, beschreibt solche *indianischen* Bücher präzise in Material und Ausführung. Eine dieser Universitäten der Maya könnte Comalcalco gewesen sein.

Diese Stätte liegt nördlich von Villahermosa und ist fast unbekannt, aber einzigartig. Als ich die Anlage betrat, fühlte ich mich in eine *römische* Ausgrabungsstätte der Alten Welt versetzt: Als Baumaterial wurden hier *gebrannte* Ziegel benutzt, anstatt des sonst bei allen Mayabauwerken verwendeten Kalksteins. Außer in Comalcalco wurde noch in den in der Nähe liegenden Stätten Bellote und Jonuta sowie Balankan und Tenosique, die 100 und 130 Meilen entfernt in südöstlicher Richtung im Bundesstaat Chiapas liegen, mit gebrannten Ziegeln gebaut.

Die einzige veröffentlichte archäologische Studie stammt von einer 1966 unter der Leitung von George F. Andrews (*Oregon University*) vorgenommenen Ausgrabung, die 1967 veröffentlicht und 1989 zu einem 160 Seiten Text und 13 Seiten Kartenmaterial umfassenden Dokument ergänzt wurde. Dieser Wissenschaftler stellte fest (Andrews, 1989, S. 151; übersetzt HJZ): »Dieses Fehlen veröffentlichter Daten hinterlässt ein beträchtliches Vakuum in Bezug auf die spezifische Chronologie der vielfältigen Komponenten von Comalcalco und die Natur externer Beziehungen.«

Ponciano Salazar, der Direktor des *Instituto Nacional de Antropología History de Mexico* (INAH), unternahm von 1972 bis 1981

Abb. 38: Libyer. Oben: Das Mexican National Institute of Anthropology and History grub ein Tablett mit einer libyschen Kartusche (oben links) in Comalcalco (Mexiko) aus. Der übersetzte Text lautet: »Jesus, Beschützer« und deutet auf punische (phönizische) Seefahrer hin, die bereits einen heidnisch-christlichen Glauben besaßen. Unten: Auf diesem Fragment aus Comalcalco sind scheinbar altindische Schriftsymbole in so genannter Muschelschrift vorhanden, die vorher nur aus Indien bekannt gewesen sind.



Ausgrabungen, aber es wurde nichts veröffentlicht. Warum diese Geheimhaltung? Liegt es an den ungewöhnlichen, nicht ins Geschichtsbild passenden Funden?

Barry Fell identifizierte auf den gebrannten Ziegeln in Comalcalco arabische, libysche, *römisch-christliche*, etruskische, und altgriechische Symbole sowie Runen (Fell, 1989, S. 316 ff. sowie Fell, 1990; Steede, 2001 und Eccott, 1998). Eine libysche Inschrift lautet: »Jesus, Beschützer« (Fell, 1989, S. 318). Es wurden auch Symbole entdeckt, die ihren Ursprung im Indus (Indien) haben sollen (Rudgley, 1999, S. 77).

Eine andere aufregende Entdeckung ist ein punischer Kalender, der eine Einteilung in zwölf Monate mit jeweils vier Wochen zu je sieben Tagen besitzt, also einen Mondkalender darstellt. Die aus dem Phönizischen entwickelte punische Schrift wurde in Karthago in den ersten drei Jahrhunderten nach der Zeitenwende benutzt.

Punische Amphoren aus dem 3. Jh. wurden 1972 in der Nähe der karibischen Küste von Honduras geborgen. Die Regierung von Honduras verbot weitere Untersuchungen, um das Ansehen von Kolumbus nicht zu beschädigen (Fell, 1989, S. 318).

Obwohl in Mittelamerika mit gebrannten Ziegeln gebaut wurde, spricht gegen einen (orthodoxen) *römischen* Einfluss, dass die Konstruktion echter Bögen mit einem Schlussstein in Comalcalco fehlt. Echte Bögen, Gewölbe und Kuppeln stellen weiterentwickelte Konstruktionsmerkmale dar, die andererseits in der altgriechischen Baukunst nur vereinzelt (Gymnasiumsterrasse in Pergamon) und in Comalcalco anscheinend noch nicht bekannt waren.

Zuerst einmal muss man zwischen Art der Baukonstruktion und verwendeter Architektur unterscheiden. Manche der in Comalcalco verwendeten Konstruktionsmerkmale wurden einzig hier in Amerika *und* ebenso in der Alten Welt verwendet. Es handelt sich hier um die Anordnung von Pfeilervorlagen in den Räumen, die den Wänden eine größere Stabilität verleihen und deshalb dünner konstruiert werden konnten. Alle anderen Räume der Maya-Bauwerke in anderen Stätten besitzen einen rechteckigen, ungegliederten Grundriss mit dickeren Wänden. Auch die Verwendung von gemauerten Fundamenten, die breiter als die Mauern selbst sind, wurde anderswo von den Maya nicht praktiziert. Ebenso deutet die Konstruktion der Pfeiler auf eine Verbindung mit der Alten Welt hin, denn sie wurden aus einer äußeren Ziegelschale erstellt, die schichtweise mittels durchgehender Ziegellagen verbunden und damit stabilisiert wurden. Die dazwischen liegenden inneren Hohlräume wurden mit Steinschutt aufgefüllt.

Die Architektur dagegen ähnelt, im Gegensatz zur Baukonstruktion, dem Baustil anderer Maya-Stätten. Insbesondere die Säulanordnungen der Paläste von Palenque und Comalcalco sind identisch. Aber durch das verwendete Ziegelmauerwerk mit gebrannten Ziegeln unterscheidet sich Comalcalco gravierend von allen anderen Maya-Stätten.

Über den Zeitpunkt der Bautätigkeit herrscht Rätselraten. Der mit und aus Muschelschalen hergestellte Kalkmörtel aus dem Cube Tomb (Würfelgrab) im Bereich der *Großen Akropolis* wurde durch die *Geochron Laboratories* in Cambridge (Massachusetts) 1994 untersucht. Das Ergebnis der Radiokarbon-Untersuchung ergab das Jahr 380. Solche Datierungen sind aber grundsätzlich sehr fehlerbehaftet. Außerdem datiert man ja das Alter der Muschelschale und

nicht das des Mörtels, denn zum Zeitpunkt der Verwendung kann die Muschel ja schon Jahrzehnte oder länger tot gewesen sein.

Auf jeden Fall weisen die aus gebrannten Ziegeln erstellten Bauten in Comalcalco *keinerlei vorangegangene Entwicklungsphasen* auf. Irgendwie waren der Baustil und die Art der Konstruktion plötzlich da. Wurde diese Bautechnik irgendwo aus der Alten Welt importiert? Der britische Archäologie-Experte David J. Eccott bestätigt, »dass Comalcalco tatsächlich einen Beweis für die Präsenz der Alten in der Neuen Welt vor Kolumbus darstellt« (Eccott, 1998, S. 16).

Die Verwendung von gebrannten Ziegeln in Comalcalco wird ab 400, oft ab dem Jahr 800 oder 1000 gesehen (u.a. Perez Campos und Silva 1992, Pemche Rivero 1973). Auf der anderen Seite des Atlantiks ging in Alteuropa laut »Lexikon der Antike« die »alt-orientalische Technik des Ziegelbrennens um -1000 verloren; man baute danach angeblich nur noch mit luftgetrockneten Ziegeln in großem Umfang. Erst um die Mitte des -4. Jhs. kam man für einige Großbauten auf gebrannte Ziegel zurück« (Irmscher, 1984, S. 621).

Die Verwendung von gebrannten Ziegeln in der Alten Welt soll mehr als 600 Jahre unterbrochen gewesen sein? Hat man hier nicht eine einheitliche, in verschiedenen Gebieten der Alten Welt nachzuweisende Bautechnikphase zeitlich getrennt und willkürlich in zwei verschiedene Zeitabschnitte verschoben? Der Vergleich von Zeitperioden, in denen mit vergleichbaren Baustilen gebaut wurde, muss nicht von der Alten zur Neuen Welt, sondern genau *umgekehrt* erfolgen.

Phönizier und Etrusker kannten die Technik gebrannter Ziegel. Angeblich wurde Karthago im Dritten Punischen Krieg -146 von den Römern erobert, zerstört und die Bewohner versklavt. Stimmt diese Geschichte, dann wäre denkbar, dass die Punier auf ihren hochseetüchtigen Schiffen nach Amerika flüchteten. Berücksichtigen wir jetzt zu streichende dunkle Jahrhunderte in der europäischen Vorgeschichte, dann rückt dieser Zeitpunkt um mehrere Jahrhunderte in Richtung Gegenwart und damit in einen Zeitabschnitt, der durch die (generell zweifelhafte) Radiokarbon-Datierung

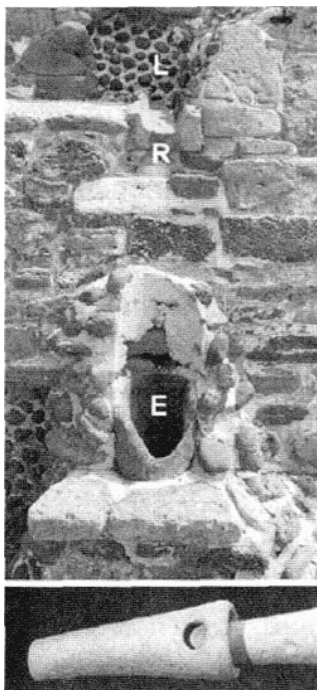


Abb. 39: Entwässerung. Von den Besuchern kaum beachtet wird das Entwässerungssystem der Morgenstern-Pyramide in Tula. Die oberste Plattform ist über Rinnen (R) und Entwässerungsrohre (E) mit einem Kanalsystem im Boden verbunden. (L) ist ein jüngst zugemauertes Entwässerungsloch. Bereits lange vor der Zeitenwende stellten die Hethiter in Kleinasien konisch zulaufende, ineinander steckbare Rohre mit Revisionsöffnungen her (unteres Bild). Ähnliche Rohre aus gebranntem Ton wurden in Comalcalco (Mexiko) gefunden.

rung der in einem Grab von Comalcalco gefundenen Muschelschale dokumentiert zu sein scheint.

Besonders aufgefallen sind mir die Entwässerungsrohre in Comalcalco, die auch aus *gebranntem* Ton bestehen. Das ist einzigartig in Amerika, obwohl der aufmerksame Besucher in Tula (Mexiko) ebenfalls ein Kanalsystem aus Entwässerungsrohren begutachten kann, und dass auch die Maya ein ausgeklügeltes Bewässerungssystem aufgebaut hatten, das von einem hohen Stand der Wasserbautechnik zeugt. Einzigartig in Amerika ist auch, dass die Entwässerungsrohre in Comalcalco eine konische Form aufwiesen, sodass man sie ineinander stecken konnte. Neben den Hethitern verwendeten bereits die Griechen in Pergamon (heute Türkei) solche Rohre und erreichten damit schon damals Steighöhen von bis zu 160 Metern. Auch den Etruskern und Phöniziern war dieses System bekannt. Mit diesem scheinbar unbedeutenden Konstruktionsdetail wird eine weitere Parallele zwischen der Alten und der Neuen Welt dokumentiert.

Ein Rätsel bleibt: Dienen die Entwässerungsrohre in Mexiko tatsächlich nur als Abfluss für das Regenwasser, wie man annimmt? Weshalb sollte die Plattform einer Steinpyramide mittels eines Rohrsystems entwässert werden, wie in Tula (Mexiko)? Läuft das Regenwasser nicht von allein auf den aus Steinen hergestellten Seitenflächen der Pyramide ab? Auf der Pyramidenplattform stehen überlebensgroße Steinfiguren, die Atlanten von Tula. Sie tragen eine seltsame, riesige *Pistole* in ihren Händen, die eher an ein Werkzeug erinnert. Diente das gewaltig-massive Werkzeug in der Hand der Atlanten etwa der Zertrümmerung von erz- oder goldhaltigen Steinen? Auf ein industrielles Gewerbe deutet meiner Meinung nach auch die Leitungsführung der Rohrsysteme hin, denn in Tula und Teotihuacán soll bereits in einer frühen Phase Metallurgie betrieben worden sein, u.a. durch die Mixteken (Rivet/Arsандаux, 1946).

Weißer Götter

Nachdem der spanische Konquistador Hernan Cortes 1519 in Mexiko landete, wurde ihm Goldstaub übergeben, der in einen alten Ritterhelm gefüllt war. Woher hatten die Indianer diesen Ritterhelm? Kolumbus hatte das Festland nicht betreten. Stammt der Helm von Wikingern? In welcher Sprache verständigten sich die Spanier eigentlich bei ihren Eroberungen in Mexiko und Südamerika? In alteuropäischen Sprachen? Denn in welchen Sprachen konnte Malintzin, eine nach der Taufe *Donna Maria* genannte Sklavin, die Hernando Cortez 1519 von den Tabascanern zum Zeichen der Unterwerfung geschenkt bekam, ihren »Dienst als Dolmetscherin« absolvieren (Rackewitz, 1986, S. 97)?

Wie auch immer, der fünfte Herrscher der Tolteken war Quetzalcóatl, der in der Mitte des 10. Jhs. regierte. Die Tolteken hielten ihn für einen Gott, einen Sohn der Sonne. Ihm verdanken sie ihre hohe Kultur, ihre Religion, ihre Gesetze, ihren Kalender, ja sogar die Technik des Ackerbaus und ihre Metallverarbeitung. Das Besondere: Quetzalcóatl war weiß und bärtig. Aber die Indianer besitzen eigent-



Abb. 40: Bischofsstab. Im »Florentine Codex« wird Gott Quetzalcóatl in Mexiko mit Kreuz und Krummstab dargestellt. Rechtes Bild: irischer Bischofsstab (Helgö, Schweden). Ergänzung der Verzierung durch den Autor. Unteres Bild: Vergleich des bärtigen Quetzalcóatl (links) mit einer Darstellung des nordischen Odins mit Ritterhelm (rechts).

lich keine Bärte – ein Merkmal, das sie mit den Asiaten gemeinsam haben, von denen sicher viele Indianervölker abstammen.

Außerdem wird Quetzalcóatl mit Kreuz und Krummstab – wie ihn die irischen Mönche und Druiden benutzten – dargestellt. Quetzalcóatl soll in Pánuco, im Golf von Mexiko, an Land gegangen sein. In der Beschreibung des weißen Gottes sind sich alle Chronisten in Bezug auf die hohe Statur, die weiße Haut und den langen Bart einig. Was aber die Kleidung betrifft, gehen die Texte auseinander. Nach einigen trug er ein lang wallendes weißes Gewand, das an die keltischen Druiden erinnert, und darüber einen mit roten Kreuzen

übersäten Umhang, der eher an die – allerdings erst später erscheinenden – Templer erinnert. Er trug Sandalen, auf dem Haupt eine Art Mitra und in der Hand einen Stab. Andere schildern ihn mit einem Kittel aus grobem schwarzem Tuch mit kurzen weiten Ärmeln bekleidet und von einem mit Schlangenornamenten verzierten Helm gekrönt.

Könnte es sein, dass beide Meinungen richtig sind? Auch das weiße Gewand erinnert an keltische Glaubenshüter und andererseits der faltenreiche schwarze Rock an die Männertracht der Wikinger (Normannen) des 14. Jhs. Eine sicherlich allgemein nicht bekannte Tatsache. Einen fußlangen Männerrock fand man in einem Grab der grönländischen Wikingersiedlung Herjolfsnes (Foto 7). Außerdem trugen sie so genannte Zopfkapuzen und Burgundermützen, die man vereinzelt aber identisch auf mittelamerikanischen Darstellungen sehen kann – reine Zufälle? In Mittelamerika sind – manchmal auch mit weißer Haut abgebildete – Indianer zu sehen, die eine Art Rüstung tragen und deren Köpfe in Helmen stecken. Dies gab Anlass zu Spekulationen, ob es sich um Nachbildungen von Raumfahrerhelmen außerirdischer Intelligenzen handelt. Vielleicht stimmen beide Ansichten.

Mit der Anwesenheit von Wikingern in Mittelamerika wären aber auch Ritter mit Rundschilden, Rüstungen und Helmen in Amerika bekannt. Denn Wikinger waren auch Ritter und trugen Kettenhemden, wie ein Fund samt *Ritterschwert* aus dem Moor von Vimose auf Fünen bezeugt (Oxenstierna, 1962, Tafel 20). Oder auch der

Abb. 41: Ritter. Erik der Rote in einer mittelalterlichen Ritterrüstung mit Helm, Schwert und Schild (Bild links: Arngnmur Jonsson, 1688). Das rechte Bild aus dem 15. Jh. zeigt Nezahualcoyotl (1402-1472), König von Texcoco in Mexiko, als Wikinger verkleidet.



Fund von Valsgärde (Grab 8) mit Helm, Kettenhemd, Stabpanzer und Rundschild. Da Historiker auch *römische* Ritter beschreiben, sind diese nach meinen bisherigen Ausführungen als keltische oder nordgermanische Ritter (Wikinger) anzusehen.

Die offizielle historische Version ist, dass die Wikinger erst relativ spät römisch-päpstlich christianisiert wurden. Das stimmt, wie ich auch geschildert habe. Aber die Kelten und Wikinger waren schon vorher (allerdings nicht durchgängig) durch die iro-schottischen Mönche christianisiert. Wenn Quetzalcóatl mit einem Krummstab abgebildet wird und andererseits von einem weißen Gewand mit Kreuzen berichtet wird, dann untermauert dieses bisher kaum beachtete Detail genau meine Ausführungen. Hierzu passt auch das Verhalten des weißen Gottes: ein Priester mit strengen Sitten, sich asketischen Übungen hingebend. Er hatte Menschenopfer verboten, war andererseits aber ein gefürchteter Krieger.

Hierzu passen nun beide Bekleidungsarten: auf der einen Seite ein kampfkraftiger, hoch aufgewachsener Wikinger, der einen dunklen Männerrock trug und auf der anderen Seite ein heidnisch-christlich ausgebildeter Priester mit einem wallenden weißen Gewand: Die Führer der Kelten und Nordvölker wurden in *geistigen und weltlichen Dingen gleichermaßen ausgebildet*.

Quetzalcóatl, der weiße König und Gott der Tolteken, ist wahrscheinlich mit Kukulkán identisch, der aus dem Westen zu den Maya kam. Aber die Maya erinnerten sich auch an eine Invasion weißer und bärtiger Männer vor Kukulkán, die unter Führung eines Priesters namens Itzamná aus dem Osten über den Atlantik kamen. Er besaß alle physischen und moralischen Eigenschaften des asketischen Quetzalcóatl und gab den Maya ihre Schrift, Lehren, Gesetze und ihren Kalender.

In Übereinstimmung mit Francisco Nufiez de la Vega (1702) schreibt Ramon de Ordoñez y Aguiar in seinem Manuskript »Historia del cielo y de la tierra«, dass ein ausländischer Kulturbringer mit seinen Leuten (angeblich 955) von Kuba aus entlang der Küste von Yukatan und dann den Fluss Usumacinta bis in die Nähe von Palenque hinaufgefahren war, Niederlassungen und das Reich Xibalbay gründete. Von dieser Geschichte berichten die

Tzendales von Chiapas, einem Volk, das die Sprache der Maya benutzte. Der Name, den sie ihrem Kukulkán gaben, ist bemerkenswert: Votán oder Uotán. War der germanische Herr der Götter *Wotan* (Wuoton, Vodan oder Voden), der auch Odin genannt wurde, in Mittelamerika? Francisco Nufiez de la Vega (1702) verlegt diesen Zeitpunkt auf -600 und damit in die Besiedlungsphase der Maya-Region.

Weissen, bärtigen Göttern begegnen wir in fast allen Gegenden Mittelamerikas. In Guatemala nennen die Quiches ihn Gucumatz (Verballhornung von Kukulkán) und Xbalanque. Ein Gott namens Bóchica gelangte angeblich bis ins heutige Kolumbien, nachdem er die Ebenen Venezuelas durchquert hatte, wo man ebenso auf sein Andenken stößt wie bei vielen Stämmen der Tupi-Guarani-Rasse bis nach Paraguay, wo er Zumé (Tsuma, Tamú und Tumé) heißt. Wohin entschwand Bóchica? Ins Hochland der Anden?

Die laut dem Chronisten Velasco über das Meer gekommenen bärtigen, weissen Männer vom Titicacasee beteten die Sonne (Inti) und den Mond (Quilla) an. Ihren Führer Huiracocha (Huirakocha), den die Spanier Viracocha schrieben, legte man in der phantastischsten Weise aus. Ich erinnere daran, dass die Silbe *hui* im Althochdeutschen auch durch die Silbe *wi* ersetzt wurde. Tatsächlich wird für den Inka-Schöpfergott *Huirakocha* auch der Name *Wiracocha* in der Literatur angegeben. Wieso wird diese Eigenart des Althochdeutschen in dem südamerikanischen Namen des Schöpfergottes dokumentiert? Leitet sich *cocha* vom althochdeutschen *cot* (= Gott) her?

Übereinstimmend soll *Huiracocha* aus dem Wasser gekommen sein: groß, blond und mit weißer Haut. Der mit einer Eingeborenen verheiratete Chronist Betanzos schildert ihn vielleicht zutreffender als einen weißhäutigen Priester mit Tonsur und langem Bart, gekleidet in eine weiße Soutane, die ihm bis auf die Füße fiel, und der in der Hand scheinbar ein Buch trug.

Warum bauen die Aymara-Indianer am Titicacasee (Bolivien) bis heute ihre traditionellen *Totoraboote*, die sogar den hohen Ansprüchen der Hochseeschifffahrt genügen? In den gigantischen megalithischen Ruinen von Tiahuanaco (Tiwanaku) steht ein zwei

Meter hoher Monolith. In Bolivien kennt man ihn nicht anders als *Der Mönch (El Fraile)*. In der rechten Hand trägt er einen länglichen zylindrischen Gegenstand und in der Linken etwas Rechteckiges, das alle Eigenschaften eines mittelalterlichen Buchs mit Schließe zeigt. Handelt es sich um den metallenen Verschluss eines Breviers oder der Bibel? Selbst die Scharniere sind in allen Einzelheiten zu erkennen. Diese Tatsache wäre schon merkwürdig genug, wenn der Mönch nicht eine Kopie der Statue eines unbekannten Apostels zu sein scheint, die in der Kathedrale von Amiens aufgestellt ist. Der Kunststil ist anders, aber es handelt sich anscheinend um die gleiche Person (Mahieu, 1972, S. 219). Stellt der zylindrische Stab in beiden Fällen ein Schreibgerät dar?

Über die Sonnenwarte oder Kalasasaya, in der sich der *Mönch* befindet, wurde sehr viel spekuliert. Kalasasaya bedeutet *stehende Steine* und die Namensgebung bestätigt die Tatsache, dass hier stehende Steine gefunden wurden, die heutzutage von den Archäologen ausgemauert wurden. Man vermutet, dass es sich um ein Observatorium in megalithischer Bauweise handelt.

Der ehemalige Professor Hector Greslebin (1957/1958) von der *Universität Buenos Aires*, Spezialist für Architekturgeschichte, meint, dass es sich bei dem berühmten Sonnentor, das aus einem einzigen Steinblock mit den Maßen 2,80 x 3,60 x 1,40 Meter geschlagen ist, um ein Tor im vollen Sinn dieses Begriffs handelt. Aleide d'Orbigny konnte noch Anfang des 19. Jhs. auf dem Stein den von Bronzeangeln herrührenden Grünspan feststellen. Viele Spezialisten haben den Sinn der Flachreliefs zu ergründen versucht. Arthur Posnansky (1932) war der Erste, der das Sonnentor als Kalender betrachtete. Im Jahr 1937 veröffentlichte E.D. Dieseldorff eine Studie, die auf einige Verbindungen mit dem Maya-Kalender hinwies. Greslebin (1957/1958) sieht im Gegensatz zu allen anderen Studien das Sonnentor als Hauptportal einer Kirche an.

Die Erbauer der Kalasasaya sollen nach den Überlieferungen Ende des 13. Jhs. in einer Schlacht den Tod gefunden haben oder geflüchtet sein. Interessant ist, dass das Hauptportal der Kathedrale von Amiens zwischen 1225 und 1236 gebaut wurde.

Abb. 42: Der Mönch. Ein Apostel in der Kathedrale von Amiens (Frankreich) und der Mönch von Tiabuanaco. Beide tragen in der rechten Hand einen länglichen Gegenstand und in der Linken ein Buch, das durch einen Verschluss gesichert ist.



Vicente Fidel López (1871) stellte die Übereinstimmung des Tierkreises der Inka mit dem aus der Alten Welt bekannten fest. Sieben von den zehn uns überlieferten inkaischen Tierzeichen sind praktisch mit den europäischen identisch. Zwei haben die gleiche Bedeutung, wenn auch andere Symbole, während das zehnte dasselbe Symbol und einen zumindest ähnlichen Sinn aufweist. Handelt es sich um rein zufällige Übereinstimmungen?

Die katholische Papstkirche beschränkte sich darauf, den religiösen Festen, die sowohl einen heidnischen als auch einen christlichen Ursprung hatten, eine neue Bedeutung zu geben. Beim Tierkreis ist das jedoch nicht der Fall. Er blieb in seiner ursprünglichen Form erhalten.

Damit stellt sich die Frage, wer den Tierkreis nach Südamerika brachte. Aber auch die nordamerikanischen Algonkin-Indianer kannten Sternbilder, u.a. den Großen Bär, den sie auch exakt so nannten. Benennt man ein Sternbild, das nicht einmal die geringste Ähnlichkeit mit einem Bären aufweist, diesseits und jenseits des Atlantiks rein zufällig gleich? Ist es auch Zufall, dass frühe amerikanische Wissenschaftler erstaunt waren über die Ähnlichkeiten von Steingräbern der Algonkin-Indianer entlang des Delaware River (Du Chaillu, 1889) und konstruktionsgleichen Steinkisten-

gräbern in Dänemark? Aber auch die Steinkistengräber entlang des Mill Creek in Illinois (*Smithsonian Institution*, »Twelfth Annual Report«) sind identisch mit solchen in Europa.

Die Wikinger kamen wahrscheinlich erst später, denn nach allgemeiner Auffassung kannten sie die Tierkreiszeichen, dokumentierten sie aber nicht. Kam der Tierkreis mit den Kelten, genauer gesagt mit den Iren und den iro-schottischen Mönchen nach Amerika? Zu dieser Gruppe würde wohl der bärtige weiße Gott Viracocha ge-

hören. Die megalithische Bauweise der Kalasasaya entpuppt sich so vielleicht als keltisches oder noch älteres Bauwerk. Falls dem nicht so wäre, müsste ein anderer, direkterer Weg gesucht werden, auf dem das Christentum nach Mittel- und Südamerika kam.

Zu untersuchen wäre auch ein phönizischer Einfluss in Südamerika, denn der Kulturbringer der vorinkaischen Mochika-Kultur wurde als typisches Keramikportrait oft als bärtiger Mann, mit Ohrpflöcken, und manchmal mit Turban dargestellt (vgl. Abb. 37).

Vor den Inka, deren Sonnengott als *Schaum auf dem Meer* von der Küste ins Hochland

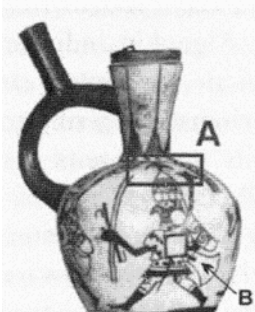
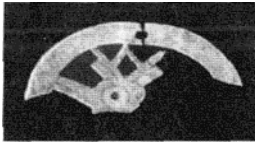


Abb. 43: Helme. Oben: Der Autor entdeckte in Tucson die Beschreibung dieses – nach Dr. Emil Haury (University of Arizona) einen Helmaufsatz darstellenden – Grabungsfundes, der in der Nähe des Casa Grande NM (Arizona) 1926 gemacht wurde. Mitte: Reiter mit Helmaufsatz auf dem Silberkessel von Gundestrup in Nordjütland (Dänemark). Unten: Krieger der auch große Pyramiden bauenden Mochika-Kultur mit Beil (B) und Helmaufsatz (A = Detailvergrößerung) auf einer Vase aus Trujillo (Peru).

heraufgekommen war und sich in der Stadt Tiahuanaco niedergelassen hatte, haben zig Generationen von Viracocha-Herrschern in Peru deutliche Spuren hinterlassen. Es klingt wie ein Märchen, wenn die Inka den Spaniern erzählten, dass die Viracochas imstande waren, Entfernungen zu verkürzen und die Landschaft zu verändern, indem sie Flüsse durch die Wüste leiteten und Berge auf die Ebenen setzten (= Mounds, Grabhügel?). Seltsamerweise könnte man diese Eigenschaften keltisch (oder megalithisch?) nennen, denn in Europa wurden mit anscheinender Selbstverständlichkeit Flussläufe verändert, wie es nachweisbar mit dem Igelsbach bei Manching (Rieckhoff/Biel, 2001, S. 419), der Aareschlaufe bei Bern (Pfister, 2001) und anderen Flussläufen geschah.

Auch *Römerstraßen* wurden in der Zeit vor den Inka von den Ingenieuren Tiahuanacos in Südamerika gebaut, wodurch die Reisezeit im Verhältnis zur ursprünglich benötigten Wanderzeit über Stock und Stein auf einen Bruchteil verkürzt wurde. Das 40 000 Kilometer umfassende Straßensystem in den Anden mit zwei Haupttrassen in Nord-Süd-Richtung war zum Teil gepflastert oder mit Steinen eingefasst. Von Tiahuanaco aus führten die Straßen zu allen Teilen des alten Königreiches: ostwärts ins Amazonasbecken, südwärts nach Nordwest-Argentinien, westwärts ins Gebiet von Nazca an der peruanischen Küste oder hinunter zur Nordküste, an der Tucume liegt. Die meisten dieser Straßen hatten die Inka übernommen und möglicherweise verlängert. Die Behauptung, dass die Viracochas Entfernungen verkürzen konnten, entspricht der Wahrheit.

Die beeindruckende Terrassierung der Berghänge in Peru zum Zwecke der Bewässerung begann bereits vor der Inka-Herrschaft. Der kolossale – römisch aussehende – Aquädukt von Ascope in Peru, der aus Adobe-Steinen (luftgetrocknete Ziegel) errichtet wurde, hat eine Höhe von fünfzehn Metern und überbrückt 1,5 km. Der Kanal von La Cumbre ist 84 km lang, und Reservoir – wie das von San Jos – fassen mehrere hunderttausend Kubikmeter Wasser. In Europa würde man diese – offiziell der Mochika-Kultur zugeschriebenen – Wasserbauwerke wohl der Tatkraft der Römer zurechnen. Offiziell liest man über die peruanischen Aquädukte und Wasserbaukunst so gut wie nichts – aus Verlegenheit?

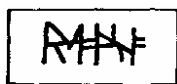
Die lange Liste der Viracocha-Herrscher endete, als der erste Inka, nur zwölf Generationen vor Ankunft der Spanier, als Kaiser eingesetzt wurde. Um 1290 sollen Viracocha und seine Leute von einer neuen Einwanderungsgruppe weißhäutiger Eindringlinge bekämpft und verjagt worden sein. Es waren wahrscheinlich Wikingern, die durch die Christianisierungskriege vertrieben worden waren.

Die frühen Chronisten Sarmiente und Betanzos schildern detailliert den Auszug Viracochas. Die Cana-Indianer bauten ihm an der Stelle, wo er zu ihnen gesprochen hatte, einen großen Tempel und errichteten darin eine vier Meter hohe bärtige Statue, in der die Spanier später ihren Heiligen St. Bartholomäus sahen (Heyerdahl, 1997, S. 230).

Das bisher nur zum Teil entzifferte inkaische Zeichensystem (Knotenschrift) *Quipu* gilt als spezifische altperuanische Erfindung der Inka. Ein ähnliches System war allerdings nicht nur in Skandinavien bekannt.

Eine besondere Art der Knotenschrift war in der Form von so genannten *Müllerknoten* in Süddeutschland noch bis zu Beginn des 20. Jhs. in Gebrauch. Bestimmte, in die Sackschnur geknüpfte Knoten, Schleifen und Zöpfe bezeichneten Mehrlart und Menge (Anders/Jansen, 1988, S. 12). Farben- und Zahlenkombinationen können zu statistischen Zwecken benutzt werden. Entsprechende Systeme lassen den Kundigen auch religiöse Texte rezitieren. Bereits im 6. Jh. vor der Zeitenwende mahnte Laotse: »Lasst wieder Knoten aus Stricken knüpfen und sie gebrauchen als Schrift ...«

Wenn man etwas nicht kennt, entziffern oder übersetzen kann, entstehen falsche Einsichten. So wird uns laut dem Chronisten Garcilaso de la Vega von einem Knotenschriftdeuter berichtet, der das Mysterium der Dreieinigkeit – *dreieiniger* und *ein* Gott – folgend



R1H1K1F

Abb. 44: Nazca-Inschrift. Handelt es sich bei der Verzierung auf einem Gefäß aus Nazca (Peru) um eine Runenschrift? (Aus: Wagner/Duncan, 1934).

las: »Drei Götter und einer sind vier.« Die Dreieinigkeit Gottes war in Südamerika demnach schon vor der Ankunft der Spanier bekannt.

Die Wikinger, und schon vorher die keltischen Iren und Mönche, brachten den christlichen Glauben mit nach Amerika. Diese von mir präsentierte Variante wurde bisher nicht diskutiert, da die Wikinger oder andere weiße Abenteurer aus der Alten Welt als heidnische Barbaren angesehen wurden, die sich lange der römisch-päpstlichen Christianisierung widersetzen.

Die überlebenden Weißen der Schlacht von Tiahuanaco wurden in mehrere Richtungen zerstreut. Sie kamen wahrscheinlich auch auf die Osterinsel und besiedelten Polynesien, nachdem bereits Indianer der Vorinkazeit dorthin fuhren.

Zur Zeit der Konquista, berichtet Petrus Martyr, staunten die Spanier darüber, dass die Peruaner Schiffe hatten, die den spanischen Karavellen an Größe nicht nachstanden. Und Balboa erzählt, dass der Inka Yupanqui zwei im Stillen Ozean gelegene Inseln ausplündern ließ (»Mitteilung der Vorderasiatisch-Aegyptischen Gesellschaft«, 1926, S. 3). Präkolumbische Berührungen zwischen Ozeanien und Amerika sind also historisch definitiv belegt.

Wie ich bei meinem Besuch der Galápagos-Inseln feststellen konnte, wurden auf dem fast trinkwasserlosen Archipel an mehreren Orten Keramik aus Peru und Ecuador sowie eine nach der Reinigung noch brauchbare rote Tonpfeife vom Mochika-Typ gefunden. Daneben entdeckte man aber auch primitive Schneidgeräte aus Obsidian und Feuerstein, also Material, das es auf den Galápagos-Inseln nicht gibt und daher, wie die Tongefäße, vom Festland stammen muss (vgl. Heyerdahl, 1975, S. 232 f.).

Thor Heyerdahls Zeitbestimmung für die Ankunft der Fremden erscheint im Jahre 500 aber wohl viel zu früh, denn er sagt selbst, dass die Nachkommen der Weißen, die Aarii, die polynesischen Aristokratie darstellten und dass ihre Vorfahren als Götter angebetet wurden. Im 17. und 18. Jh. entdeckten die Europäer dort immer noch Eingeborene mit weißer Haut und rotem Haar. Es wäre absolut *unmöglich*, dass sich der nordische Menschentyp, und sei es nur in wenigen Familien, auf den ozeanischen Archipelen derart lange

erhalten hat. Es muss sich um einen wesentlich kürzeren Zeitraum handeln.

Als Alvaro Mendana Ende des 17. Jhs. die Marquesas-Inseln entdeckte, schrieb Antonio de Murga (1609) von mehr als »vierhundert Indianern (der Solomon-Inseln), weiß und von sehr angenehmer Erscheinung ... (mit) sehr schönem, lockeren Haar, und viele von ihnen blond«. Ähnliche Begegnungen gab es immer wieder auf dieser Reise. Der Holländer Carl Frederick Behrens (1793) sagt von den Bewohnern der Osterinsel, dass diese »im Allgemeinen so dunkel wie die Spanier (sind); trotzdem gibt es genügend Schwarze und andere, die vollkommen weiß sind.«

Alle Wege führen nach Tiahuanaco

Der Fund einer aus indischem Eidechsenleder bestehenden Geldtasche, von chinesischer Seide und einer Buddha-Figur in Gräbern der Wikinger könnte ein Hinweis auf die ausgedehnten Fahrten der Wikinger sein. Falls dies zutrifft, woran ich nicht zweifle, stellt sich die Frage, auf welchem Weg die Wikinger nach China oder Indien kamen. Schließen wir die Umseglung Afrikas einmal aus, bleiben als direkte Seewege die – heutzutage vereiste – Nord-West-Passage über kanadische Meerengen und/oder entlang der Nordküste Russlands hinweg, jeweils bis zur Beringstraße. Eine grundsätzlich andere – *zusätzliche* – Möglichkeit wäre eine Expeditionsreise, die dem Brazilstrom an der Ostküste Südamerikas folgt. Durch die – erst später offiziell entdeckte – Magellanstraße gelangt man in den Pazifik, und mit der Äquatorialströmung in Richtung Indonesien und Indien. Dabei wurden eventuell die Stützpunkte an der Pazifikküste genutzt, die durch Straßen mit Tiahuanaco verbunden sind. Natürlich könnten diese Häfen auch direkt als Ausgangspunkt einer möglichen Verbindungsroute nach Indien und weiter in Richtung des Vorderen Orients gedient haben.

»Polynesisches Sprachgut in Amerika und in Sumer« weist Eduard Stucken (1926, Heft 2) nach. Kaum verwunderlich, wenn man die Existenz megalithischer Bauten auf pazifischen Inseln berücksich-

Abb. 45: Felsinschriften.

A: Libysche Inschrift in Chile.

Aus: »Journal Anthro-

pologique du Canada«, Vol.

13, Nr. 2, 1975. Vergleiche

Abb. 7, Seite 26. B: in Idaho.

»Indian Rock Writing in

Idaho«, Twelfth Biennial

Report of the State Historical

Society of Idaho, 1929-1930,

S. 35-111. C: in Kalifornien.

»Univer-sity of California

Publica-tions in American

Archaeo-logy and

Ethnology«, Vol. 24, 2/1929,

S. 62-159. D: in Argentinien.

Aus: Quiroga (1931) in:

»Impresa de la Universidad«.

E: in Peru. Aus: Hutchinson,

1873.

F: Zum Vergleich iberische

Schriftzeichen (südliche

Variante aus dem -3. Jh.),

die Beziehungen zu

phönizischen, etruskischen und altgriechischen Schriften aufweisen

(Haarmann, 1991, S. 421 f.).



tigt, die bereits vor den Wikingern von Kelten bzw. Megalithikern errichtet wurden.

Wie schon dargelegt, führten von Tiahuanaco aus Straßen zu allen Teilen des alten Königreiches. Die ins Amazonasbecken und in Richtung Rio Parana führenden Straßen gaben eigentlich schon die Route für europäische Eroberer ins südamerikanische Hochland vor: über die verästelten Fluss-Systeme des Amazonas in Brasilien und den in den *Rio de la Plata* fließenden Paraguay und Parana, also von Peru aus über Bolivien und Paraguay bis zur argentinischen Küste am Atlantik.

Der französische Professor Jacques de Mahieu wies bei seinen richtungsweisenden Expeditionen Stützpunkte der Wikinger (und Kel-

ten?) in Paraguay nach. Er fand in der Wildnis von Paraguay 71 Runeninschriften unter unzähligen anderen, von Zeit und Witterung verwischten Steininschriften. Auch megalithische Zeugnisse gibt es in Südamerika, wie nicht nur Menhire in Argentinien beweisen (Mahieu, 1982).

Aus Platzgründen kann auf diese interessanten Funde hier nicht näher eingegangen werden. Es sollen hier nur die Verkehrswege angesprochen werden, auf denen die bärtigen und weißen Wikinger in das wohl organisierte Großreich europäischen Ursprungs kamen, das erst 1532 unter den spanischen Konquistadoren zusammenbrach. Die Chronisten bezeugen, dass das Reich, das sie zerschlugen, von Menschen geführt wurde, die »weißer als die Spanier« und viele von ihnen blond und blauäugig waren.

Es ist jetzt auch kein Wunder mehr, wenn auf der berühmten Karte von Piri Reis aus dem Jahre 1513 bereits die Amazonasquelle eingezeichnet ist, die offiziell erst viel später entdeckt wurde. Die Falklandinseln wurden offiziell 1592 entdeckt, sind aber auf den Karten von 1513, also 79 Jahre vor der offiziellen Entdeckung, bereits auf dem korrekten Breitengrad eingezeichnet. Spätestens die Wikinger, oder sogar vor ihnen die Kelten oder Megalithiker, hatten all diese Ländereien schon vor der Fahrt des Kolumbus entdeckt.

Die Wikinger kamen aber auch über die Nordroute, der so genannten Nord-West-Passage, über das zu damaliger Zeit eisfreie Nordmeer, entlang der Küste im Norden Kanadas (oder Sibiriens) und segelten dann über die erst mit der Schneezeit geflutete Beringstraße und dann wahlweise die Westküste Amerikas oder Ostküste Asiens südwärts. Das ist der Grund, warum nicht nur die Engländer später verzweifelt diese letztendlich in den Pazifik führende Wasserstraße im Norden Kanadas gesucht, aber nicht gefunden haben. Der britische Seefahrer und Entdecker James Cook suchte neun Monate erfolglos nach der Nord-West-Passage.

Das Gerücht von der Existenz einer Nord-West-Passage war aber kein Märchen, weil es sie ja gibt. Nur ist dieser Wasserweg heutzutage durch Eis blockiert und nur für Eis brechende Schiffe passierbar. Die Wahrheit ist, dass die Wikinger vor 1350 die eisfreie Nord-West-Passage benutzten und über die Beringstraße in den Pazifik

segelten. Später war es auch den Wikingern nicht mehr möglich, da die grüne Insel Grönland und die Nord-West-Passage mit Beginn der Kleinen Eiszeit zu vereisen begannen, wie ich noch näher erläutern werde.

Die Wikinger umsegelten auch Südamerika, lange bevor der portugiesische Seefahrer Fernando Magellan (1480-1521) die Süd-West-Passage entdeckte. Magellan selbst zögerte bei der Suche dieses Wasserweges keinen Augenblick, *nicht* in die breite, einladend vor ihm liegende Mündung des *Rio de la Plata* einzufahren, sondern er segelte ohne Umwege weiter und suchte *zielstrebig* die später nach ihm benannte – wesentlich schmalere – Magellanstraße, wie sie auf einer ihm *vorliegenden* Karte weiter südlich liegend eingezeichnet war. Er *entdeckte* sie schließlich am 21. Oktober 1520 offiziell.

Magellan war nicht der Entdecker der Süd-West-Passage und es gab eine Landkarte von offiziell noch nicht entdeckten Gebieten? Ja, denn bereits 1515, also fünf Jahre bevor Magellan die Magellanstraße durchquerte, wurde diese Meerenge von Johann Schöner in seinen berühmten Globus eingetragen. Allerdings handelt es sich um ein Plagiat der Weltkarte von Martin Waldseemüller aus dem Jahre 1507. In dieser Karte wurde Amerika, insbesondere Südamerika, als eigenständiger Kontinent zwischen Europa, Afrika und Asien eingezeichnet. Eine Information, die vor der erst wesentlich später stattgefundenen Reise des Magellan offiziell noch gar nicht bekannt war! Wenn man bedenkt, dass Pizarro zum Zeitpunkt der Veröffentlichung von Waldseemüllers Landkarte noch gar nicht in Peru gelandet war, ergibt sich eine unglaublich genaue Linienführung Südamerikas – im Gegensatz zur Küste Nordamerikas, die ohne Grönland, Labrador und Neufundland dargestellt ist, obwohl diese Gebiete Nordamerikas im Laufe der vorangegangenen zehn Jahre offiziell erforscht waren.

Allerdings war Südamerika auf der Karte Waldseemüllers nördlich der Magellanstraße abgeschnitten – mit Absicht. Denn die *geheimen* Informationen für die zeichnerische Darstellung Südamerikas stammten aus Frankreich, genauer gesagt aus normannischen Quellen. Dänische Wikinger fuhren schon im 10. Jh. nach Südamerika. Die Normannen im Herzogtum Normandie (Frankreich) hatten

die Verbindung mit ihrem dänischen Herkunftsland nie ganz verloren und pflegten ständig maritime Beziehungen (Mollat, 1952). Sie importieren Brasilholz, das in den normannischen Häfen Frankreichs ausgeladen wurde. Der Extrakt eines rötlichen Holzes, Bakkam genannt, wurde zuerst – statt ganzer Stämme – nach Europa verschifft. Dieses Erzeugnis nannten die Italiener *Bresill* oder *Brassilly* und die Katalanen *Brazil*. Im 13. Jh. wurde das anders, als über die Häfen der Normandie ganze Stämme nach Frankreich gelangten. Dies ist eindeutig dokumentiert, da der Gebrauch von Brasilholz (Brasilholz) für Tischler und Böttcher in einem Buch beschrieben wird, das Estienne Boileau erscheinen ließ, als Ludwig IX. (1214-1270) König von Frankreich war. Transatlantischer Handel erfolgte erwiesenerweise bereits mehrere Jahrhunderte vor der Reise des Kolumbus.

Dieppe ist der natürliche Hafen des 100 Kilometer entfernten Amiens, wo am Haupteingang der Kathedrale das Original der als *Mönch* bekannten präinkaischen Statue von Tiahuanaco steht.

Jetzt wird auch verständlich, warum neben anderen eine geheimnisvolle Insel auf mehreren alten Atlanten an jeweils unterschiedlichen Orten westlich von Europa im Atlantik verzeichnet ist: Der Mediceische Atlas von 1351 nennt sie Brazil, die Karte des Bianco von 1436 Berzil und die von Benincasa 1482 Bracill. Die Lage von Brasilien war aus wirtschaftlichen Gründen ein wohl gehütetes Wissen. Der schriftliche Bericht des Kapitän Paulmier de Gonneville aus dem Jahre 1503 erwähnt das »Land West-Indiens, wohin seit einigen Jahren die Seefahrer von Dieppe und St. Malo und andere Normannen sich begeben, um Holz zum Rotfärben zu holen«.

Liegt in der Kenntnis von geheimnisvollen Überseegebieten die Ursache für das Verhalten des Königs von Frankreich, der bereits vor dem offiziellen Schiedsspruch über die Aufteilung der Welt zwischen Portugal und Spanien Bescheid wusste, wie Papst Alexander VI. (1431-1503) in seiner berühmten Bulle 1493 bestimmen würde? Denn der französische König wusste, dass die iberischen Mächte, Spanien und Portugal, zu diesem Zeitpunkt noch nicht viel von Amerika entdeckt hatten. Er schaltete seinen Vetter, den Her-

zog von Lothringen ein, der die vorhandenen Karten der Templer und/oder Normannen verstümmeln und von Waldseemüller – mit einer für damalige Verhältnisse hohen Auflage von 1000 Stück – neu erstellen ließ. Später wurde die ursprüngliche Karte mit der Magellanstraße durch Schöner im Jahre 1515 veröffentlicht, und Magellan fuhr fünf Jahre später zielstrebig in die von ihm *entdeckte* Meerenge.

Der französische König, ausgestattet mit dem Wissen der Normanen sowie der Templer, und damit der dänischen Wikinger und wahrscheinlich auch Phönizier, hatte zu Beginn des 16. Jhs. ein ausgesprochenes Interesse daran, den seefahrenden Nationen und dem Papst zu zeigen, dass die von ihnen noch zu entdeckenden Länder bereits bekannt waren. Papst Clemens VII. musste daraufhin 1533 erklären, dass die fragliche Bulle von 1493 »nur die bekannten Kontinente betrifft und nicht die vorher von anderen Kronen entdeckten Länder«. Es wurde damit offiziell zugegeben, dass Zentral- und Südamerika unmittelbar nach der ersten Reise des Kolumbus bereits bekannte Länder waren!

Die Folge war, dass das spanisch-portugiesische Privileg in Bezug auf Mittel- und Südamerika aufrecht erhalten wird, aber dass hinsichtlich Nordamerika nachgegeben wurde. Frankreich konnte dann in der Folge Kanada ungehindert kolonisieren.

Jetzt wird auch verständlich, warum Waldseemüller Südamerika so exakt bis zum 40. Breitengrad – aus strategischen Gründen ohne die Magellanstraße – abbildete, aber die bereits vorher entdeckten Ländereien Grönland, Labrador und Neufundland ganz weg ließ, ja ganz Nordamerika bis zur Unkenntlichkeit, quasi absichtlich zu einem unbedeutenden Landstrich zusammenschmolz. Frankreich behielt sein Wissen um neu entdeckte und noch zu entdeckende Gebiete Nordamerikas als Trumpfasse im Ärmel und spielte sie erst nach Erlass der Bulle sieges- und zielsicher aus.

Zwischen der Normandie (Frankreich) und Brasilien florierte ein regelmäßiger Schiffsverkehr, nachdem Kapitän Paulmier de Gonneville mit einer Gruppe Normannen 1503 an der Küste von Santa Catarina einen Stützpunkt einrichtete. Erst im Jahre 1585 wurden sie von den Portugiesen vertrieben.

Wikinger in Nordamerika

Kolumbus entdeckte Amerika auf keinen Fall als Erster, denn inzwischen gilt als erwiesen, dass an der äußersten nördlichen Spitze von Neufundland drei für die Wikinger typische Langhäuser, eine Schmiede und weitere kleinere Gebäude, entdeckt und mittlerweile rekonstruiert wurden.

Nach den Sagas entdeckte der Wikinger Leif Eriksson bei seiner Fahrt angeblich zuerst Baffin Island, das den Namen Helluland erhielt. Dann kam das Schiff nach Markland und schließlich in das Land des wilden Weines, genannt Vinland. Es wird noch immer heftig gestritten, wo diese auch auf alten Karten verzeichneten Ländereien – damals noch oft durch heute nicht mehr vorhandene Landbrücken verbunden – in Amerika tatsächlich gelegen haben, denn die Sagas berichten über ausgedehnte Fahrten zu diesen Ländern und auch, dass in Vinland wilder Wein wächst. Eine sehr umstrittene Darstellung, denn wenn es sich um eine wirklichkeitsnahe Beschreibung handelt, müssen die grönländischen und isländischen Wikinger entlang der amerikanischen Ostküste weiter nach Süden, vielleicht sogar in das Gebiet um Boston vorgestoßen sein oder noch weiter südlich bis nach Florida. Diese anscheinend verwegene Behauptung wird durch den archäologischen Fund von Holz eines *Butternut Trees* – einer amerikanischen Walnuss-Art – in der Ansiedlung *L'Anse aux Medows* (Nordkanada) anscheinend bestätigt, da diese heutzutage nur in südlicheren Gefilden wächst – dort, wo es tatsächlich auch wilden Wein gibt. Eine andere bisher nicht beachtete Möglichkeit ist, dass das Klima in heutzutage arktischen Gefilden wesentlich wärmer war.

Über die Fahrten der Wikinger, wie sie in den Sagas beschrieben werden, wurde viel diskutiert, und es sind viele unterschiedliche Örtlichkeiten entlang der nordamerikanischen Küste und im inneren Nordamerikas, wie im Gebiet der Großen Seen, angeblich lokalisiert worden. Die Sagas sind jedoch keine Augenzeugenberichte. Wahrscheinlich wurden die Erfahrungen verschiedener Entdeckungsfahrten aus mehreren Jahrhunderten vermischt. Die berühmte Edda fand man erst im 17. Jh. und auch die Bibel er-

schien erst 1584 in isländischer Übersetzung. Warum nicht früher? Angeblich wurde Island bereits 999 oder 1000 christianisiert. Könnte sein, aber von iro-schottischen und nicht von katholischen Mönchen.

Im Wissenschaftsmagazin »Nature« wurden zoologische und geologische Untersuchungen veröffentlicht, die die Fahrten der Wikinger ins Vinland durch die Existenz der *amerikanischen* Sandklaffmuschel *Mya arenaria* zu bestätigen scheinen. Diese Muschel ist angeblich seit dem Pleistozän-Zeitalter *in Europa ausgestorben*. Sie soll vor 700 Jahren mit den Schiffen der Wikinger zumindest ins nördliche Jütland bei Skagen wieder eingeschleppt worden sein (»Nature«, Band 359, S. 679).

Ein nachweislich echter Fund in Amerika, der aus Norwegen stammt, wurde 1974 zusammen mit unzähligen bis zu 5000 Jahre alten prähistorisch-indianischen Artefakten im Blue-Hill-Gebiet im US-Bundesstaat Maine gemacht. Es handelt sich um eine stark korrodierte Münze, die anfänglich als aus England stammend angesehen wurde. Bei meinem Besuch des *Maine State Museums* in Augusta (Maine) war dieses Unikat gerade ausgeliehen, und ich konnte nur eine Kopie begutachten. Auf meine Bitte hin gab man mir einige Untersuchungsberichte. Aus diesen geht hervor, dass genauere Untersuchungen durch mehrere Experten, insbesondere Dr. Kolbjorn Skaare (*Universität Oslo*), *eindeutig* eine Wikinger-Münze aus der Zeit um 1065 bis 1080 identifizierten. Die Echtheit der Münze und auch die Fundumstände sind in diesem Fall *unstrittig*. Also handelt es sich um einen Beweis für die Anwesenheit der Nordleute in Maine?

Zum Glück für die Historiker wird *L'Anse aux Medows* inzwischen als nordische Siedlung in Kanada offiziell anerkannt. Nur, jeder weitere Schritt südlich auf dem amerikanischen Kontinent ist allein schon durch eine gedankliche (Dogmen-)Grenze verboten. Die Lösung des Problems heißt offiziell: Diese Münze stammt aus Grönland oder *L'Anse aux Medows* und wanderte angeblich durch die Handelstätigkeit indianischer Stämme und eventuell Eskimos von Hand zu Hand über 1600 Kilometer (Luftlinie) hinweg nach Süden, auch über breite Wasserstraßen hinweg.

Eines der ältesten Bauwerke der Vereinigten Staaten stellt die *Old Stone Mill* in Newport (Rhode Island) dar. Über die genaue Entstehungsgeschichte des von Säulen getragenen Rundbaus gibt es unterschiedliche Auffassungen. Nach offizieller Darstellung handelt es sich um eine alte Steinmühle, die zur Zeit der ersten Siedler auf den Resten eines älteren, unbekannten Gebäudes aufgebaut wurde. Einige Historiker schreiben den Bau den Wikingern (Normannen) zu, die um 1040 hier gelandet sein sollen.

Interessanterweise fanden dänische Archäologen 1930 in einer Ruine der grönländischen Wikingersiedlung *Ameralikfjord* ein Stück glänzende Anthrazitkohle, die einerseits nicht in Grönland vorkommt und auch nicht aus Island oder Norwegen stammen kann. Andererseits jedoch gibt es nur zwei Fundstellen entsprechender Kohle an der Ostküste Amerikas – beide liegen in Rhode Island. In diesem US-Bundesstaat steht auch der alte steinerne Rundbau.

Auf einem alten Siegel der Stadt Konghelle (heute Kungälv/Schweden), damals zu Norwegen gehörig, ist ein Turm auf Stützen abgebildet, der dem in Newport vom Baustil her sehr ähnelt. Eingehende Untersuchungen des Rundturms in Newport im Jahre 1942 durch den bekannten Forscher Philip A. Means und 1946 durch Hjalmar R. Holand ergaben, dass es sich um eine christliche Kirche aus dem Mittelalter handeln soll, die zugleich als Festung für den Fall einer Belagerung genutzt werden konnte. Professor Dr. R. Hennig wies auf die starke Ähnlichkeit im Äußeren wie im Inneren vor allem mit der St.-Olafs-Kathedrale in Tonsberg (Norwegen) und der Heiligen-Grabes-Kirche in Cambridge hin. Bereits 1910 hatte der Franzose Enlart Vergleiche mit altschwedischen Rundkirchen angestellt.

Der Turm an der Narragansett Bay in Newport könnte im 14. Jh. entstanden sein, da Feuer- und Kaminanlagen, wie sie hier vorliegen, vor dem 14. Jh. in Europa nicht üblich waren. Der Typ der Rundkirchen in Europa gehört dagegen ins 12. und 13. Jh., was nicht ausschließt, dass in Amerika Nachahmungen aufgrund alter Erinnerungen noch im 14. Jh. versucht worden sein konnten, oder handelt es sich etwa um zwei verschiedene Zeitstränge, die zur Deckung gebracht werden müssten?



Abb. 46: Siegel. Links: Auf dem Siegel der Tempelritter von 1167 (Bayrisches Staatsarchiv, München) sieht man auf der Rückseite einen Turmbau (vgl. Abb. 47) und auf der Vorderseite Ritter (Templer), die ähnliche Helme tragen wie die auf dem Teppich von Bayeux um 1077 abgebildeten normannischen Wikinger. Rechts: Ein sich im französischen Staatsarchiv befindliches Siegel des Templerordens, das 1307 beschlagnahmt wurde, zeigt einen amerikanischen Indianer mit einem Lendenschurz, Kopfschmuck aus Federn und einem Bogen. Die lateinische Inschrift lautet »Secretum Templi« (Das Geheimnis des Tempels). Vor 1307 soll die Entdeckung Amerikas tatsächlich ein aus wirtschaftlichen Gründen streng gehütetes Geheimnis gewesen sein.

Auf einem alten Gemälde von Newport aus dem Jahre 1735 sind drei Windmühlen dargestellt, aber auch der Steinturm, der bereits damals eine Ruine war. Diese Darstellung beweist, dass die Aussage des Gouverneurs Benedict Arnold falsch interpretiert wurde, als er von »meiner aus Stein gebauten Windmühle« gesprochen hatte.

Auf der Mercator-Weltkarte aus dem Jahre 1569 sind in Südamerika, aber auch in Nordamerika in bis zum Zeitpunkt der Kartenerstellung unentdeckten Gebieten eine nicht geringe Anzahl Gebäude eingezeichnet. In Rhode Island an der Narragansett Bay ist ein Bauwerk mit zwei Türmen zu erkennen. Tatsächlich hat man mit Radaruntersuchungen festgestellt, dass es in Verbindung mit dem runden Steinwerk weitere Strukturen im Boden gibt, die auf umfassende weitere alte Baukonstruktionen hindeuten. Vielleicht findet man an den in Südamerika mit Häusern gekennzeichneten Stellen auch Reste alter Baukonstruktionen? Fest steht, dass die ersten

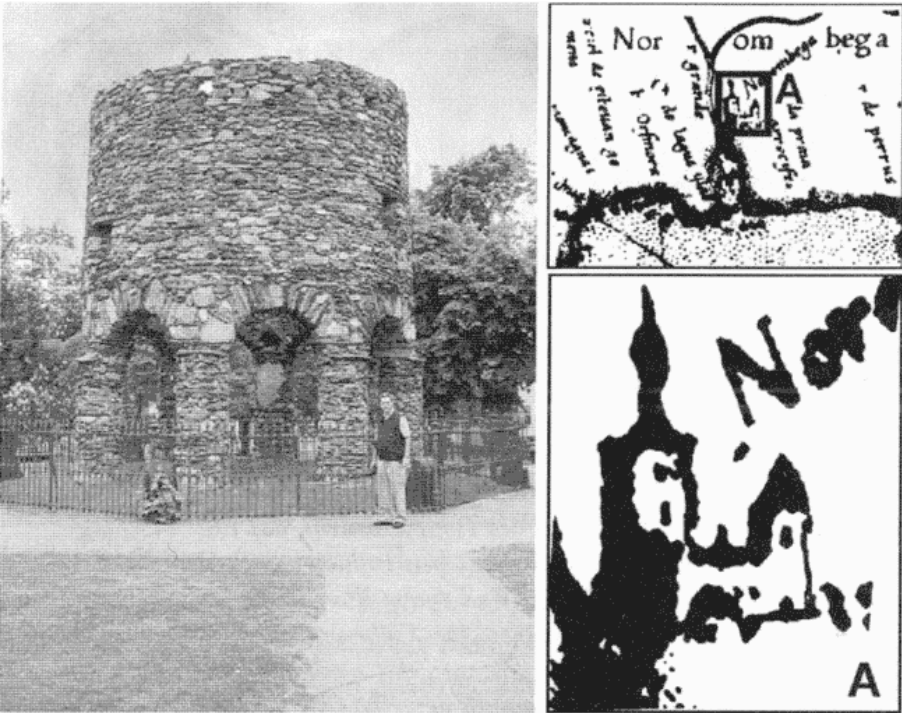


Abb. 47: Normannenturm. Der Autor vor dem Old Stone Tower in Newport (Rhode Island), der möglicherweise von irischen Mönchen oder Normannen gebaut wurde. Die Vergrößerung der Mercator-Weltkarte von 1569 (Bild rechts oben) zeigt ein turmartiges Gebäude (Vergrößerung A) an der Naragansett Bay, dem Standort des Old Stone Tower.

Siedler offiziell am 21. Dezember 1620, erst 41 Jahre nach Veröffentlichung der Mercator-Karte, die Mayflower verließen und südlich von Boston (Massachusetts) siedelten.

Die Bezeichnung *Norombega* (*Norumbega*) auf der Mercator-Karte war eine gebräuchliche Bezeichnung für den nördlichen Bereich der Ostküste Nordamerikas. Die alten Ortsbezeichnungen der Region bestätigen die Eindrücke der Entdecker des 16. Jhs. Der Kapitän Jean Parmentier aus Dieppe erwähnt in seinem Bericht über den in französischen Diensten stehenden Florentiner Verazzano, dass dieses Land »wegen seiner Bewohner Norwegen« genannt wird (Ramusio, 1550-1559). Auf dem Globus von Vulpus (Bildtafel XII), der aus dem Jahr 1542 stammt, ist der Name Normanvilla

südlich von Labrador eingezeichnet. Ein Hinweis auf die Anwesenheit der Normannen in den neuen Ländern?

Nordöstlich von New York befindet sich seit 1930 ein interessanter Runenstein in einer alten Handelsstation, der *Aptucxet Trading Post*, in Massachusetts, die bei meinem Besuch leider gerade geschlossen war. Früher war dieser Stein im Fundament eines Hauses der Wampanoag-Indianer in Komassakumkanit (Cape Cod) eingebaut und wurde später als Türschwelle in einer Kirche benutzt. Der *Bourne-Stein* trägt zwei Reihen von eingravierten, teils runenartigen Zeichen, die unterschiedlich interpretiert werden. Nach Barry Fell ist die Schrift iberisch (Fell, 1989, S. 162). Aber die ersten drei Zeichen der zweiten Zeile könnten auch die lateinischen Buchstaben AVM – für *Ave Virgo Maria* – darstellen und auf die Zeit des frühen Christentums in der Alten Welt hindeuten.

Die lateinischen Buchstaben AVM sind auch auf dem umstrittenen *Kensington Runestone*, der in Alexandria (Minnesota) besichtigt werden kann, eingraviert. Der Stein wurde 1898 von einem schwedischen Einwanderer und Farmer, Olof Ohman, in Kensington, Minnesota, unter den Wurzeln eines 70 Jahre alten Baumes entdeckt. Der erste weiße Siedler betrat erst 1858 diese Gegend.

An der *Universität von Minnesota* gelang es einem Fachmann in skandinavischer Kultur, Prof. O.J. Breda, den Text ohne größere Schwierigkeiten fast vollständig zu entziffern. Nur einige Zeichen blieben unverständlich, die später als Ziffern identifiziert wurden (Text siehe Foto 94). Der Runenforscher Dr. Richard Nielsen und andere Spezialisten der *Universität von Dänemark* haben nun in kürzlich vorgelegten Untersuchungen nachgewiesen, dass die Schrift auf dem Stein tatsächlich Altschwedisch des 14. Jhs. ist (»Epigraphic Society Occasional Papers«, Vol. 16, 1987 und »Scandinavian Studies«, Vol. 72, 1/2001). Da erst im Laufe des 20. Jhs. alle altschwedischen Wörter identifiziert wurden, müssen diese 1898 folglich unbekannt gewesen sein. Ein Zeichen wurde im Jahre 1914 übersetzt und zwei andere erst 1962. Falls die Inschrift gefälscht ist, waren die Fälscher Hellseher. Allerdings wies ursprünglich die Existenz von acht der Wörter in modernem Schwedisch auf eine Fälschung hin. Zu diesem Zeitpunkt wusste man aber nicht,

dass diese verwendeten Symbole bereits im 14. Jh. in Dänemark, Westschweden und kurioserweise in den Tiroler Alpen benutzt wurden, wie alte Dokumente belegen.

Im Oktober 2000 wurde der *Kensington Runestone* im *Laboratory of American Petrographic Services (APS)* mit elektronischen Scan-Mikroskopen (SEM) getestet. Die Geologen bestätigen, dass der Stein sehr lange Zeit im Boden gelegen hat, da die Kristalle der Grauwacke an den Bruchkanten und Flächen *komplett erodiert* sind, auch in den geschlagenen Kerben für die Buchstaben.

Bedenkenswert erscheint auch, dass die Irokesen typische Langhäuser errichteten, so wie es die Wikinger in *L'Anse aux Medows* und Grönland oder auch die Kelten taten. Auf einem alten Stich ist festgehalten, wie die Franzosen mit indianischen Hilfstruppen ein mit Holzpalisaden geschütztes *Dorf mit Langhäusern* umstellen, das ein als regelmäßiges Rechteckraster geplantes System aufweist, so wie man es von den Altgriechen her kennt. Besonders faszinierte mich, dass die Irokesen scheinbar einen Fluss derart umgeleitet haben, dass er diese kleine Stadt umfließt. Auch die Kelten verlegten Flussläufe.

Wie bei den Kelten stand bei den Irokesen die älteste Frau einer Familie (im Langhaus) vor. Der Langhaustyp der Irokesen entspricht bis ins Detail dem bis ungefähr 1200 errichteten nordeuropäischen Typ: u.a. fensterlos, einstöckig, sehr lang und selten über sechs Meter breit. Während die Irokesen dieser Konstruktion bis um 1800 treu blieben, dokumentierte Jacques Cartier auf seinen Entdeckungsfahrten, dass u. a. die Huron-Indianer Langhäuser bauten, die dem neueren, breiteren isländischen Typ des 13. Jhs. mit Unterteilungen entsprechen. Gab es zwei Invasionswellen?

Entsprechend haben sich viele altnordische Worte (Cleasby/Vigfusson, 1874) in der Sprache der Irokesen (»*Archaeologia Americana*«, Vol. 2, 1836) erhalten (vgl. Mallery/Harrison, 1979, S. 239-241). Einige wenige Beispiele aus der Sprache des Mohawk-Stammes (Bruyas, 1700): *Richtung* bedeutet *ati* und in Altnordisch (An.) *att*, *essen* bedeutet *at* oder *ate* und in An. *eta*, *eintreten* bedeutet *in-nion* und in An. *inni*...

Irische Mönche in Amerika

Warum nannten die Konquistadoren die Priester der einheimischen Nahuas in Südamerika *Papas*? Auch der Papst wird liebevoll *Papa* genannt. Es hätte sich um ein Sakrileg gehandelt, den Götzendienern ausgerechnet den Titel des Oberhirten der Christenheit zu geben. Der Grund ist, dass es sich um Nachfolger von Priestern handelte, die *Papas* genannt wurden – wie die iro-schottischen Mönche in Europa. Bestätigt wird dies im ersten geographischen Buch (»De mensura orbis terrae«) aus dem 9. Jh., indem der irische Mönch Dicuil den Nordatlantik beschreibt und andere *Papas* befragt, die im Sommer regelmäßig nach Thule segelten.

Von der frühen Seefahrtstätigkeit irischer Mönche berichteten die Wikinger selbst. Im »Landnamabook« wird erzählt, dass sie bei ihrer Ankunft in Island »Männer vorfanden, welche die Nordmänner »Papar« nannten. Es waren Christen, und man nimmt an, dass sie aus dem Westen übers Meer gekommen waren, denn man fand bei ihnen Bücher, Glocken und Kruzifixe.« Außerdem wird von einem gewissen Ari Marsson berichtet, der auf einer Fahrt nach Grönland mit seinem Boot von Strömungen abgetrieben wurde und das *Weißmännerland* (Land der weißen Männer), auch *Huitramannaland* oder *Groß-Island* genannt, erreichte. Dort soll er getauft worden sein. Handelte es sich um die Ostküste Nordamerikas?

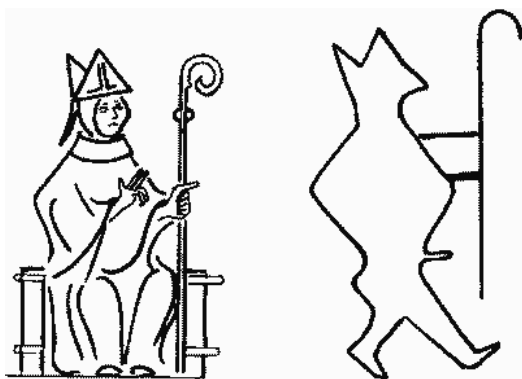
Durch die Expedition Tim Severins wurde bewiesen, dass die irischen Mönche in ihren kiellosten Lederbooten, so genannten *Curraghs*, Amerika erreichen konnten. Die frühchristliche Geschichte Nordeuropas wird durch St. Brendan wie durch einen gleißenden Lichtstrahl erhellt, der im 6. Jh. (= 9. Jh. eZ) vom äußersten Westen Irlands über die Färöer-Inseln nach Island, dann über Grönland bis nach Kanada, vielleicht sogar bis zu den Azoren und in die Karibik fuhr, wo er Südfrüchte, Edelsteine und ein mildes Klima vorfand. Diese Fahrt soll eine Strafe gewesen sein, da er ein Buch verbrannt hatte, in dem es hieß, »dass es zwei Welten gebe auf der Erde, wo in der einen Tag sei, solange in der anderen Nacht herrsche«, was einen klaren Beweis für die Kenntnis der Kugelgestalt der Erde darstellt.

Die Entdeckungen des Brendan wurden aufgrund alter mündlicher Überlieferungen als eine Mischung aus Heiligenlegende, Visionsbericht, Märchen und Abenteuergeschichte niedergeschrieben. Sie findet auf mittelalterlichen Karten seit dem 12. Jh. ihren Niederschlag, die eine Brendan-Insel (Insula Sancti Brendani) ausweisen. Auf dem berühmten Nürnberger Globus des Martin Behaim aus dem Jahr 1492, also bevor Kolumbus in See stach und Amerika entdeckte, ist eine Brendan-Insel vor der Küste Brasiliens in Höhe der Amazonasmündung eingezeichnet.

Es stellt sich nun die Frage, ob die Kelten per Boot Amerika besiedelten oder ob sie nicht schon lange beidseitig des Atlantiks lebten und dieses Wissen verloren ging, beispielsweise durch das Wirken einer Naturkatastrophe. Es soll noch diskutiert werden, ob eine Landverbindung, die schon in meinen ersten Büchern erwähnte Grönlandbrücke, zuerst überschwemmt wurde, wodurch die bis dahin in Kontakt stehenden Kulturen isoliert wurden. Erst danach erfolgte die Neu- bzw. Wiederentdeckung Amerikas per Schiff durch die irischen Mönche. Zu beachten ist, dass es sich bei dieser späteren, neuen Besiedlungsphase um die irisch-christliche Seefahrerkultur handelt. Durch transatlantische Kontakte kamen christliche Gedanken und Geschichten des Alten Testaments lange vor Kolumbus nach Amerika. Als die ersten Vertreter der römisch-päpstlichen Kirche mit den Spaniern an Land gingen, wunderten sie sich, dass die Eingeborenen bereits Geschichten aus der Bibel kannten.

Der französische Professor für Anthropologie Etienne B. Renaud (1880-1973) von der *University of Denver* unternahm viele Expeditionen im Südwesten der Vereinigten Staaten und dokumentierte die Hinterlassenschaften der prähistorischen Indianer. Im elften Bericht der »Archaeological Survey Series: Petroglyphs of North Central New Mexico« dokumentiert er 1938 mehrere Steinzeichnungen, die Krieger mit Streitäxten und sogar eine Doppelaxt, die aus Alteuropa bekannte *Labrys*, zeigen. Imposant ist die *Übereinstimmung der Darstellung eines Bischofs mit Krummstab* (Renaud, 1938, N.M. 224, Tafel 6) in Colorado, die zusammen mit anderen prähistorischen Felszeichnungen wissenschaftlich dokumentiert

Abb. 48: Bischof. Die linke Abbildung zeigt eine mittelalterliche Darstellung aus Island (nach 1300) und die rechte eine fast identische, die 1938 in Colorado zusammen mit prähistorischen Felszeichnungen (Petroglyphen) wissenschaftlich dokumentiert wurde (Renauld, 1938).



wurde, mit einer solchen in einem isländischen Manuskript aus der Zeit nach 1300 (*Kongelige Bibliothek Kopenhagen*).

Nach den bisherigen Ausführungen herrschte in Grönland wie auch Island zuerst der heidnisch-christliche und nicht römisch-päpstliche Glaube, denn erst »gegen Ende der Wikingerzeit setzte die eigentliche christliche Phase ein« (Simek, 2000, S. 125), womit die päpstliche Missionsarbeit gemeint ist.

Folgerichtig kam erst 1112 mit Erich Gnipson der erste Bischof nach Grönland, obwohl der christliche Glaube bereits seit ungefähr 1000 eingeführt war. Im Jahr 1121 fuhr Bischof Gnipson nach Vinland (= Amerika?), um die dort ansässigen Wikinger (und Kelten?) zu betreuen. Er blieb anscheinend dort – verschollen, nach anderen Berichten ist er zurückgekehrt. Erst 1200 reiste ein grönländischer Bischof nach Rom, und im Christianisierungssog schloss sich Grönland 1261 der norwegischen Krone an, denn Grönland – die grüne Insel – war keine Kolonie, sondern ein unabhängiger Wikingerstaat, der begehrte Waren nach Europa exportierte.

Die nordischen Sagen berichten von irischen Kolonien, die schon im 10. Jh. in Huitramannaland (Land der weißen Männer) bestanden, das auch gelegentlich Groß-Irland genannt und von einigen Autoren als im Süden von Vinland an der ostamerikanischen Küste liegend lokalisiert wird.

Die DNA der Mitochondrien, die nur mit den mütterlichen Eizellen vererbt wird, wurde von 1700 Personen aus Island, Großbritannien, Skandinavien und anderen Regionen analysiert. Es zeigte sich, dass 60 Prozent der weiblichen Einwohner Islands nicht Skandina-

vier, sondern Kelten waren (»American Journal of Human Genetics«, Bd. 68, S. 723). Ob diese Frauen geraubt wurden, was man Seeräubern durchaus zutrauen würde, muss im Sinne der hier vorgetragenen Argumentation als Fehlinterpretation angesehen werden. Denn die Wikinger unternahmen nicht die weiten Fahrten, weil es in ihren Stammländern nur karges Land und damit keine Ernährung gab, sondern im Gegenteil, es herrschte zu dieser Zeit bis Mitte des 14. Jhs. das so genannte Mittelalterliche Klimaoptimum: die Stammländer der Wikinger waren überaus fruchtbar. Die nordische Bevölkerungszahl explodierte, und die Folge war, dass die jungen Männer der Großfamilien ihr Land verlassen mussten, um in der Ferne eine neue Heimat zu finden. Im »Buch der Landnahme« wird bestätigt, dass die ersten Frauen Islands *nicht* gemeinsam mit den Männern Skandinaviens aufgebrochen sind. Somit wird auch die Fragestellung, ob das nordisch-westgermanische Runengermanisch das *Ur-Altenglische* ist, verständlicher, das Herbert Penzl (1996, S. 137-145) untersucht.

Amerikanische Schmelzöfen

Die Indianer in Amerika lebten angeblich bis zu ihrer Entdeckung in der Steinzeit und im Kupfer- bis Bronzezeitalter, aber nicht in der so genannten Eisenzeit. Allein im US-Bundesstaat Ohio wurden zufällig ungefähr 130 alte Schmelzöfen gefunden – weitere in Virginia (16), Georgia, Kentucky und New Mexico. Diese sollen zum Schmelzen von Kupfer gedient haben.

In der Alten Welt sind Eisenverhüttung, Eisenerzeugung und Eisenverarbeitung bei vielen keltogermanischen Siedlungen in Form von Rennfeueröfen, Ausheizherden, Schmiedeplätzen und Meilergruben nachgewiesen. Rohstoffquelle war vor allem das Rasen- oder Sumpfeisenerz aus den feuchten Niederungen. Im Boden lagerndes Eisen wird auch heute noch vom Grundwasser gelöst und nahe der Oberfläche durch Sauerstoff unter Mitwirkung von Mikroorganismen ausgefällt und in Schichten von bis zu zwei Metern Mächtigkeit als so genanntes Raseneisenerz abgesondert.

Der Schmelzpunkt des Eisens hegt bei 1539 Grad Celsius. In den damals gebräuchlichen Anlagen wurden aber nur ca. 1200 Grad Celsius erreicht. Das Erz schmolz nicht, sondern *zerrann*, daher die Bezeichnung *Rennfeuerofen*.

Den nordamerikanischen Indianern wird tatsächlich keinerlei wirkliche Eisenproduktion in dieser Form zugestanden, obwohl man trotzdem in Amerika Fundstücke aus Eisen ausgegraben hat. Aber interessanterweise wurden auch einige Schmelzöfen in Erdhügeln (Mounds) entdeckt, in denen Eisen gewonnen wurde, wie z.B. in Ohio in der *Turner Mound Group* nahe Milford oder der *Edwards Farm Group* nahe Reading. Arlington Mallery identifizierte und untersuchte entsprechende Schmelzöfen (Mallery/Harrison, 1951). Wie kommt aber eine über 2500 Jahre alte Technologie nach Amerika? Die offizielle Lesart heißt, dass aus Europa stammende Siedler vor 200 Jahren sich an die antike Technologie erinnerten und in Amerika geschmiedetes Eisen herstellten.

Der Amateurarchäologe William Conner, der seit vielen Jahren die Schmelzöfen in Ohio untersucht, sagte leider kurzfristig ein mit

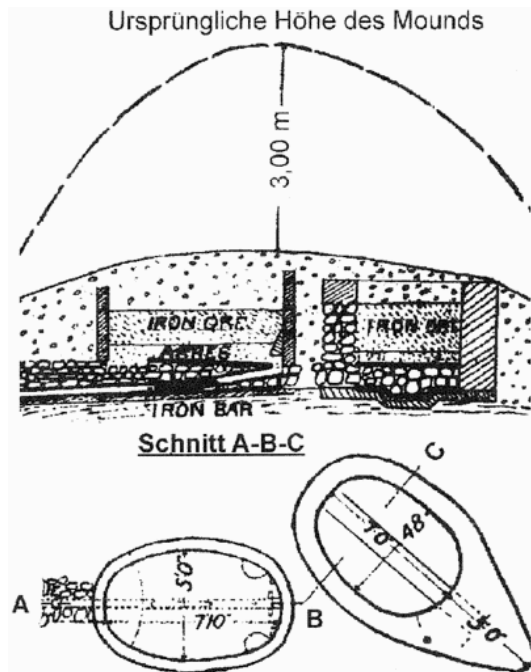


Abb. 49: Schmelzöfen. Zeichnung des prähistorischen Schmelzofens im Arledge Mound (Ohio), der von Arlington Mallery (1979, S. 17) ausgegraben wurde. Um 1900 war der Mound drei Meter höher als zur Zeit der Ausgrabung im Jahre 1948.

mir in Ohio vereinbartes Treffen ab, nur weil ich von transatlantischen Kontakten vor Kolumbus überzeugt bin und in der Existenz der Schmelzöfen einen weiteren Beweis dafür sehe. Conner veröffentlichte zwei Altersdatierungen von Proben, die ein Alter von 160 Jahren ergaben. Er konnte aber nicht definitiv beweisen, dass die Fundstücke aus der Zeit des Gebrauchs der Schmelzöfen stammen (siehe Internet www.iwaynet.net).

Beim *Glacial Kame Furnace* (Ross County, Ohio) fand man zusammen mit Eisenbarren, Raseneisenerz, Holzkohle und Schlacken eine 18 cm lange Steinaxt, die archäologisch *zweifelsfrei als prähistorisch* eingestuft wird. Solche Funde als Gemengelage aus unterschiedlichen *Zeitaltern* sind aber nicht die Ausnahme, sondern eher die Regel. Vielleicht waren die amerikanischen Siedler ganz einfach Verehrer prähistorischer Kulturen, benutzten deren Technologie und hinterließen prähistorische Sammlerstücke, um unser Geschichtsverständnis zu verwirren ...

Wie sahen diese Schmelzöfen aus? Normalerweise kennt man in Europa ungefähr einen Meter hohe Schachtöfen, die abwechselnd mit zerkleinertem Erz und Holzkohle bestückt wurden. Es wurden aber auch Verhüttungsgruben benutzt. Diese spezielle Schmelzofen-Konstruktion ist jedoch in Nordamerika dokumentiert! Mallery entdeckte mehrere Schmelzöfen sowohl unter als auch in Mounds, also in mysteriösen Erdhügeln, mit denen beispielsweise das Mississippigebiet übersät war. Von abertausenden Erdhügeln, allein 500 in Ohio, sind aber leider nur noch wenige vorhanden.

Wenn man Rennöfen unter prähistorischen Mounds findet, dann schließt man daraus, dass der Rennofen mindestens so alt ist wie der Mound, in dem er sich befindet ... aber nein, die Rennöfen sollen nachträglich, *mehrere Jahrhunderte später* in die Mounds gegraben worden sein. Bauten nur die indianischen Kulturen in Nordamerika Erdhügel? Nein, auch in Mittelamerika gibt es sie, wurden aber kaum untersucht. Die klassischen Erdhügelbauer sind die Kelten. Aber auch die Wikinger bauten Mounds, unter denen sie seltsamerweise auch Schiffe, wie das Osebergsschiff oder Gokstadsschiff, zusammen mit hölzernen, zeltähnlichen Grabkammern und anderen Artefakten, wie Schlitten oder vierrädrigen Wagen, vergruben.

Earthworks und Viereckschanzen

Auf beiden Seiten des Atlantiks sind in den Erdhügeln Holz- und Steinkonstruktionen enthalten, auch regelrechte Kistengräber, Steinkammergräber oder Ganggräber, wie wir sie aus Nord- und Mitteleuropa kennen. Die offensichtlichen Parallelen diesseits und jenseits des Atlantiks sind eigentlich unübersehbar.

Eine kaum beachtete und von den Archäologen falsch verstandene Baukonstruktion stellt die Viereckschanze (Keltenschanze) dar, eine der meistgebauten Anlagen der Welt (Geise, 2002). Ihre Hauptmerkmale sind eine meist quadratische oder eine nur wenig davon abweichende viereckige Form, häufig mit mindestens einem rechten Winkel. Manchmal ist der Grundriss auch oval, eiförmig oder dreieckig. Die Viereckschanzen sind von einem Wall umgeben, vor dem sich ein Graben erstreckt, nur unterbrochen durch einen ebenirdigen Zugang. Ihre Seitenlänge beträgt oft achtzig bis hundert Meter.

Gleiche Konstruktionen wurden im Osten Amerikas errichtet, und zwar zu Tausenden. Ohio ist beispielsweise übersät mit diesen *Earthworks*, die den Viereckschanzen in Europa gleichen. Diese Anlagen in Amerika und Europa sind von einem Graben sowie einem aus dem Aushubmaterial aufgeschütteten Erdwall umschlossen. Rein zufällige Parallelen? In Europa wurden Rennöfen und Keltenschanzen teils zur gleichen Zeit errichtet. Innerhalb der amerikanischen *Earthworks* fand man Schmelzöfen, wie in der *Turner Mound Group* nahe Milford oder der *Edwards Farm Group* nahe Reading, beide in Ohio. Kann man also in Amerika auf eine zeitgleiche Errichtung schließen? Offiziell ist diese Sichtweise nicht erlaubt, denn die in den amerikanischen Erdhügeln und *Keltenschanzen* entdeckten Schmelzöfen wurden angeblich von den aus Europa stammenden Siedlern nachträglich in den von ihnen vorgefundenen prähistorischen Erdwerken errichtet, um vor 200 Jahren mit einer über 2000 Jahre alten Technologie Eisen herzustellen ...

Fast selbstverständlich erscheint dann schon die Tatsache, dass zur Errichtung von den durch Erdwall und Graben umgebenen

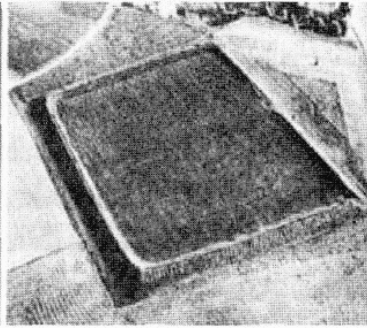
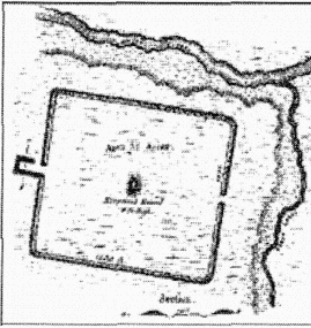


Abb. 50: Erdwerke. Links: Earthworks bei Winchester im US-Bundesstaat Indiana. Rechts: Viereckschanze (Keltenschanze) bei Starnberg in Bayern (Deutschland).

Erdwerken ganze Bergkuppen *abgetragen* wurden, um eine ebene Fläche zu erschaffen, wie ich beim Besuch der großen Anlage *Fort Ancient* in Ohio feststellen konnte. Auch in Europa gibt es entsprechende Wallanlagen, die auf einer planierten Bergkuppe errichtet wurden, wie auf dem Hohen Dörnberg am Westrand der Hessischen Senke. Um das Plateau herum läuft ein Ringwall, und teilweise ist auch noch ein Graben vorhanden. In Mittelamerika wurde für die Errichtung der monumentalen Anlage von Mitla bei Oaxaca (Mexiko) großflächig auch eine Bergkuppe abgetragen. Erst vor Ort wurde mir der immense Arbeitsaufwand klar, der dem zur Errichtung der Pyramiden von Mitla notwendigen kaum nachsteht.

Verschobene Zeiten

Die Indianer-Kulturen, insbesondere die nordamerikanischen, stuft man trotz vorhandener Eisenartefakte in die Bronzezeit ein. Bis vor kurzer Zeit glaubte man, dass die Indianer Bronze nur kalt verarbeiteten, also hämmerten. Wie Gregory Perino – im »Central States Archaeological Journal«, Vol. 33, Januar 1986 – bestätigte, wurden bei Ausgrabungen in der Zeremonialstätte Cahokia im Bereich des heutigen *Cahokia State Historie Park*, in der Nähe von St. Louis, Artefakte gefunden, die aus *geschmolzenem* Kupfer hergestellt wurden. Andere indianische Kulturen schmolzen Kupfer

ebenso, auch in Südamerika. Dies stellt eine früher geleugnete Parallele zwischen der Alten und Neuen Welt dar.

Falls diese Kulturen aber in der Bronzezeit lebten und Tote in Erdhügeln bestatteten (insbesondere die Adena- und Hopewell-Kultur), warum ist dann aber die entsprechende Zeitepoche in Europa um -1500 (mittlere Bronzezeit) anzusetzen, während beispielsweise der *Grave Creek Mound* in Moundsville (West Virginia) aus der Adena-Kultur um -250 bis -150 errichtet worden sein soll – also über eintausend Jahre später als vergleichbare Bauwerke in Europa? Entsprechend verhält es sich mit den Erdwerken (Earthworks) der Hopewell-Kultur in Ohio, die angeblich von -100 bis +400 errichtet wurden.

Allerdings wird man auch hinsichtlich dieser Zeitebenen umdenken müssen. Nach meinem Besuch des als Schlange konstruierten *Serpent Mounds* in Ohio wurde ich im *Ohio Historical Center* in Columbus (Ohio) von einer Hinweistafel darauf aufmerksam gemacht, dass Archäologen 1991 einen schmalen Stichgraben aushoben. Dabei entnahmen sie tief aus dem *Körper* der Erdschlange Holzkohle. Eine Datierung ergab zum Erstaunen der Wissenschaftler nur ein Alter von 1070 Jahren. Demzufolge scheint dieser bisher der Adena-Kultur zugerechnete und deshalb aus Zuordnungsgründen auf ein Alter von 2000 Jahren geschätzte *Serpent Mound* über eintausend Jahre jünger zu sein und fällt damit zumindest zeitlich in die Wikinger- und eben nicht in die Adena-Epoche. Muss man die Zeiteinteilungen auch der amerikanischen Kulturen nicht einer revolutionär erscheinenden Verjüngungskur unterziehen? Denn in demselben Museum ist das Foto einer Ausgrabung zu sehen, auf dem zu erkennen ist, dass unter Relikten der angeblich ungefähr 2000 Jahre alten Hopewell-Kultur eine steinzeitliche Axt ausgegraben wurde, die nach Meinung der Archäologen allerdings mehrere tausend Jahre älter sein muss! Die Experten fragen sich, wie diese uralte Axt in diese junge Kulturschicht kommt. Da solche angeblich uralten Werkzeuge und Waffen auch in Zusammenhang mit alten Schmelzöfen in Amerika dokumentiert wurden, fragt sich, ob man hier nicht Funde willkürlich in erfundene, durch Jahrtausende getrennte Kulturstufen verschiebt, anstatt sie als Gemengelage-Funde eventuell verschiede-

ner Kulturen anzusehen – da sie ja *zusammen in einer geologischen Schicht lagen*. Zwangsläufig müssten die angeblichen Kulturstufen hinsichtlich Anzahl und Zeitdauer reduziert werden.

Deshalb ist das Argument der verschobenen Zeitalter in Europa und Amerika, das den Wissenschaftlern als Totschlag-Argument *gegen* transatlantische Kontakte dient, energisch zurückzuweisen. Professor Stephan Williams (1995), Kurator des *Peabody Museums* der bekannten *Harvard University*, schrieb das Buch »Fantastic Archaeology« und diskriminierte darin u. a. seinen Kollegen Barry Fell, der an derselben Universität lehrte, nur weil dieser mehrere Bücher geschrieben hatte und Beweise für präkolumbische Kontakte vorlegte (Fell, 1976, 1980, 1982).

Entkräften kann Professor Stephan Williams die Argumente und unzähligen Funde nicht, aber er weist dafür immer wieder auf den angeblich gravierenden Zeitunterschied der entsprechenden Kulturstufen diesseits und jenseits des Atlantiks hin. Jenes Buch von Williams veranlasste mich dazu, dieses Buchprojekt einmal ganz anders aufzubauen, denn auch wenn zehn Bücher, gefüllt mit Beschreibungen von Funden, Beweisen und Theorien vorgelegt werden, greift das Argument der zueinander verschobenen Zeitebenen immer wieder und dient als Totschlag-Argument gegen präkolumbische Kontakte.

In Amerika wurde die Geschichte der Indianer-Kulturen durch die Kirche ausgelöscht, ebenso wie – selten dokumentiert – die der Keltogermanen in Europa. Der Unterschied besteht aber darin, dass in Europa in den Klöstern eine neu erfundene Geschichte geschrieben und alte Erinnerungen in ein dem Zweck angepasstes Gewand eingefügt wurden. Deshalb wurden die Erfahrungen der Menschheit mit den Naturkatastrophen durchaus richtig beschrieben und flossen auch ins Alte Testament ein. Die Bibel kann daher durchaus wesentlich jünger sein als bisher angenommen. Trotzdem sind darin sehr reale Ereignisse beschrieben, wie in »Darwins Irrtum« dargelegt. Fazit: Die Zeitbestimmung der Kulturen kommt der Wirklichkeit in Amerika auf jeden Fall näher als diejenige in Europa. Deshalb müsste die Zeitachse der Alten Welt verschoben und gekürzt werden.

Vielleicht wird dem Leser jetzt verständlich, warum ich einen so weiten Bogen über die Kelten, das Christentum und die Wikinger gespannt habe. Die römisch-päpstliche Kirche hat zur Fundamentierung ihres Machtanspruchs eine ihr genehme Geschichte und damit ihre eigene Legitimation erst erfunden. Dazu mussten Dokumente um- und/oder neu geschrieben werden. Im Herrschaftszeitraum der katholischen Kirche wurden alte Dokumente eliminiert oder mit der Abschrift geändert und die entstandenen Zeiträume durch erfundene Geschichten (z.B. Karl der Große) aufgefüllt.

Mangels Phantasie ähneln sich die Geschichten, wie z.B. Francesco Carotta eindrucksvoll in seinem Buch »War Jesus Caesar?« darlegt. Denn die Lebensgeschichten des römischen Kaisers Caesar und Jesus von Nazareth verlaufen parallel und sind nicht nur über vergleichbare Strukturen und Sequenzen verbunden, sondern auch über die Ähnlichkeit der Namen, insbesondere wenn man griechische Texte vergleicht. Beispielsweise beginnt Caesars (Jesus) Aufstieg in Gallien (Galiläa), er (wie Jesus) überschreitet einen Grenzfluss und zieht in Corfinium (Kapharnaum) ein (Carotta, 1999, S. 36). Stammen Caesars Vita und die Evangelien aus der gleichen Quelle? Aus Platzgründen verzichte ich auf eine tiefer gehende Beweisführung.

Absurd? Vielleicht nicht, denn der Mathematiker Anatolij Fomenko von der *Moskauer Universität* untersuchte die Datierung der Geschichte mit Hilfe statistischer Methoden (Fomenko, 1994). Er untersuchte, ob Chroniken abhängig oder unabhängig voneinander entstanden sind. Historische Sequenzen wurden mit der Zeitachse abgeglichen, um festzustellen, ob sich ähnliche Strukturen in anderen Zeiträumen und/oder bei anderen Kulturen wiederholen. Nach dieser eher groben Rasterung wurden konkrete geschichtliche Ereignisse auf ihre Identität geprüft und Namen von Orten, Personen und Geschehnisse auf ihre Konsonantenfolge reduziert und ebenfalls verglichen.

Nach Fomenko findet sich europäische Geschichte zwischen 900 und 1600 mit anderen Namen und Daten in zeitlichen Abständen in anderen Regionen wieder, wobei er von *shifts* – Verschiebungen

ganzer Geschichts- als Ereignisblöcke – spricht, die sogar bestimmte Gesetzmäßigkeiten aufweisen. Interessanterweise fallen die Epochen des zweiten römischen Reiches (-82 bis 235), des dritten römischen Reiches (284-553), des Karolingerreiches (681 bis 888), des Königreiches von Juda (-928 bis -640), Teile der Genesis und andere Epochen zu einer *einzigsten Periode* zusammen (vgl. Foto 71). Fomenkos Ergebnisse sollte man nicht mehr und nicht weniger als einen Iterationsschritt hinsichtlich einer Geschichtsrevision betrachten, der rein mathematisch-statistisch erzielt wurde, denn weder antike Münzen noch archäologische Funde wurden hier berücksichtigt. Nach den Ausführungen in diesem Buch sollte dies allerdings hinsichtlich neutraler Einschätzungen sogar einen Vorteil darstellen.

Viele Teilherrschaftssysteme und damit Kulturabschnitte – ob bei den Persern, Griechen, Franken oder Römern – könnten sich als Fiktion erweisen, denn diverse antike Geschichten scheinen nur Variationen einiger weniger tatsächlicher Ereignisse zu sein, die aus verschiedener Sichtweise in verschiedenen Sprachen mit phantasievollen Ausschmückungen niedergeschrieben wurden.

Aus diesen Untersuchungen könnte die überraschende Konsequenz lauten, dass unsere Geschichte sogar vor 1618 als massiv verfälscht anzusehen ist. Wahrscheinlicher erscheint mir, dass annähernd reale Geschichtsabschnitte nach bestimmten Katastrophenszenarien – mit einhergehenden dramatischen Bevölkerungsrückgängen – mehrfach in die dunkle Vergangenheit zurückgeklappt, also vervielfältigt wurden. Demzufolge wäre die Zeit des Mittelalterlichen Klimaoptimums ab nach 900, in Europa ab Mitte des 10. Jhs., relativ real, jedoch nachträglich *zurecht gebogen* und datiert. Erst nach den neuerlichen Katastrophen mit dem Beginn der Kleinen Eiszeit im 14. Jh. wird Geschichte wirklich greifbarer und handfester. Ältere Geschichte rutscht, soweit sie nicht künstlich reproduziert und vervielfacht wurde, durch das Löschen der dunklen Jahrhunderte an das Katastrophengeschehen im 9. Jh. heran.

Kommen wir auf den Vergleich der Kulturen in der Alten und Neuen Welt zurück. Rechnet man die scheinbar in der römischen Geschichte diskutierten dunklen Jahrhunderte heraus, dann schiebt

sich die Mittlere Bronzezeit (während der nachweislich auch Eisen verarbeitet wurde), aber auch die in meinen Büchern diskutierte Zeitepoche mit der Koexistenz von Dinosauriern (Drachen) und Menschen sowie die so genannte (meines Erachtens falsch interpretierte) Steinzeit als nachsintflutliche Epoche um mehrere Jahrhunderte in Richtung Jetztzeit. Letztendlich wird auch die in »Irrtümer der Erdgeschichte« auf ungefähr –3500 angesetzte globale Sintflut (Zillmer, 2001, S. 195 ff.) vielleicht eintausend oder mehr Jahre später anzusetzen sein.

Damit rückt die jungsteinzeitliche Kulturstufe, das Magdalénien – zu dem mit Altamira, Niaux und Lascaux viele ausgemalte Höhlen gehören –, um etliche tausend Jahre in die jüngere Vergangenheit, nach Dr. Heribert Illig ins -2. Jt. (Illig, 1988, S. 154). Die wie frisch gemalt anmutenden Höhlenmalereien erscheinen durch eine Verjüngungskur zeitlich richtiger platziert.

Setzen wir als Arbeitshypothese an, dass die Bronzezeit in Amerika und Europa mit der Errichtung der Hügelgräber ungefähr zur gleichen Zeit stattfand, dann rutscht die Mittlere Bronzezeit in Europa ungefähr ins -4. Jh., mitten in die angebliche Römer-Weltherrschaft, die ich aber schon als keltisch-griechische *Stilepoche* beschrieben hatte, wodurch die anscheinend durch die Zeitverschiebung entstehenden Widersprüche aufgehoben werden.

Wenn wir die Reduzierung der historischen Geschichte Europas mit einem zuvor gedehnten Gummiband vergleichen und dieses

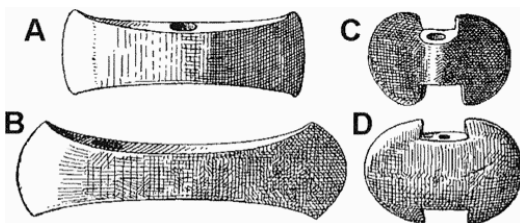


Abb. 51: Vergleich. Die Steinbeile aus Wisconsin (A) und Posen in Polen (B) erscheinen stilistisch identisch, ebenso wie die Schmuckstücke aus braunem Jasper in Nordamerika (C) und Bernstein aus Dänemark (D). Aus: Muck, 1907.

nach Streichung der dunklen Jahrhunderte als Phantomzeit zusammenschnellen lassen, dann werden die Kulturstufen in Amerika und Europa vor der Eisenzeit zeitlich vergleichbar. Unzweifelhaft bestand die Kulturstufe der Bronzezeit in Amerika länger als in Eu-

ropa, fast bis in unsere Zeit. Denn scheinbar erst mit den irischen Mönchen und Wikingern, vielleicht auch mit Templern und Basken kam die eigentliche Metallverarbeitung in größerem Stil frühestens ab dem 9. Jh. nach Amerika, das zu dieser Zeit wieder neu entdeckt wurde, wie es auch später noch einmal durch Kolumbus geschah. Da der transatlantische Kontakt nach der europäischen Bronzezeit abgerissen zu sein scheint, kommt als auslösendes Element für die zeitweise Unterbrechung des Kulturaustauschs das Wirken einer Naturkatastrophe infrage.

Einen Beweis für die frühe Besiedlung Amerikas durch Menschen vom europäischen und nicht asiatischen Typ wurde am 28. Juli 1996 im an der Westküste gelegenen US-Bundesstaat Washington gefunden: der Kennewick Man (Kennewick-Mensch). Das ursprünglich mit -9300 Jahren angegebene Alter wurde inzwischen auf -7200 revidiert. Seine DNA wurde an der Yale University erforscht. Diese ähnelt der DNA von Europäern und der japanischen Ainu-Urbevölkerung. Ebenso ist neben der alten koreanischen auch die Gründung der altchinesischen Kultur auf den Einfluss dieser Keltogermanen (Skythen, Urgoten) zurückzuführen. Ihre Siedlungen lagen vor über 3500 Jahren überwiegend an der Seidenstraße. Der Sprung über den Pazifik nach Amerika durch diese – von Europa über Asien bis Polynesien megalithische Steinsetzungen errichtende – Urbevölkerung scheint durch den Kennewick Man bewiesen. Der Kennewick Man gilt derzeit als Vater der amerikanischen Zivilisation. Einige Indianerstämme wie z.B. die Yakama sollen direkte Nachfahren des Kennewick-Mannes sein.

9 Megalithiker und Kelten in Amerika

Unser Geschichtsbild wurde im Zuge der Christianisierung und mit der Einführung des Feudalismus neu erstellt, teils durch Neuschöpfung, teils durch Fälschung. Diese Aussage muss falsch sein, falls es seit der globalen Sintflut nicht weitere Naturkatastrophen gab, die zu einer regelrechten Amnesie in den betroffenen Kulturen führte und nebulöse Erinnerungen an eine teilweise goldene Vergangenheit bewahrten. Mehrere Naturkatastrophen und Klimastürze in geschichtlicher Zeit verursachten einen harten Kulturschnitt und damit Gedächtnisverluste des kollektiven Bewusstseins.

Das Ende der Bronzezeit

Ammianus Marcellinus (um 391) berichtete, dass die Dorer – die späteren Altgriechen – von den äußersten Eilanden und aus den jenseits des Rheins (d.h. östlich des Rheins) liegenden Gebieten durch große Überschwemmungen des wilden Meeres aus ihrer Heimat vertrieben wurden und nach Griechenland auswanderten (Ammianus Marcellinus, Lib. XV, 9).

Der an der *Universität in Kopenhagen* lehrende Geologe F. Forchhammer brachte schon 1837 zahlreiche Beweise für eine furchtbare Überschwemmungskatastrophe. Noch 15 Meter über dem heutigen Meeresspiegel fand er bronzezeitliche Äcker unter den Meeresablagerungen (Sand, Muscheln, Tang) der Überschwemmung. Unter solchen Ablagerungen lagen auch bronzezeitliche Grabhügel auf den Inseln Sylt und Amrun. Da eisenzeitliche Grashügel in der Nähe des heutigen Meeresspiegels gefunden wurden, die keine Meeresablagerungen oder Abflachungen durch Meeresfluten zeig-

ten, schloss Forchhammer, dass eine große Überflutung am Ende der Bronzezeit und vor Beginn der Eisenzeit stattgefunden haben muss (Forchhammer, 1837).

Bestätigt wurden diese Feststellungen durch den Kieler Geologen K. Maack (1869, 63 ff.), der aufgrund vieler Beobachtungen zu dem Ergebnis kommt, dass die *Große Flut* eine Höhe von 18,8 Metern erreichte und am Ende der Bronzezeit stattgefunden haben muss. Schwerste Sturmfluten in der Nordsee können höchstens bis zu einer Höhe von etwa fünf bis sechs Metern über dem mittleren Hochwasser auflaufen. Nur durch schwere Seebeben und die dadurch erzeugten Tsunamiwogen kann das Dreifache dieser Fluthöhe hervorgerufen worden sein.

Auch andere geologische Untersuchungen haben diese Überflutungskatastrophe an der Westküste Schleswig-Holsteins in der ausgehenden Bronzezeit nachgewiesen (Hinrichs, 1925). Dabei wurde das fruchtbare und weit über das heutige Inselgebiet hinaus reichende Marschenland »an der Wende Bronze-Eisenzeit« überflutet und zerstört (Becksmann, 1933, 53 f.). Zehn Meter hohe Brandungswellen wurden als neue »Moränen« aufgetürmt.

Wie O. Pratje nachgewiesen hat, findet sich in den Brandungsterassen im Westen und Norden von Helgoland in etwa 300 Metern Entfernung von der heutigen Westküste ein zehn Meter hoher Steilabbruch, der nur durch plötzliches Absinken des Felsmassivs entstanden sein kann (Pratje, 1923). Welche schweren Folgen Erdbeben und Vulkanausbrüche haben können, wurde am 21. Mai 1960 in Chile deutlich: »In mehreren Gebieten senkte sich die Erde um mehrere Meter, auf einer 40 Kilometer langen Strecke sogar um 300 Meter. Die Erde hat ihr Antlitz völlig verändert« (»Die Zeit«, 21.5.1960).

Zeitgenössische Texte von Medinet Habu (Ägypten) dokumentieren die Aussagen gefangener Nordmeerkrieger: »... ihre Inseln sind ausgerissen und fortgeschwemmt gleichzeitig« oder »die Macht des Nun (Weltmeeres) brach aus und verschlang in einer großen Woge von Wasser ihre Städte und Dörfer«. Andere ägyptische Texte berichten von der Wanderung der Nordmeervölker durch Europa-Kleinasien bis an die Grenze Ägyptens.

Laut dem Archäologen Dr. Oskar Paret war diese Katastrophe »von weltweiter Wirkung« (Paret, 1948, S. 212) und »hat die Völker ganz Mittel- und Südeuropas und Vorderasiens in Bewegung gebracht, die alte Welt gestürzt und die Grundlage für eine neue Welt geschaffen«. Mit den großen Überschwemmungen gingen in einem kurzen Zeitraum weitere Naturkatastrophen einher, »eine außergewöhnliche Trockenheit und Hungersnot, die die Bauernbevölkerung der eurasischen Tiefebene, ja sogar Nomaden der arabischen und afrikanischen Steppen zum Verlassen des Heimatbodens zwang« (Paret, 1948, S. 144 und Kapitel 5).

In den Texten von Medinet Habu berichtet Ramses III.: »Libyen ist zur Wüste geworden, eine furchtbare Fackel schleuderte Flammen vom Himmel ... Ihre (der Libyer) Knochen brennen und rösten in ihren Gliedern.« Im Papyrus 1116B heißt es: »Der Fluss von Ägypten ist leer, man kann zu Fuß durchgehen. Man wird nach Wasser (dem Nil, HJZ) suchen, auf dem die Schiffe fahren können ...«

Die Trockenheitsperiode, die auch die europäischen Moore zur Austrocknung brachte, fällt nach Oskar Paret in die Spätbronzezeit: »Es ist jetzt möglich, vermittels dieses durchgehenden archäologischen Horizonts die Spätbronzezeit in Mitteleuropa und damit die Moor- und Strandsiedlungen dieser Zeit unmittelbar mit der orientalischen Geschichte bis hin zu den Tempelreliefs im oberägyptischen Medinet Habu in Verbindung bringen. Auch in Mitteleuropa hat demnach die Trockenzeit wohl nach 1250 v.Chr. begonnen. Die Zuwanderung der Urnenfeldleute und der Tiefstand der Seen, der den Strand besiedelbar machte, mag ... gegen 1200 v.Chr. erfolgt sein« (Paret, 1948, S. 144).

Jürgen Spanuth sieht als Auslöser der Naturkatastrophen einen Kometen *Phaeton*, der unweit Helgoland in die Nordsee stürzte (Spanuth, 1965, S. 160 ff.), und tatsächlich ist dort auch heute noch eine große Vertiefung zu erkennen.

Wie schon zuvor diskutiert, verschiebt sich dieser Zeithorizont ins -4. Jh., wenn Ramses III. mit Nektanebos I. (380-362) identisch ist. Damit fallen jedoch die angeblich zeitlich verschobenen Kulturstufen diesseits und jenseits des Atlantiks in vergleichbare Zeiträume und transatlantische Kontakte werden theoretisch denkbar. Der

einzigste Einwand von Professor Stephen Williams (1991) gegen den Kulturaustausch wäre nicht mehr haltbar.

Verschiedene Autoren sehen die unzweifelhaft stattgefundene Katastrophe am Ende der Bronzezeit im -13. Jh. (Spanuth, 1980), andere um -850 (Professor Kenneth J. Hsü (2000), im -8./7. Jh. (Velikov-sky, 1956), um -700 (Friedrich, 1990) und im -4. Jh. (Heinsohn und Illig, 1990). Was sagen die Geologen und Geophysiker dazu?

Offiziell gibt es keine Katastrophe am Ende der Bronzezeit (uni-sono weder zu dieser Zeit noch sonst irgendwann in geschichtlicher Zeit), obwohl viele Fachwissenschaftler dieses Ereignis – wie diskutiert – durch Feldforschung nachgewiesen haben. Auf jeden Fall wird aber im -1. Jt. ein Klimawechsel gesehen, für den es ohne das Wirken von Naturkatastrophen eigentlich keinen Grund gibt: vom warm-trockenen Klima war ein schneller Übergang in ein kühl-feuchtes Klima zu verzeichnen.

Eine rapide Änderung der Temperaturen um 16 Grad Celsius in Zentralgrönland ergaben neue Untersuchungen, die im Wissenschaftsmagazin »Science« vorgestellt wurden. Dieser Klimawandel, der von den Wissenschaftlern auf einen Zeitpunkt vor 70 000 Jahren angesetzt wird, soll sich in einer Zeitspanne von – aus geologischer Sichtweise *nur* – 1090 Jahren vollzogen haben (»Science«, 29.10. 1999, Band 286, S. 934-937).

Ehe ein solcher Klimawandel im Zusammenhang mit dem nachsint-flutlichen Geschehen diskutiert werden soll, möchte ich die Natur-katastrophe und den Klimasturz am Ende der Bronzezeit durch eine eingehende wissenschaftliche Untersuchung untermauern.

Klimasturz vor über 2000 Jahren

Interessant und brisant zugleich ist das Buch »Postglaziale Klima-änderungen und Erdkrustenbewegungen in Mitteleuropa« von Helmut Gams und Rolf Nordhagen aus dem Jahr 1923. Offiziell wurde diese akribisch durchgeführte Feldforschung von der Fachwelt nicht beachtet. Das hat seinen Grund, denn für Gams und Nordha-gen verläuft das Jahrzehntausend nach der Eiszeit keineswegs ein-

tönig und gleichförmig, sondern ausgesprochen katastrophisch. In ihrer Zusammenfassung der Forschungsergebnisse (Gams/Nordhagen, 1923, S. 129 und 283 f.) weisen sie unmissverständlich auf die Gründe hin, deretwegen Geologen, Biologen, Archäologen und Geographen allzu rasch vorläufigen Schemata vertrauen und nicht mehr weiterdenken. Der Wunsch von Gams und Nordhagen, dass ihre Untersuchungen und Wahrheiten, »ein kräftiger Anstoß sein (mögen), auch hier mit neuen Methoden und neuer Kraft weiterzuforschen«, wurde nicht einmal ansatzweise verwirklicht (Gams/Nordhagen, 1923, S. 17).

Die auch in meinen Büchern beschriebenen Katastrophen passen nicht in das durch Charles Lyell (Geologie) und Charles Darwin (Biologie) vor ungefähr 150 Jahren geprägte Weltbild mit dem ihm zugrunde liegenden Prinzip der Alleinwirksamkeit winziger aktueller Kräfte an der Veränderung der Erdoberfläche, das die Grundlage fast aller Theorien und Dogmen der Vergangenheit von Erde und Mensch bildet.

Wissenschaftlich will man nichts davon wissen, dass unser Klima seit dem Ende der Eiszeit – von mir Schneezeit als kurzzeitiges Folgeereignis der Sintflut genannt (Zillmer, 2001, S. 227 ff.) – regelrechte Sprünge machte. Ein abrupter Klimawandel am Ende der Eiszeit wird durch eine neuere Untersuchung bestätigt (Severinghaus/Brook in »Science«, 1999, Bd. 286, S. 930-934). Aber man glaubt, dass nach dem Ende der Eiszeit eine Phase der Klimaverbesserung Bestand hatte, bis sich ungefähr die heutigen Klimabedingungen eingestellt haben. Die Temperaturen und Niederschlagsmengen sollen seitdem nur noch geringfügig geschwankt sein – eine definitiv falsche Aussage.

Natürlich ist nicht die ganze Erde gleichermaßen von Klimaschwankungen betroffen, denn in den Tropen gab es auch nach offizieller Auffassung seit mehreren hundert Millionen Jahren keine Eiszeit. Deshalb wirken sich Klimaschwankungen in vom Äquator weit entfernten Gebieten deutlicher und prägnanter aus, denn eine Abkühlung um einige Grad bei einer Durchschnittstemperatur von 25 Grad Celsius in tropischen Gebieten hat nur geringen Einfluss auf Flora und Fauna.

Helmut Gams und Rolf Nordhagen legten Beobachtungen vor, die sich nicht nur auf Europa beschränkten. Sie betrieben eigene Feldstudien im nördlichen Alpenvorland, berücksichtigten und sammelten Klimaentwicklungen von Russland, von den östlichen Mittelmeerländern, vom Vorderen Orient und sogar von Nordamerika. Es ergaben sich schnelle Klimaumbrüche im Zusammenwirken mit *heftigen tektonischen Verwerfungen* in historischer Zeit, und zwar um -850 (= -350 eZ) sowie um 800 (= 9. Jh. eZ).

Da Gams und Nordhagen der konventionellen wissenschaftlichen Zeittafel folgen, würde sich unter Berücksichtigung diskutierter Phantomzeiten eine zeitliche Verschiebung in Richtung Jetztzeit ergeben. Zu beachten ist auch, dass durch die Zeitverkürzung der Klimaumschwung -850 Jahren (= -350 eZ) nicht gleitend langsam, sondern als abrupter Klimasturz einsetzte. Ein wichtiger Gesichtspunkt!

Augenzeuge eines plötzlichen Temperatursturzes ist Ötzi, der jungsteinzeitliche Gletschermann aus den Öztaler Alpen. Diese Gletscherleiche ist vollkommen atypisch, denn sie weist kaum Fettwachsbildung auf und die Oberhaut ist vollkommen abgelöst. Es handelt sich eher um eine luftgetrocknete Mumie, wie wir sie aus der Wüste Sahara kennen. Mit anderen Worten, Ötzi kann nicht direkt im Eis umgekommen sein. Er war zuerst hohen und eben nicht tiefen Temperaturen ausgesetzt. Es mag die neue Ansicht überraschen, dass der Mann vielleicht erst später im Schmelzwasser dorthin trieb, wo er später – auf einem Felsblock liegend – erst sein eisiges Grab in 3145 Meter Höhe fand (»SpW«, Juli 2003, S. 39). Es wurden Pollenkörner der Hopfenbuche im Dickdarm entdeckt. Nur, die Hopfenbuche wächst heutzutage bis maximal in 1200 Meter Höhe. Gab es zum Todeszeitpunkt Ötzis überhaupt Eis in über 3000 Meter Höhe? Im Darm fand man auch Spuren des Glaten Neckermoses, das in solcher Höhe nicht, aber heutzutage im *unteren Schnalstal* häufig vorkommt (»SpW«, Juli 2003, S. 35). Dicht bei der Leiche lag auch eine gedörrte Schlehe (*Prunus spinosa*), ein Hinweis auf höhere Temperaturen oder wie man meint, auf *mehrere Monate* alten Trockenproviant, der ähnlich wie Dörripflaumen getrocknet wurde? Wenn Ötzi allerdings schnell aus dem

Tal herauf ins Eis gekommen sein soll, wie die Reste des Glatten Neckermoses im Darm beweisen sollen, fragt sich, warum er mit mehreren Monaten alten Dörrschlehen ins Hochgebirge aufstieg und nicht frisch gedörrte mitnahm? Wurde die Schlehe zusammen mit dem Kadaver von Ötzi gedörrt?

Zum anderen erstaunt die Wissenschaftler, dass die Pollenkörner der Hopfenbuche *zum Todeszeitpunkt frisch* gewesen sind. Dieses Szenario erinnert an die in Sibirien stocksteif gefrorenen Mammuts, die, in einer blühenden Landschaft lebend, mit noch frisch gekautem Futter in Maul und Magen innerhalb kurzer Zeit auch einem plötzlich einsetzenden Temperatursturz ausgesetzt waren und wie Ötzi im sich schnell bildenden Eis begraben wurden. Gehören beide Ereignisse in die gleiche Zeitebene – identisch mit der von mir propagierten Schneezeit?

Wie auch immer, in der postglazialen Wärmezeit nach *Beginn* der Schneezeit (= wissenschaftlich: *Ende* der Eiszeit) begann eine neue Klimaperiode: die subatlantische Zeit. »Diese beginnt nach Rutger Sernander ungefähr am Übergang von der nordischen Bronzezeit zur Eisenzeit (vgl. Montelius, 1912) mit einer plötzlichen Klimaver-schlechterung, die ein rasches Ansteigen des Grundwassers und Wachsen der Moore, eine Ausbreitung von Fichte und Buche und einen starken Rückgang der Nord- und Höhengrenzen vieler Pflanzen und Tiere zur Folge hatte« (Gams/Nordhagen, 1923, S. 303).

»Paläobotanische Untersuchungen über die norddeutsche Pflanzenwelt weisen darauf hin, dass sich ein warmes und trockenes Klima zu Beginn der so genannten subatlantischen Periode in ein feuchtes und nasses änderte. Die Veränderung wird durch eine scharfe Grenze in mehreren nordwesteuropäischen Mooren zwischen einer ›weißen‹ über einer schwarzen Torfschicht offenkundig. Die Überreste im ›weißen Torf‹ sind Werkzeuge der Bronzezeit, jene im schwarzen Torf gehören der Eisenzeit an. Die Klimaänderung wird auf 850 v. Chr. datiert und hatte dramatische Auswirkungen ...«, schreibt Kenneth J. Hsü, Professor für Geologie an verschiedenen Universitäten (Hsü, 2000, S. 174).

Steht der von Gams und Nordhagen dokumentierte Grundwasseranstieg und das Wachsen der Moore im Zusammenhang mit den

riesigen Überflutungswellen, die über bronzezeitliche Hügelgräber hinwegfegten und die Seevölker in den Mittelmeerraum vertrieben? Waren die Überflutungen an den Nordseeküsten dafür verantwortlich, dass unter Erdhügeln liegende Dolmen im Bereich der Tiefebene frei gespült wurden und deshalb weitere, insbesondere in höheren Lagen Mitteleuropas, vielleicht noch der Entdeckung harren?

Die bevölkerte Nordsee

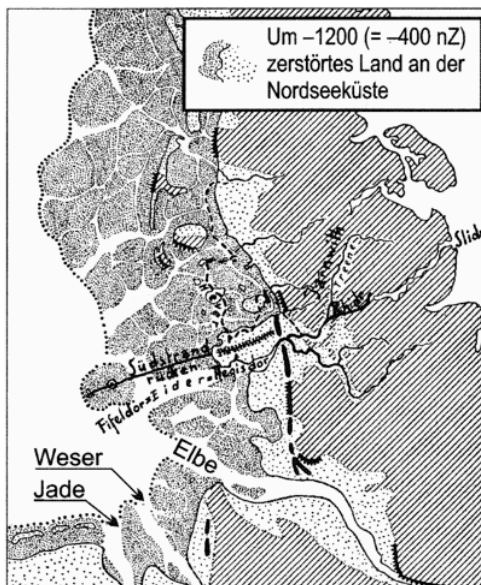
Im *Hamburger Echo* vom 15. September 1951 wird von anscheinend kuriosen Funden berichtet: »Das Expeditionsschiff ›Meta‹ konnte auf der letzten Fahrt bei der Insel Helgoland Funde von unschätzbarem Wert machen. In 30 Metern Tiefe wurden in einer Schlickbank zwei Hünengräber entdeckt. Außerdem konnten Wohnbaureste, Grabbeigaben, uraltes Handwerksgerät und andere Gebrauchsgegenstände aus der jungen Steinzeit und der Bronzezeit geborgen werden« (zitiert in Meier, 1999, S. 490).

Fischer aus Norfolk zogen 70 Kilometer von der Küste entfernt aus einer Tiefe von 36 Metern ein Stück Torf an Bord, in dem sich eine aus Hirschgeweih geschnitzte Speerspitze aus der frühen Jungsteinzeit befand (Qanssens, 1946). Entlang den Stränden Schottlands und Englands wie auch in der Doggerbank wurden inmitten der See Baumstrünke mit noch im Boden verankerten Wurzeln gefunden.

Die stürmische Nordsee ist ein sehr junges Becken. Die Geologen nehmen an, dass dieses Gebiet in einem frühen Stadium der Eiszeit vom Gesteinsschutt aus Schottland und Skandinavien aufgefüllt worden sei, sodass es zum Festland wurde. Fest steht, der Rhein floss durch dieses Land und die Mündung lag in der Nähe von Aberdeen in Schottland (vgl. Overeem et al., 2001). Die Themse war zu dieser Zeit ein Nebenfluss des Rheins.

In der Bronzezeit lebten unsere Vorfahren im Gebiet der heutigen Nordsee. Ganz Nordeuropa und auch die trocken liegende Nordsee waren ideale Siedlungsgebiete, und während der Bronzezeit herrschte ein optimales Klima, offiziell von -3500 bis -850. Wissenschaftlich wird diese Zeit auch Subboreal genannt.

Abb. 52: Fluten. Geologische Untersuchungen haben am Ende der Bronzezeit eine Überflutungs-Katastrophe an der Westküste Schleswig-Holsteins nachgewiesen (Hinrichs, 1925), die große Landverluste verursachte (Nach Spanuth, 1965).



Angenommen worden ist auch, dass die Bildung ausgedehnter Flächen der Nordsee im Subboreal durch die Absenkung des Festlandes entstanden sei.

Dieser Vorgang wird von einigen Autoren auf ungefähr -1500 angesetzt, also in eine Zeit, als Hochwasserkatastrophen die Pfahlsiedlungen in Zentraleuropa vernichteten.

Auf jeden Fall hat sich die See nicht ganz allmählich ausgedehnt, sondern brach über das Land hinein, teilweise mit riesigen Tsunami-Wogen auf der Suche nach neuen Ufern. Die Doggerbank mag für einige Zeit noch aus dem Wasser geragt haben, wurde jedoch schließlich von der See überrollt.

Der Geographieprofessor David Smith von der *Universität Coventry* stellte auf einer Fachtagung in Glasgow (Schottland) seine Theorie vor, basierend auf 25 Zentimeter dicken Ablagerungen: Großbritannien wurde *nach* der Eiszeit durch hohe Riesenwellen vom europäischen Kontinent getrennt und zu einer Insel gemacht (BdW, 14.9.2001).

Versunkene Wälder sind an vielen Orten gefunden worden, beispielsweise in Grönland und an der Ostküste Amerikas. Immer wieder tauchen Berichte auf von unter dem Meeresspiegel entdeckten Mauern versunkener Städte: im Mittelmeer, um Europa herum, in der Nordsee, in der Karibik, vor Japan oder an der Küste Indiens.

Unterwasserruinen, die eine Fläche von mehreren Quadratmeilen bedecken, haben Taucher vor der Süd-Ost-Küste Indiens entdeckt. Das Team unter Leitung von Monty Halls stützte sich bei seiner Suche nach der versunkenen Stadt, deren Fundort nahe der Hafenstadt Mahabalipuram liegt, auf Aussagen von einheimischen Fischern und auf eine alte indische Legende, in der die Überflutung einer großen Stadt beschrieben wird (BdW, 16.4.2002).

Zufällig hatte ich mit meinem Autorenkollegen Thomas Ritter und meiner Tochter Larissa wenige Tage vorher eben Mahabalipuram besucht, in deren Nähe megalithisch anmutende Konstruktionen zu bewundern sind, auch ein *Wackelstein* (balancierender Monolith) ungeheuren Ausmaßes, der ungefähr zweihundert Tonnen wiegt. Nicht weit entfernt liegt ein Granitblock, aus dem eine Wanne von mehr als zwei Metern Durchmesser wie aus Butter herausgeschnitten ist. Granit ist sehr hart. Welche Werkzeuge benutzte man? Nach gleicher Methode aus dem Fels geschnittene Wannen kennt man aus Japan und vom Hochland in Peru her. Seltsame Parallelen.

Eine andere, angeblich 9000 Jahre alte Stadt, die der Harappa-Kultur zugerechnet wird, wurde am Meeresgrund im westindischen Golf von Cambay durch Meereswissenschaftler des *National Institute of Ocean Technology* entdeckt (BdW, 21.1.2002).

Der japanische Professor Dr. Masaaki Kimura, Meeresforscher an der *Ryukyus-Universität* auf Okinawa, mit dem ich in Wien und anlässlich meines Vortrags in San Marino diskutierte, entdeckte einen riesigen megalithischen Baukomplex als *pazifisches Atlantis* unter dem Meeresspiegel des Pazifiks: gerade Linien, vollendete Stufen und Löcher, die nach Aussage Kimuras nur Säulengrundamente sein können, und die von Menschenhand stammen müssen.

Man entdeckte einerseits ganze Steinkreise aus der Megalithzeit sowie ägyptisch anmutende vorzeitliche Bauten unter dem heutigen Meeresspiegel. Andererseits liegen aber einige Hafenstädte späterer Kulturen weit weg von der heutigen Küste im Inland, wie beispielsweise einige antike Stätten in der Türkei, die ich besucht habe. Warum liegen zeitlich später errichtete Städte weit weg von der heutigen Küste und ältere unter dem Meeresspiegel?

Absenkung der Meere

Man glaubt, dass der Meeresspiegel während der letzten Eiszeit zwischen 100 und 150 Meter, nach Blackwelder (et al. in: »Science«, 1979, 204, S. 618 ff.) 130 Meter unter dem heutigen lag. Der Grund soll in der Masse der im Eis gebundenen Wassermenge liegen. Das ist ein Irrtum, obwohl es abgesenkte Meeresspiegel gegeben hat. Das Schmelzen des heutzutage auf Grönland lagernden Eises würde zu einer rechnerischen Erhöhung des Meeresspiegels um nur 6,40 Meter führen (Severinghaus/Brook in: »Science«, 29.10. 1999, 286, S. 930-934).

Wie in »Irrtümer der Erdgeschichte« eingehend diskutiert wurde, gibt es zwar mehrere Theorien, aber keine einleuchtend nachvollziehbare, welche die Entstehung einer Eiszeit als solche und dann auch noch einen mehrmaligen zyklischen Ablauf von Glazial- und Interglazial-Zeiten erklären könnte. Fakt ist, »die bisher entwickelten Autozyklen-Hypothesen befriedigen nicht« (Schwarzbach, 1993, S. 312).

Berücksichtigt man jedoch eine globale Sintflut vor wenigen tausend Jahren, ergibt sich eine logische Ereigniskette. Martin Schwarzbach stellt in »Das Klima der Vorzeit« richtig fest: »Für Vereisungen ist – eine zunächst überraschende Annahme! – ein eisfreies Meer notwendig; denn nur dieses kann genügend Niederschläge für ausgedehnte Gletscherbildung liefern« (Schwarzbach, 1993, S. 309).

Es gilt der Kernsatz: *Ohne Niederschläge kein Eisberg!* Niederschläge als Schnee und zu Eis gefrierender Regen entstehen nur dann, wenn es beispielsweise irgendwo eisfreie, ja warme Meere und solche mit kaltem Wasser oder kalten Landoberflächen gibt. Je wärmer die Meere, desto mehr Niederschläge, die in Polnähe Schnee und Eis wachsen lassen.

Daher kann es nur eingefleischte Eiszeit-Anhänger überraschen, dass manche Gletscher, wie etwa der Franz-Josefs-Gletscher auf Neuseeland, während *der globalen Abkühlung* von 1940 bis 1970 *zusammenschmolzen* und anschließenden parallel mit dem Grad der *Erwärmung* wieder *zunahmen*. Wenn dagegen in den letzten Jahrzehnten die meisten Alpengletscher schrumpfen, während die

meisten norwegischen Gletscher gewachsen sind, dann ist dies definitiv eine Frage des Temperaturgefälles.

Ich möchte die in »Irrtümer der Erdgeschichte« ausführlich diskutierte Argumentationskette nicht wiederholen, sondern auf die zeitliche Abfolge näher eingehen. Die Sintflut läuft nach Einschlag von Asteroiden in die Erdkruste wie folgt ab (ausführlich in: »Darwins Irrtum«, S. 202 ff.): heftige Erdbeben und entfesselter Vulkanismus weltweit, Flutwellen, Impaktnacht (Dunkelwolken), Impakt-Winter sowie nachfolgend Sturzregen, der in höheren Breiten und auf hohen Gebirgen als Schneeflut niedergeht.

Der dem Sintflut-Geschehen zwangsläufig nachfolgende Treibhauseffekt spiegelt in idealer Weise qualitativ die von Helmut Gams und Rolf Nordhagen (1923, S. 293-303) beschriebene dreistufige postglaziale Wärmeperiode wider:

- Trocken-warmes (kontinentales) Klima (Boreale Zeit).
- Feuchtwarmes (maritimes) Klima (Atlantische Zeit).
- Trockeneres und warmes Klima, gegen das Ende zu Klimaoptimum (Subboreale Zeit), endend –850 (= –350 eZ).

Nicht zuletzt durch das gewaltige Speichervermögen und die mit dem Katastrophengeschehen einhergehende Erhitzung der Meere (Weltenbrand, Erhitzung der Meere durch das aus den Erdrissen aufquellende glutheiße Magma) ergibt sich ein gewaltiges Temperaturgefälle im Verhältnis zur Landoberfläche der Kontinente. Denn die Oberflächentemperaturen der Kontinente kühlten während des *folgenden Impakt-Winters* nach vier bis fünf Monaten um bis zu 20 Grad Celsius ab – in arktischen und antarktischen Gebieten gefror der Boden dauerhaft.

Naturgemäß war diese erste Eisschicht relativ dünn, in Überschwemmungsgebieten auch etwas dicker, da die mit den gewaltigen Tsunamis auf das Land geschleuderten Wassermassen direkt gefroren und auch regelrechte Eiszeitseen bildeten. Die Mammuts wurden zu Abertausenden schockgefroren.

Der Wasserspiegel der Meere war zu dieser Zeit bereits abgesunken. Er sank noch weiter ab, denn durch den krassen Temperaturunterschied zwischen Kontinental- und Meeresoberfläche entstanden durch den Temperatur- und Druckunterschied heftige Stürme,

die parallel zu den Isothermen (Verbindungsline zwischen Orten mit gleicher Temperatur), in diesem Fall entlang der Küstenlinien wirbelten, am Atlantik die ostamerikanische Küste entlang nordwärts, linker Hand (westwärts) die kalten oder gefrorenen Landflächen liegend.

Da zu dieser Zeit der geographische Nordpol etwas südlich von Grönland lag (siehe »Irrtümer der Erdgeschichte«, S. 232 ff.) entstand in den nördlichen Breiten des nordamerikanischen Kontinents eine Vereisung, die allerdings eine wesentlich dünnere Mächtigkeit besaß als von Eiszeit-Experten favorisiert wird. Professor Kurt M. Cuffey bestätigt im Fachmagazin »Nature«, dass der Eisschild während der Warmzeit vor 130000 Jahren wesentlich kleiner war als bisher angenommen (BdW, 6.4.2000). Deshalb kann die

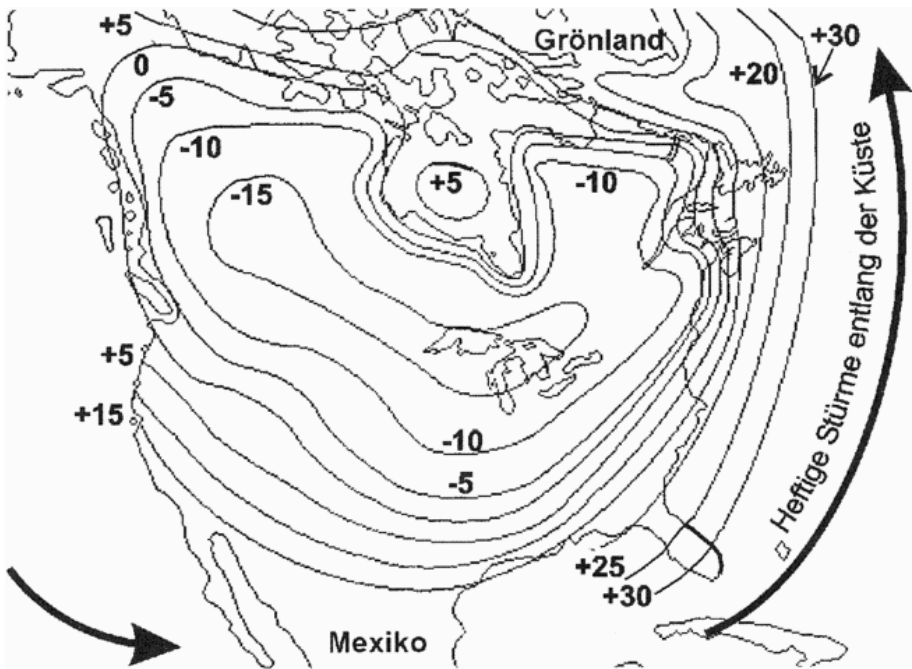


Abb. 53: Grünes Grönland. Durch den krassen Temperatur- und Druckunterschied (Angaben in Grad Celsius) zwischen kalter Kontinental- und warmer Meeresoberfläche fegten nach der Sintflut heftige Stürme entlang der Küste Ostamerikas Richtung Nordpol und wirbelten feuchtwarme Luft nach Grönland und über das Nordpolarmeer (nach Oard, 1990).

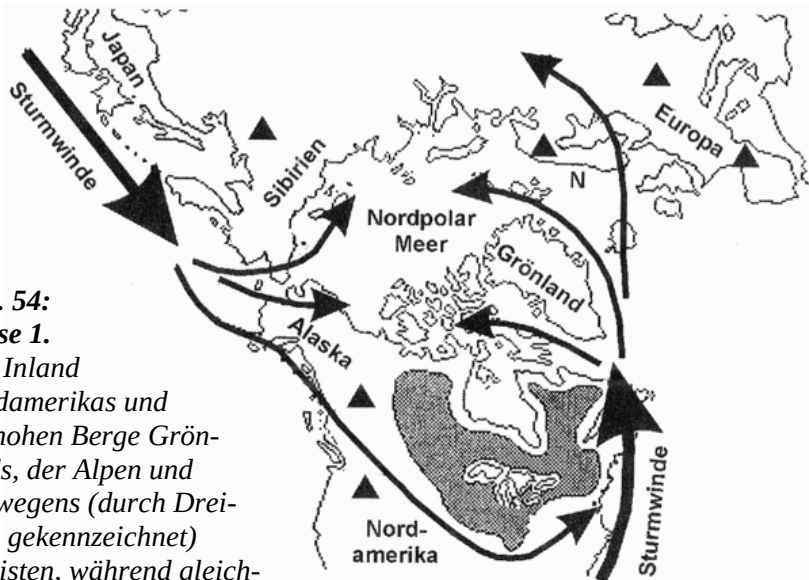


Abb. 54:

Phase 1.

Das Inland Nordamerikas und die hohen Berge Grönlands, der Alpen und Norwegens (durch Dreiecke gekennzeichnet) vereisten, während gleichzeitig an der Küste tropisches Klima herrschte: Die Schneezeit begann und erzeugte eine dünne Schneedecke im Inland Nordamerikas. Zu Beginn der Schneezeit wuchsen noch Korallen in heutzutage arktischen Meeren, und feuchtwarmes Klima liebende Mammutbäume gediehen in Alaska. Grönland war grün (N = Norwegen). Nach Oard, 1990.

Abb. 55: Phase 2 der Schneezeit. Mit zunehmendem Feuchtigkeitstransport verschneiten großräumig kalte Landflächen, Gebirge (durch Dreiecke symbolisiert) sowie Grönland (G) und Norwegen, während Island (IsL), die Nordseite Grönlands und die Beringstraße (B) eisfrei blieben. Das Klima in Mitteleuropa war feuchtwarm bis tropisch, während gleichzeitig die Alpen und Pyrenäen vereisten. England (E) bleibt eisfrei.

Abb. 56: Phase 3 der Schneezeit. Die Schneezeit erreichte ihren Höhepunkt. Die Lufttemperatur der Blindströme ließ nach und damit auch der Feuchtigkeitstransport in den Norden. Die Vereisung schritt ihrem Höhepunkt entgegen. Island und der Nordteil Englands vereisten, aber die Beringstraße blieb eisfrei. Mit zunehmender Abkühlung und geringerem Temperatur- und Druckunterschied von Land- und Meeresoberfläche ließ jetzt trotz (bzw. gerade wegen) der sehr kalten (arktischen) Temperaturen die Bildung von Neuschnee nach, und erst ab diesem Zeitpunkt gefror das Meer. Die Eisbildung im Wasser des Nordpolarmeeres begann am Ende der Schneezeit und nicht am Anfang! Gleichzeitig reduzierte sich das Eis auf den Gletschern und Landoberflächen, da der Feuchtigkeitsschub zu gering war.

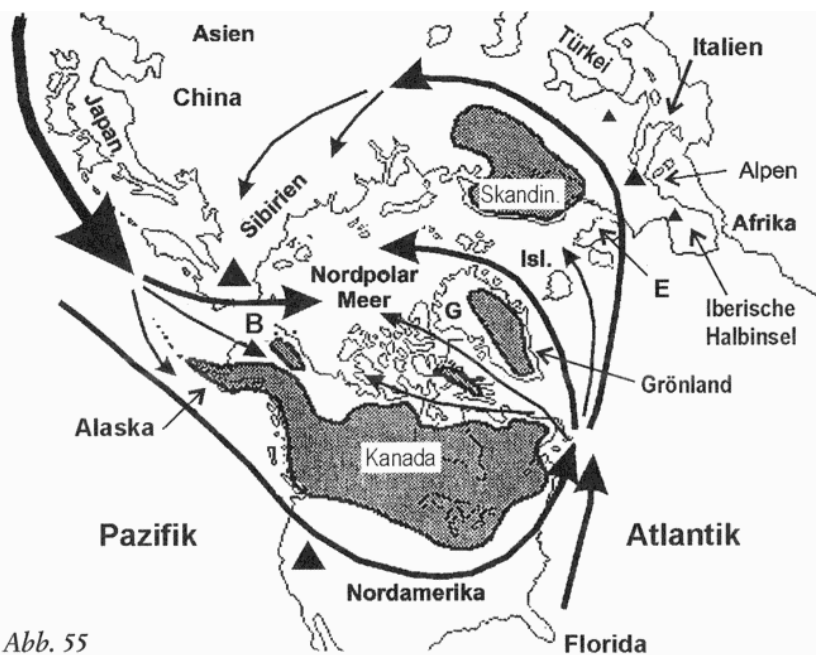


Abb. 55

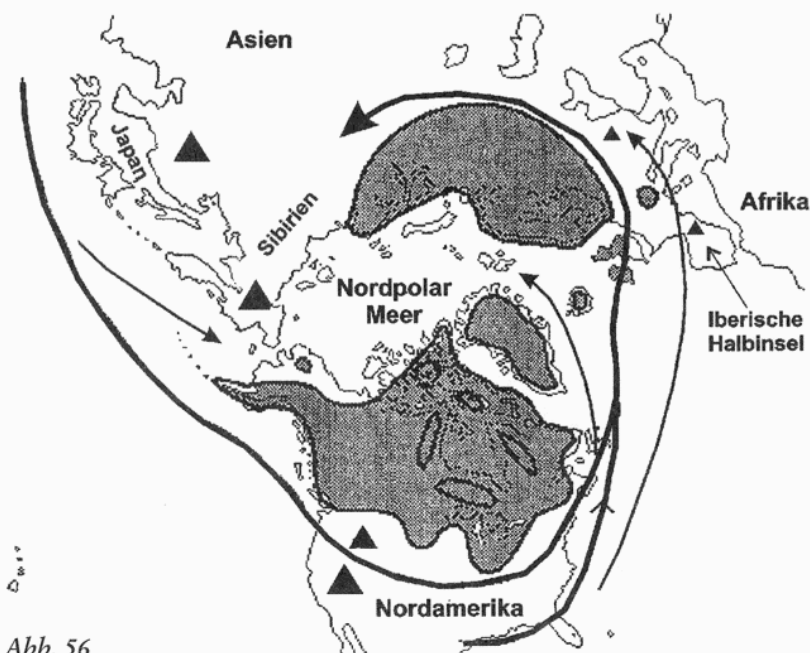


Abb. 56

Absenkung der Meeresspiegel nicht einmal annähernd durch das als Eis gebundene Meerwasser verursacht worden sein.

Da das Meerwasser, auch am Süd- und Nordpol, nicht nur eisfrei, sondern während der Bildung der Eisberge sehr warm gewesen sein muss, verdampften riesige Mengen warmen Wassers. Die warme Luft konnte große Mengen an Feuchtigkeit speichern, die mit den Stürmen in Richtung der Pole getragen wurde. Diese verdampften Wassermassen gingen in polaren Breiten über dem Land als sich übereinander türmender Schnee hernieder, *nur wenige Kilometer entfernt über dem warmen Meer jedoch als Regen*.

Die Zirkulation der warmen Stürme um Nordamerika und Grönland entgegen des Uhrzeigersinns bewirkte, dass die Beringstraße *zu keiner Zeit komplett vereist* war. Dieses Phänomen stellt ein nicht zu erklärendes Rätsel der Eiszeit-Theorie und damit ein Rätsel für Eiszeit-Theoretiker dar. Mit der von mir Schneezeit genannten Periode nach der Flut, eigentlich eine *auf einen kurzen Zeitraum verkürzte Eiszeit*, kann die eisfreie Beringstraße durch eine Gedankenkette ohne geistige Verrenkungen erklärt werden. Aufgrund des abgesenkten Meeresspiegels bestand auch eine *nicht vereiste Landbrücke mit tropisch-feuchtem Klima von Asien nach Nordamerika, während zur selben Zeit im Inland von Alaska und Grönland Gletscher entstanden*. Ein konträrer Klimagegensatz innerhalb weniger Kilometer Entfernung!

Obwohl Kanada und Grönland im Inland zu vereisen begannen, war das heutzutage mit Eis bedeckte Nordpolarmeer immer noch eisfrei, da die warmen Winde das Meer aufheizten.

Auf diese Weise kann leicht erklärt werden, warum nachgewiesenerweise Korallen in den Küstenbereichen von Grönland, Spitzbergen und auch der Antarktis wuchsen. Das Problem ist nur, dass sie eine Mindesttemperatur von 20 Grad Celsius für das Überleben benötigen – obwohl Grönland gleichzeitig zu einer Eiswüste wurde. Es wird jetzt erklärbar, warum die Nordspitze, also die dem heutigen Nordpol nächstgelegene Seite von Grönland niemals vergletschert war, denn an den Küsten wurde durch das warme Wasser und die mit Feuchtigkeit geladene warme Luft ein tropisch-feuchtes Klima erzeugt. So erklärt sich auch, dass die heutzutage in Kali-

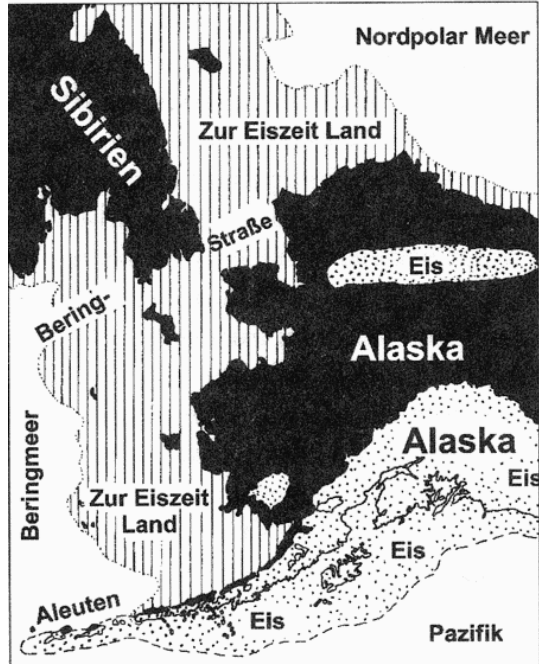
fornien wachsenden Mammutbäume vor wenigen tausend Jahren auch in Alaska, also in arktischen Gefilden wachsen konnten, ein bis heute ungelöstes und ungern diskutiertes Rätsel für Geologen und Geophysiker.

Feng Sheng Hu von der *University of Illinois* und seine Kollegen wiesen während der vergangenen 2000 Jahre weitere Perioden ungewöhnlich hoher Temperaturen in den nordwestlichen Regionen Alaskas nach. Anhand von Sedimentkernen aus dem *Farewell Lake* konnten die Forscher zeigen, dass es während 300 Jahren nach der Zeitenwende (= 300-600 eZ) und im Zeitraum von 850 bis 1200 (oZ = eZ) übermäßig warm war. Dieser mittelalterliche Zeitabschnitt lässt sich als Klimaoptimum in vielen Teilen der Welt nachweisen. Während der im 14. Jh. beginnenden *Kleinen Eiszeit* war es in der Region zudem sehr trocken, was sich in einer großen Zahl von Waldbränden widerspiegelt (SpW, 21.8.2001).

Die Absenkung des Weltmeeresspiegels erfolgte einerseits durch das mit der Flut auf die Kontinente geschleuderte Wasser und in

Abb. 57: Landbrücke.

Während der maximalen Vereisung waren die Küsten an der Beringstraße nicht vereist. Der abgesunkene Ozeanwasserspiegel erzeugte eine Landbrücke zwischen Sibirien und Alaska. Die Abbildung zeigt die während der Eiszeit (= Schneezeit) trocken liegende Landfläche, die heutzutage 100 Meter unter der Meeresoberfläche liegt. Der äußerste Norden Grönlands blieb bis zum heutigen Tage immer eisfrei.



der Folgezeit nach der Sintflut durch die Verdampfung der Ozeane Meere, aber auch Seen. Wenn man wissenschaftlich einen bis zu 180 Meter tieferen Meeresspiegel der Ozeane während der Eiszeit (also auch der so genannten Altsteinzeit) für möglich hält, resultiert daraus ein dramatisch veränderter Küstenverlauf weltweit. Aus dem sehr flach abfallenden, heutzutage unter der Wasseroberfläche liegenden Kontinentalsockel wird trocken liegendes, fruchtbares Land – nicht nur im Bereich der heutigen Nordsee, die ja als trocken gefallener Kontinentalsockel noch in der Bronzezeit besiedelt war. Auch Islands ehemals besiedelte Küsten liegen unter der Meeresoberfläche, weshalb diese Insel keine voririschen Besiedlungsspuren aufweist.

Die entsprechende Absenkung des Meeresspiegels im Mittelmeer bewirkte einerseits auch eine Schließung sowohl der Dardanellen als auch des Bosporus: Die Verbindung zwischen Mittelmeer und Schwarzem Meer fiel trocken. Andererseits ist die große Atlantikbucht westlich Gibraltars sehr flach. Nur eine Rinne mit einer Tiefe von heutzutage 200 Meter, nach der Eiszeit vielleicht nur 70 Meter, blieb frei, falls sich *keine* tektonischen Veränderungen seit dieser Zeit ereignet haben.

Betrachten wir aber die Menge der Anlandungen von Sedimenten in nachbarschaftlichen Küstenregionen, z.B. nördlich Cadix oder im Golf von Biskaya, dann wird vorstellbar, dass während der letzten Eiszeit eine kompakte Sedimentbarriere den Zugang zum Mittelmeer wie ein Pfropfen verschloss. Diese Landbrücke zwischen Europa und Afrika habe ich schon in »Irrtümer der Erdgeschichte« (S. 244 ff.) diskutiert und darauf hingewiesen, dass die Affen zu diesem Zeitpunkt noch trockenen Fußes von Afrika aus den Gibraltar-Felsen erreichen konnten. Sie wurden erst mit der Flutung des Mittelmeeres auf ihrem Felsen sitzend von ihren Artgenossen in Nordafrika getrennt (vgl.: de Sarre, 1999).

Das Mittelmeer ist heute ein Defizitmeer. In jeder Sekunde strömen riesige Mengen von Wasser aus dem Atlantik, durch die Enge von Trafalgar-Tanger, um zu ersetzen, was an der Oberfläche des Binnenmeeres verdunstet und durch das Wasser der einmündenden Flüsse nicht ausgeglichen werden kann. Nach der Sintflut und dem Ver-

schluss der Straße von Gibraltar begann der Meeresspiegel im Mittelmeer ständig zu sinken, begünstigt durch den der globalen Sintflut zwangsläufig folgenden Treibhauseffekt, der auch der von Helmut Gams und Rolf Nordhagen (1923) untersuchten dreistufigen Wärmephase mit dem Ende gegen -850 (= -350 eZ) entspricht.

Dass das Mittelmeer sogar einmal eine Wüste war, haben die namhaften amerikanischen Geophysiker Walter Pitman und William Ryan (1998) durch Bohrungen im Grund des Mittelmeeres zweifelsfrei nachgewiesen. Gleichzeitig bestätigten sie, dass das Mittelmeer sich wieder in einem kurzen Zeitraum füllte, und zwar in weniger als hundert Jahren (Pitman/Ryan, 1998, S. 127). Nach Pitman und Ryan bildete sich die Mittelmeer-Wüste vor fünf Millionen Jahren; andererseits schlägt Pitman »vor, nach einer ziemlich jungen Trockenperiode zu suchen: Wie wäre es mit einer Zeit kurz nach dem Abschmelzen des letzten kontinentalen Eisschildes?« (Pitman/Ryan, 1923, S. 126) Hier stimme ich Pitman zu, aber da es die Eiszeit nicht gegeben hat, würde dieser Zeitpunkt in der Wärmephase *nach* der Sintflut liegen, als sich zeitgleich und relativ schnell die asiatischen Wüsten und die Sahara bildeten.

Der Wandel der Sahara von einer subtropischen Steppe mit Flusspferden, Krokodilen und Elefanten zu einer überwiegend lebensfeindlichen Sandwüste erfolgte erst vor höchstens 5000 bis 6000 Jahren, wie Analysen von Pflanzenpollen und Knochen ergaben. Die klimatischen Bedingungen konnten schon 1998 durch das *Potsdamer Institut für Klimaforschung* rekonstruiert werden. Die Entstehung dieses größten Wüstengebietes der Erde wurde durch das Computermodell *CLIMBER* (CLIMate and BiosphERE) simuliert (BdW, 12.7.1999 und 16.9.1999). Als Ursache wurde eine Folge von Schwankungen der Erdachse verantwortlich gemacht. Als die Wald-, Seen- und Steppenlandschaft sich nach der Sintflut durch den Treibhauseffekt und Schwankungen der Erdache vor wenigen tausend Jahren zu einer Sandwüste umformte, verdunstete auch das Wasser des Mittelmeers (Zillmer, 2001, S. 241 ff.). Der kausale Zusammenhang scheint auf der Hand zu liegen. Gibt es Hinweise und sogar Beweise für mein hier neu vorgestelltes, revolutionär erscheinendes Gedankenmodell?

Zusammen mit Mammutknochen fand man Schädelteile eines Neandertalers auf der heutigen Insel Malta. Falls die Steinzeitmenschen nicht dorthin geschwommen oder mit Schiffen gefahren sind, kamen sie trockenen Fußes einfach über Land dorthin. Die mehrfach erwähnte generelle Absenkung des Weltmeeresspiegels um 130 Meter würde die Insel Malta zwar vergrößern, hätte sie aber weiterhin eine Insel bleiben lassen. Erst eine Absenkung um 350 Meter ergibt eine breite Landbrücke zwischen Tunesien, Sizilien und Italien, mit Malta als markant aufragendem Bergland. Zugleich würden sich die Inseln Korsika und Sardinien nicht nur zu einer größeren Insel vereinen, sondern sogar eine Halbinsel mit dem italienischen Festland bilden. Entsprechendes gilt für die Balearen, die so mit der Iberischen Halbinsel verbunden waren.

Relativ einfach kann jetzt erklärt werden, warum so viele tausend Megalithbauten, Nuraghen, Talayots und Dolmen auf Malta, Korsika, Sardinien oder den Balearen zu finden sind. Die heutigen Inseln waren damals mit dem Festland verbunden. Wahrscheinlich knapp eintausend Jahre nach der Sintflut war der Meeresspiegel

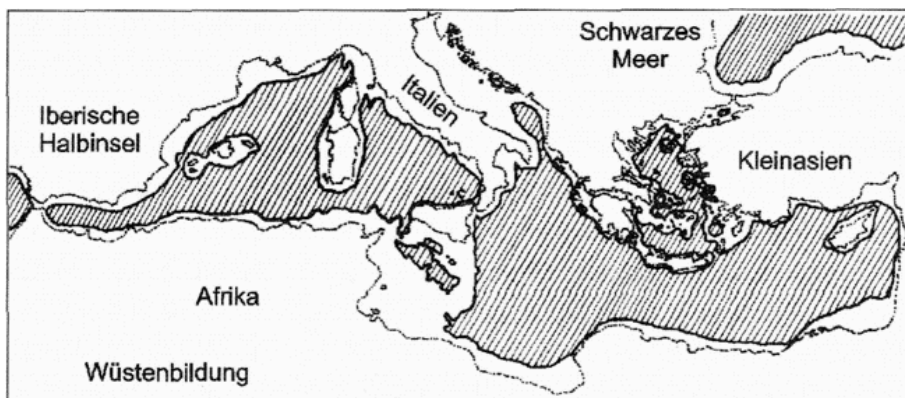


Abb. 58: Austrocknung. Das Mittelmeer trocknete aus. Bei einem Tiefstand des Meeresspiegels von 350 Metern unter dem heutigen wurde die vorgeschichtliche Besiedlung von Inseln der ägäischen und balearischen Inselgruppen möglich. Das Mittelmeer war zweigeteilt, und es bestand eine Landbrücke von Italien bis nach Afrika. Auch die von Mitteleuropa bis Afrika lebenden Flusspferde konnten jetzt nach Malta und Zypern gelangen, wo sie nach der Flutung des Mittelmeeres isoliert wurden und ausstarben.

gel des Atlantiks soweit angestiegen, dass das Wasser über den Trafalgar-Tanger-Damm wie durch einen Flaschenhals ins Mittelmeer schwappte. Unter Wasser entdeckte Dr. Hubert Zeitlmair (2001, S. 104 ff.) vor der Küste Maltas megalithische Strukturen eines unter dem Meereswasserspiegel liegenden Tempels, die *den Konstruktionen der auf Malta an Land zu findenden Megalithanlagen entsprechen*.

Bereits Charles Lyell, Jurist und Vordenker unserer Geologen, hatte im 19. Jh. berichtet, dass auf einigen Mittelmeerinseln ganz plötzlich eine Menge neuer Säugetiere auftauchte – wie aus dem Nichts (Azzaroli, 1981). Die Tiere und Menschen flüchteten meiner Meinung nach auf die Bergspitzen, die jetzt die uns heute bekannten Inseln darstellen. So ist eben auch zu erklären, warum es Flusspferde auf Inseln wie Malta, Kreta oder Zypern gab, denn dorthin können sie nicht geschwommen sein. Schließlich starben sie dann an den Orten aus, die vorher nicht zu ihrem Lebensraum gehört haben.

Nachdem das Mittelmeerbecken gefüllt war, erfolgte der Durchbruch am Bosphorus und das Süßwasserreservoir Schwarzes Meer, dessen Wasserspiegel 120 Meter unter dem heutigen lag, wurde durch das Salzwasser des Mittelmeers aufgefüllt. Eine Völkerwanderung setzte ein: Die Bewohner der Ufer wurden ihrer Süßwasserquellen beraubt und durch den schnell ansteigenden Wasserspiegel in alle Richtungen nach Europa, Asien, Indien, Mesopotamien und dem Vorderen Orient vertrieben (vgl. Pitman/Ryan, 1998, S. 245 ff.). Ist hierin der vielleicht nicht mehr existierende gemeinsame Ursprung der Sprachen von Persern, Griechen, Kelten und Germanen sowie des Sanskrits zu sehen (Jones, 1786), nämlich im Skythischen?

Pitman und Ryan sehen allerdings keinen zeitlichen Zusammenhang zwischen Füllung des Mittelmeers, Durchbruch am Bosphorus und anschließender Füllung des Schwarzen Meeres, sondern sie trennen diese Ereignisse gemäß der geologischen Zeitskala, der sie wissenschaftlich verpflichtet sind, in unabhängige, weit auseinander liegende Zeithorizonte. Aber lag der Wasserspiegel des Mittelmeeres im Gegensatz zur wissenschaftlichen Meinung nicht vor Millio-

nen Jahren, sondern eher vor wenigen tausend Jahren wesentlich niedriger als heutzutage?

Eine interessante Landkarte ist die »Carta Nautica di Iehudi Ben Zara« aus dem Jahre 1497, die allerdings auf ältere Originale zurückgeht. Sie zeigt einerseits erstaunliche Einzelheiten über Inseln vor der französischen Atlantikküste und andererseits existiert der nördliche Teil Großbritanniens nicht, gerade so, als ob dieser Teil noch unter Eis lag (vgl. Abb. 56). Bemerkenswert ist jedoch, dass im Agäischen Meer wesentlich mehr Inseln eingezeichnet sind, als uns heutzutage bekannt sind. Man kann daraus auf einen tieferen Wasserstand zum Zeitpunkt der Erstellung dieser Karte schließen. Interessant ist auch, dass der magnetische Nordpol zu diesem Zeitpunkt anscheinend östlich und nicht, wie heutzutage, westlich des geographischen Pols lag (Hapgood, 1966, S. 172), falls die Angaben der Karte stimmen.

Betrachten wir jetzt die Verhältnisse nach der Sintflut während der Wärmezeitphase bis -850 (= -350 eZ) im Bereich des Atlantiks etwas näher. Bei einer Absenkung des Meeresspiegels um 130 Meter nach der Sintflut bestand einerseits keine Verbindung des Atlantiks mit dem Mittelmeer. Damit einhergehend waren die Abstände zwischen den nachsintflutlichen Küsten Nordnorwegens, Spitzbergens und Grönlands sehr viel kleiner als heute (siehe Abb. 62). Außerdem befindet sich zwischen dem europäischen Festlandssockel (mit Britannien und der Nordsee) und der Insel (= Gebirge) Island der *Färöer-Island-Rücken* sowie zwischen Island und Südgrönland die *Grönland-Island-Schwelle*, die beide gemeinsam als unterseeische Bergkette einen Sperr-Riegel gegen das Europäische Nordmeer (zwischen Island, Grönland, Spitzbergen und der Skandinavischen Halbinsel liegendes Nebenmeer des Nordatlantiks) bilden. Dieses Europäische Nordmeer ist wiederum vom Nordpolarmeer (Nördliches Eismeer) und von der Barentssee durch eine hohe untermeerische Schwelle getrennt, die nur durch eine ungefähr hundert Kilometer breite Rinne unterbrochen wird.

Diese bei einem abgesenkten Weltmeeresspiegel relativ isolierten Becken erreichen Tiefen von über vier Kilometern und ließen

durch die relativ warmen Wassermassen infolge des Wärmespeichervermögens eine beständige Eisdecke in der Regel nicht zu. Sinkt die zu Beginn der Schneezeit hohe Wassertemperatur im Nordpolarmeer jedoch bis knapp über den Gefrierpunkt ab, ergibt sich nach einer Modellrechnung von R. L. Newson (»Nature«, 1973, Vol. 241, S. 39f.) durch Wärmeaustausch eine Erhöhung der Lufttemperatur auf bis zu 40 Grad Celsius am eisfreien Nordpol. Als Folge sind über Kanada, Grönland und Sibirien noch Lufttemperaturen von 10 bis 30 Grad Celsius zu verzeichnen (Warshaw/Rapp, 1973; vgl. Oard, 1990, S. 75).

Die heutzutage zu verzeichnende Vereisung des Nordpolarmeeres erfolgte dann erst in einer *späten Phase* der Schneezeit. Die heutige Klimatik lässt eine Vereisung des Arktischen Ozeans nicht mehr zu, falls man die Eiskappe plötzlich entfernen würde (Donn/Ewing, 1968, S. 102 f.; Fletcher, 1968, S. 98 f.).

Mit der durch die Absenkung des Weltmeeresspiegels ganz anderen Verteilung von Land und Meer, damit auch der Klimazonen im Bereich des Nordatlantiks, ergibt sich ein überraschender Effekt. Weil das Wasser des Atlantiks nach der Sintflut von Nord- bis Südpol sehr warm war, gab es zu Beginn der nachsintflutlichen Phase noch gar *keinen Golfstrom*. Diesen gab es auch für den entgegengesetzten Fall nicht, falls nach dem Ende der Eiszeit das Ozeanwasser kalt war und dann »quasi auf einen Schlag in Schwung« kommen musste (»Nature«, Bd. 424, 31.7. 2003, S. 532-536).

Laut meinem Schneezeitmodell begann erst mit fortschreitender Abkühlung der Wassertemperatur die Aktivität des Golfstroms, der erst dann durch die heftigen Stürme entlang der nordamerikanischen Küste und infolge der Erdrotation unermüdlich angekurbelt wurde.

Der Golfstrom stieß an die eben beschriebene, flach liegende, untermeerische, zum Teil trocken liegende Schwelle zwischen Schottland, Island und Grönland. Ein Zweig des Golfstromes floss zwischen Grönland und Kanada durch die Davisstraße ins Baffinmeer und weiter ins Nordpolarmeer. Auch der Ärmelkanal zwischen Frankreich und England lag trocken, sodass der Golfstrom in südliche Richtung entlang des Kontinentalsockels vor den Britischen

Inseln und Frankreich in den Golf von Biscaya und vor die Küste der Iberischen Halbinsel gelenkt wurde.

Das in den Golf von Biscaya gedrückte warme Wasser des Golfstroms erzeugte hier und in den angrenzenden Gebieten zwischen Pyrenäen und Alpen bis nach Schottland hinauf ein derart warmes Klima, dass hier Flusspferde, Löwen, Nashörner, Elefanten und andere Tiere der Tropen bei damals tropischer Klimatik in Mitteleuropa lebten, während Grönland, Skandinavien, die Alpen und die Pyrenäen zu vereisen begannen. Deshalb fand man massenhaft Überreste von Flusspferden nicht etwa in Afrika, sondern in Deutschland und England – ein Rätsel für die Paläontologen, denn laut allen geophysikalischen Modellen herrschte zu Lebzeiten dieser Wärme liebenden Tiere in Europa angeblich das Große Eiszeitalter. Da es Landbrücken von Afrika sowohl zur Iberischen Halbinsel als auch nach Italien gab, konnten die Flusspferde, Elefanten und Giraffen ohne Klimabarrieren von Afrika bis Europa im gleichen tropischen Klima leben.

Jetzt wird auch verständlich, warum in der Nähe des Golfes von Biscaya die prächtigen, modern anmutenden Höhlenbilder von Niaux, Lascaux, Rouffignac, Altamira oder Bedeilhac entstanden, die die Tropenfauna des heutigen Afrika und *nackt* auf die Jagd gehende Menschen darstellen, angeblich während der letzten bitterkalten Eiszeit. Wie schon für die Beringstraße beschrieben, herrschte in Südfrankreich tropisches Klima, während die hohen Gebirge Europas mit der Andauer der Schneezeit zu vereisen begannen. Die als unüberwindlich erscheinenden Widersprüche heben sich auf und die Paläontologen brauchen die tropische Flora und Fauna des Niederrheins, auf deren Reste man dort nach nur wenigen Metern des Bohrens trifft, nicht mehr als angeblichen Beweis einer zig Millionen Jahre alten Vergangenheit darzustellen. Denn ohne einen krassen Klimawechsel glaubt die Fachwelt Mitteleuropa mit Deutschland (als abstraktes Gedankenmodell) an den Äquator verschieben zu müssen, angeblich bewiesen durch das zweifelsfrei nachgewiesene tropische Klima nicht nur am Niederrhein.

Es geht dann auch um die Bewilligung öffentlicher Forschungsgelder. So ist es verständlich, dass Prof. Dr. Hans-Georg Herbig,

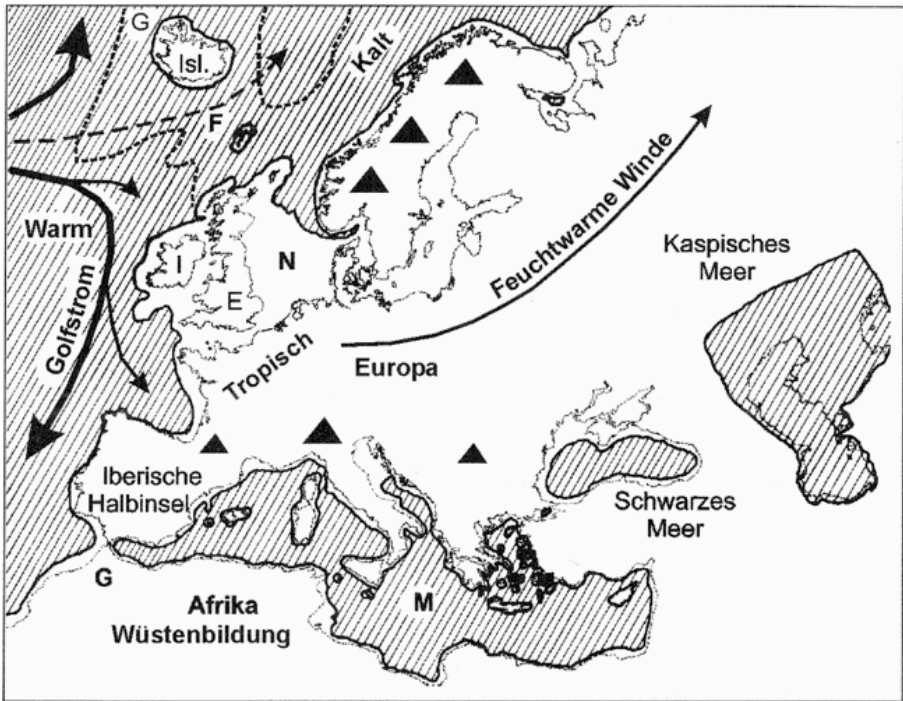


Abb. 59: Tropenklima. Die Karte zeigt den Küstenverlauf Europas bei 100 Metern Absenkung des Meeresspiegels. Während der Bronzezeit lebten unsere Vorfahren auch im Bereich der heutigen Nordsee (N) und Ostsee. Dieses Gebiet bildete mit England (E) und Irland (I) eine zusammenhängende Landmasse, während die Iberische Halbinsel mit Afrika, Italien mit Sizilien und Kleinasien mit Europa jeweils durch eine Landbrücke verbunden waren. Die untermeerischen Rücken (G und F) bildeten eine Barriere für den Golfstrom, der entlang der Festlandsküste von Irland, England und Südfrankreich geleitet wurde und hier ein tropisch-warmes Klima erzeugte. Zu dieser Zeit, als Flusspferde in Mitteleuropa heimisch waren, vereisten gleichzeitig die hohen Berge der Alpen, Pyrenäen, Skandinaviens und Grönlands – durch Dreiecke symbolisiert.

Lehrstuhlinhaber für Paläontologie und Historische Geologie an der Universität zu Köln, in einem Leserbrief im »Kölner Stadtanzeiger« am 11.2.2000 äußert, dass meine Ausführungen »von Ignoranz mit Abschätzigkeit gepaart sind und die mit erheblichen öffentlichen Mitteln finanzierte Forschungsbohrung des Geologischen Landesamtes in Refrath (von Zillmer) achselzuckend abgetan

wird – immerhin das aufwendigste geowissenschaftliche Großprojekt in der Region seit langem«. Achselzuckend hatte ich die Bohrungen gewiss nicht abgetan, sondern lediglich die angeblich spektakulären wissenschaftlichen Ergebnisse in einem längeren Artikel dieser Zeitung als zu erwartende Selbstverständlichkeit dargestellt, falls man mein Sintflut-Modell zugrunde legen würde. Denn vor nur wenigen tausend Jahren, und eben nicht vor zig Millionen Jahren, herrschte am Niederrhein tropisches Klima, und die Bohrungen fördern nach meinen Interpretationen der Erdgeschichte eben Selbstverständliches und nichts Erstaunliches zutage. Ablehnen muss man dagegen die haarsträubenden wissenschaftlichen Interpretationen in Bezug auf Plattentektonik und Erdgeschichte, denn *Deutschland lag nie am Äquator*, wie man wissenschaftlich zu glauben vorgibt – angeblich bewiesen durch den Fund der Tropentiere in unseren Breiten. Dies stellt eine eklatante wissenschaftliche Fehlinterpretation dar, in die auch noch Unsummen von Forschungsgeldern gepumpt werden. Nein, die Lösung heißt: Vor kurzer Zeit, also vor den Überflutungsszenarien und dem Klimasturz war es in Mitteleuropa tropisch warm, und Deutschland lag hier, wo es quasi immer lag – nur die Klimatik (nicht nur) in Europa hat sich eben radikal geändert. Allerdings wird sich die heutzutage zu verzeichnende Tendenz der globalen Temperaturerhöhung auch zukünftig – ohne Zutun des Menschen – fortsetzen. In spätestens 5000 Jahren gibt es an den Polen kein Eis mehr, analog wie wissenschaftlich anerkannt zu Lebzeiten der Dinosaurier.

Was allein die Wärme des Golfstroms bewirken kann, konnte ich in Schottland feststellen. Denn kaum jemand weiß, dass in den Fjorden an der rauen Westküste Schottlands auch heutzutage prächtige große Palmen gedeihen. Und das auf der gleichen geographischen Breite wie z.B. die Halbinsel *Alaska Peninsula* an der Südküste Alaskas.

Analog zeigen Untersuchungen (»Science«, 7. Nov. 2003, Bd. 302, S. 1027-1030), dass im 20. Jh. verheerende Dürren in Afrika durch die Erwärmung des Indischen Ozeans verursacht wurden (vgl. Abb. 54-56). Während der Schneezeit war das Wasser des Pazifiks jedoch wesentlich wärmer und die Wüstenbildung nicht nur in Afrika entsprechend heftiger ...



73



75

73 Die Pyramiden und Kraggewölbe der im Maya-Baustil errichteten Pyramiden von Comalcalco (Mexiko) wurden nicht aus Kalkstein, sondern aus gebrannten Ziegeln und Kalkmörtel gebaut.



74

74 Die Säulenordnung des Palastes entspricht derjenigen von Palenque.

75 In ganz Amerika wurde nur in dieser Gegend das als typisch römisch klassifizierte Baumaterial verwendet.

76 Dr. Zillmer untersucht das Baumaterial.



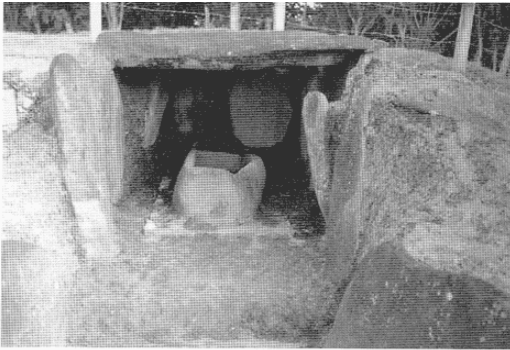
76

77



77 In Dänemark befindet sich bei Lude Danevirke ein römisch anmutender Wall aus gebrannten Ziegeln. König Valdemar IV. (1320-1375) soll diesen fünf Kilometer langen, zwei Meter breiten und sechs bis sieben Meter hohen Wall gebaut haben. Sein Werk wurde auf einem Bleitabblatt in lateinischen Buchstaben beschrieben und seinem Grab beigelegt. In dieser Gegend befinden sich auch Erdwerke, die denjenigen in Nordamerika ähneln. Eines ist 15 Kilometer lang, besitzt noch eine Höhe von sechs bis sieben und eine Breite von 30 Metern. Auf dem Wall verlief ein Palisadenzaun und an der Südseite ein Graben mit einem flachen Boden sowie an der Nordseite eine Straße - ein »dänischer Limes«. Die Straßen in Jütland waren an das damalige europäische Straßensystem angeschlossen (Gloh, 1967, S. 276).

78

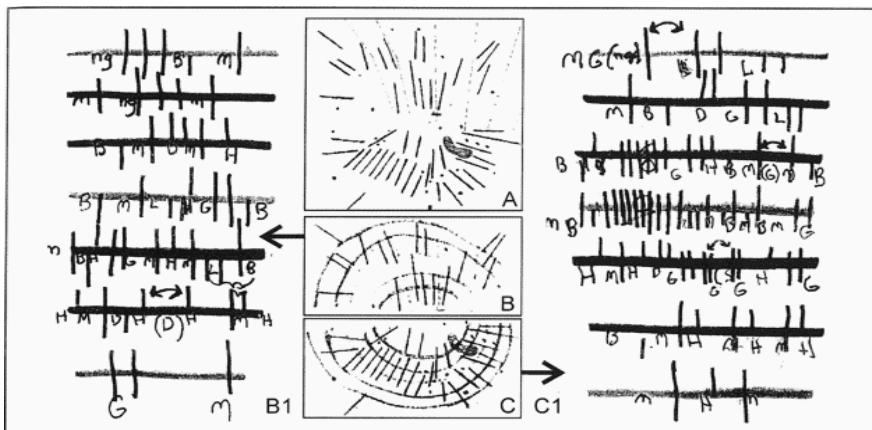


78 Im Jahre 1758 berichtete der spanische Mönch Juan de Santa über geheimnisvolle Steinmonumente in San Augustin (Kolumbien). Man fand mehrere große Dolmen und Monolithe in dieser Megalithstätte. Der Ethnologe Theodor K. Preuß öffnete 1912 mehrere Gräber, aber es wurden keine Skelette gefunden. Anfang des 20. Jhs. berichtete der Heidelberger Professor Karl Stölpel über unterirdische Gänge, die die Tempel untereinander verbanden. Heutzutage wird darüber nichts mehr berichtet. Das Foto zeigt einen Steinsarkophag. Die Grabkammer ist mit großen Steinplatten überdeckt.

79



79 Megalithisches Grab der La-Venta-Kultur (Olmeken) aus natürlichen Basaltstangen in Mexiko. Daneben befand sich früher ein Sarkophag aus Stein.



80

80 Auf den Schädelkuppeln der Kolossal-Köpfe der Olmeken (Mexiko) befinden sich altweltliche Ogham-Inschriften. Auf dieser Foto Seite ist der Kolossal-Kopf 4 dargestellt, der sich im Freilichtmuseum Parque La Venta in Villahermosa befindet. Die Ogham-Zeichen (A) sind in den Zeichnungen B und C durch aufgetragene Striche verbunden und wurden in den seitlich angeordneten Skizzen B1 und C1 in horizontaler Richtung aufgezeichnet und beschriftet. Nach Steede, 2001.



81

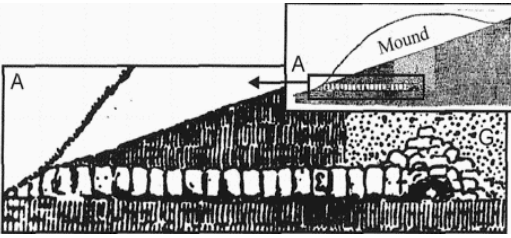
81 Ein altes Bild zeigt den Kolossal-Kopf 1 der Olmeken nach der Ausgrabung. Er trägt bereits deutlich zu erkennende tiefe Kratzer, die als Ogham-Inschrift gelesen werden können.



82

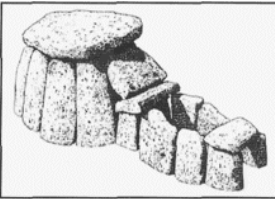
82 Dr. Zillmer zeigt auf die Ogham-Inschrift auf dem Riesenkopf 4 in Villahermosa (Mexiko).

83



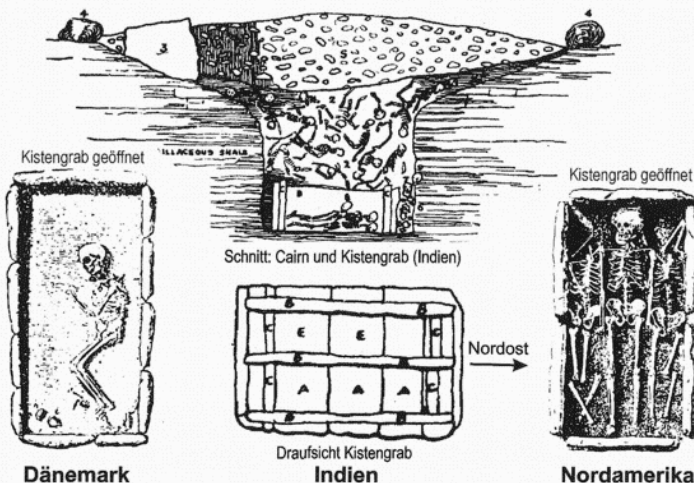
Nordamerika gelegenen den Indianern zugeschrieben, obwohl diese auch in kupferreichen Gebieten liegen. In Europa lagen viele Dolmen und Ganggräber unter Erdhügeln vergraben. Manche werden noch heutzutage entdeckt. Auch in Amerika liegen Ganggräber und Steinkistengräber unter Erdhügeln. Zufällige Parallelen? Eine Frage stellt sich: Waren heute frei stehende Dolmen früher überschüttet und wurden durch Überflutungen in den flacheren Gebieten frei gespült? G = igelförmige Grabkammer.

84



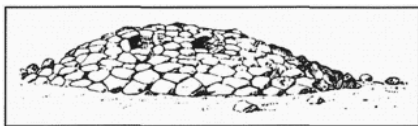
84 Ein 5700 bis 4500 Jahre altes (oZ) Ganggrab aus dem Südwesten Portugals. Diese Gräber liegen oft in kupferreichen Gebieten Portugals.

85 Eine Meile westlich von Ijori (Indien) befindet sich in mehreren Metern Tiefe unter einem Zairn ein Steinkistengrab mit zwei Skeletten (Schnitt). Unten links ist ein eisenzeitliches Steinkistengrab aus Dänemark abgebildet: Frühe amerikanische Wissenschaftler waren erstaunt über die Ähnlichkeit mit den Steingräbern der Algonquin-Indianer entlang des Delaware River (Du Zhaillu, 1889). Unten rechts: Eines von mehreren im 19. Jahrhundert ausgegrabenen Steinkistengräbern entlang des Mill Creek im US-Bundesstaat Illinois (Smithsonian Institution, »Twelfth Annual Report«), die den europäischen gleichen.



85

86 Eine Illustration aus dem 19. Jahrhundert zeigt einen Cairn (Grabhügel aus Steinen) mit zwei Kammern am Mount Carbon (West Virginia). Das Team der Smithsonian Institution lokalisierte unter der Leitung von Professor Cyrus Thomas mehrere ähnliche Gräber sowie alte Steinwälle, die sich über mehrere Meilen hinweg durch das Land erstrecken.



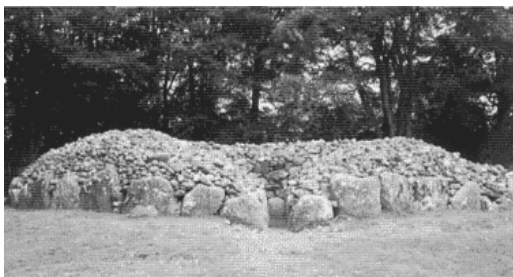
86

87 Ein Cairn auf dem Golfplatz nahe Hopkinton (Massachusetts).



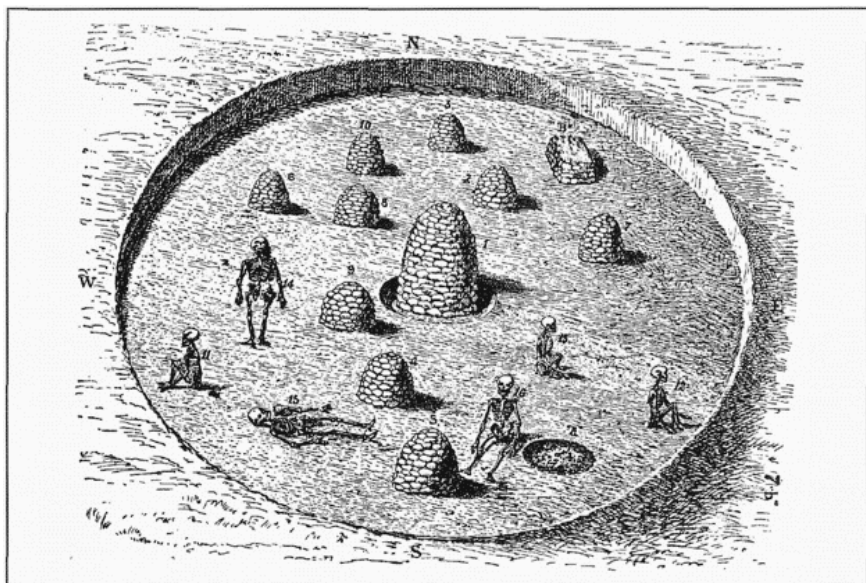
87

88 Die Steine von Clara (abgebildet einer von zwei großen Cairns) aus dem 2. Jh. liegen östlich von Inverness (Schottland) in der Nähe von Culloden, wo die Kelten (Highlander) unter Bonnie Prince Charlie 1746 ihre endgültige Niederlage erlitten.

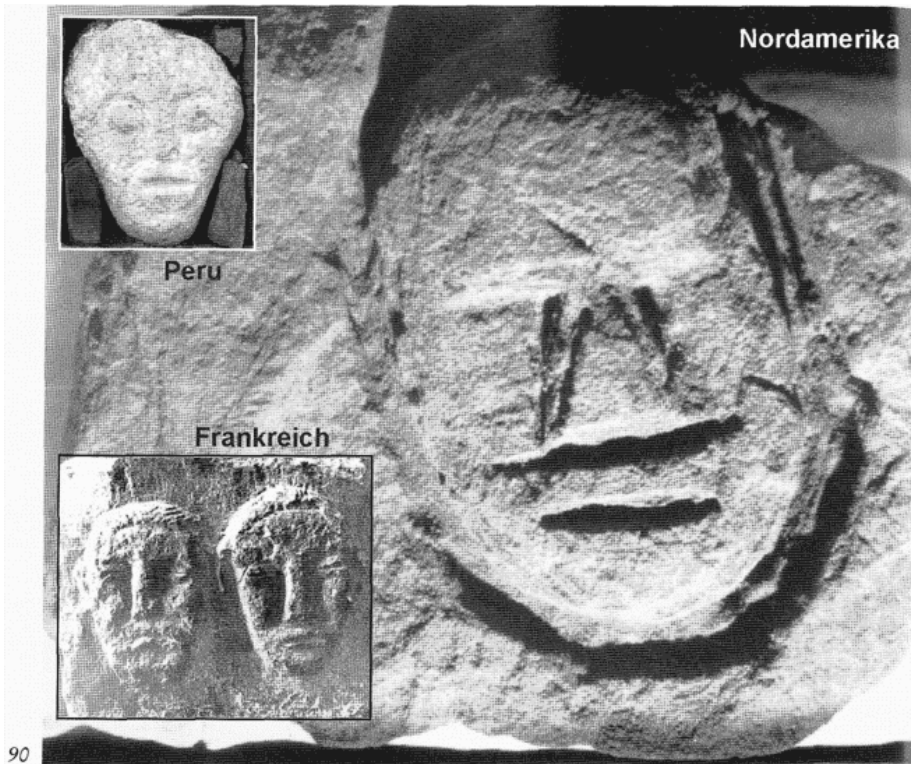


88

89 Kegelförmige Cairns wurden von der Thomas-Expedition unter einem Mound nahe Patterson in North Carolina zusammen mit Skeletten in liegender und sitzender Position entdeckt (Smithsonian Institution, » Twelfth Annual Report«),



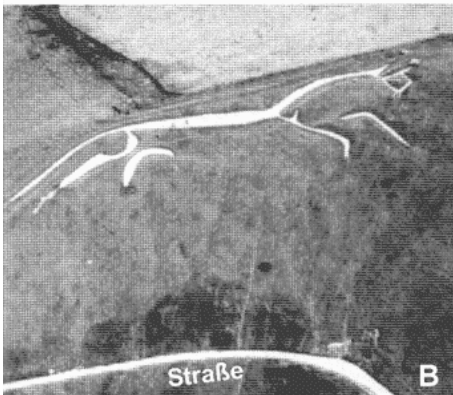
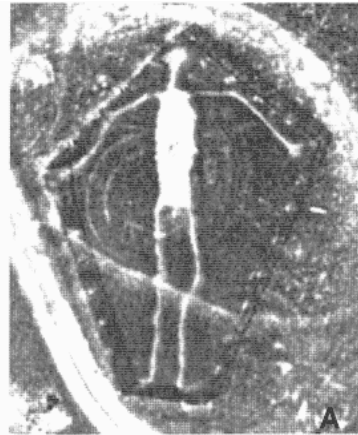
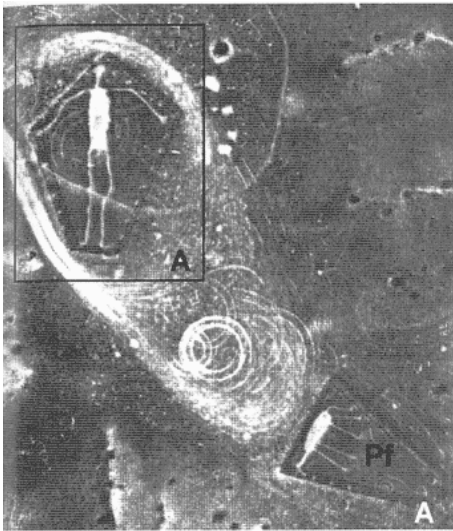
89



90 Ein in Stein gehauenes Gesicht mit europäisch anmutenden Gesichtszügen aus Plainville (Vermont). Zum Vergleich eines von vielen Steingesichtern aus Tiahuanaco (oberes Insert) in Peru sowie zwei Steingesichter aus dem 3. oder 2. Jh., die im keltischen Friedhof von Entremont (Frankreich) gefunden wurden (unteres Insert).

91 Viele Felsen und Steinblöcke in Nordamerika sind mit Ogham-Zeichen beschriftet. Das Foto zeigt einen Steinblock im US-Bundesstaat Vermont.





92

92 Eine Luftaufnahme (A) der riesigen Scharrzeichnungen in der Wüste nahe Blythe (Kalifornien), die an die Scharrzeichnungen auf der Ebene von Nazca (Peru) erinnern. Die Darstellung eines Menschen in Kalifornien befindet sich in einem Fünfeck, ebenso wie die Scharrzeichnung eines Giganten in England (C). Stellt das Tier in Kalifornien ein angeblich den Urindianern unbekanntes Pferd (Pf) dar? Unten links (B) eine Luftaufnahme der Scharrzeichnung des Weißen Pferdes von Uffington (England).

93 Eine Basaltstatue in Nicaragua (links) mit ähnlicher Armhaltung wie eine anthropomorphe Stele aus dem 6. Jh. (rechts) aus dem Kanton Graubünden (Schweiz)



93



94

94 Auf der Weltkarte von Martin Waldseemüller erschien 1507 erstmals der Name Amerika. Südamerika wurde bereits als separater Kontinent am linken Rand der Karte globusartig dargestellt, obwohl diese Erkenntnis erst 1520 durch Ferdinand Magellan ansatzweise nachgewiesen wurde und Südamerika damals noch nicht erforscht war. Amerika erscheint aber auch, wie auf vielen alten Karten, als mit Asien über eine Landbrücke (Beringstraße) hinweg verbundener Kontinent (rechts) – eisfrei! Wie lange existierte diese Verbindung (B)? S = Südamerika.



95

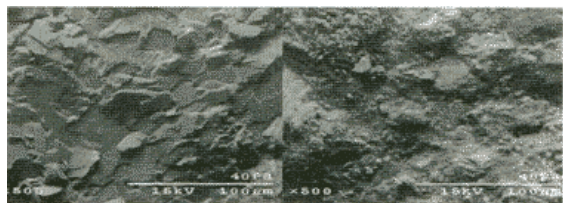
95 Die Inschrift auf dem 1889 in Minnesota gefundenen Kensington Runestone lautet: »Acht Goten und zweiundzwanzig Norweger auf Forschungsreise nach dem Westen Vinland. Wir haben unser Lager nahe bei zwei Felsinseln einen Tag weit im Norden dieses Steines aufgeschlagen. Und wir fischten einen Tag lang. Bei der Rückkehr trafen wir zehn unserer Männer blutüberströmt und tot an. AVM erlöse uns von dem Übel. Wir haben zehn am Meer zur Überwachung unseres Schiffes zurückgelassen, vierzehn Tage Reise von dieser Insel entfernt. Jahr 1362.« Der Runenforscher Dr. Richard Nielsen wies nach, dass die Schrift auf dem Stein Altschwedisch des 14. Jhs. ist.

96 Im Oktober 2000 wurde der Kensington Runestone im »Laboratory of American Petrographic Services« (APS) mit elektronischen Scan-Mikroskopen (SEM) getestet.

97 Die Geologen bestätigen, dass der Stein sehr lange Zeit im Boden gelegen hat, da die ursprünglichen Kristalle des Gesteins (links) an den Bruchkanten und Flächen komplett erodiert sind (rechts), auch in den geschlagenen Kerben für die Buchstaben.



96



97

Weltenbummler

Der abgesenkte Weltmeeresspiegel erzeugte zwangsläufig eine grüne Brücke über Grönland hinweg zum amerikanischen Kontinent: die Grönlandbrücke. Erste Menschen sollen am Ende der Eiszeit vor ungefähr 11000 Jahren von Sibirien über die damalige Landbrücke Beringstraße nach Amerika eingewandert sein. Dies kann so gewesen sein, aber der Weg von Europa über die Grönlandbrücke (Abb. 62) nach Nordamerika ist immerhin 3000 Kilometer kürzer und damit direkter als durch ganz Sibirien über breite Ströme, riesige Tundren und über die Beringstraße hinweg.

Mit einem transatlantischen Kontakt über die grüne (nicht vereiste) Grönlandbrücke kann ein scheinbares Rätsel aufgeklärt werden, denn die aus Nordwestrussland stammende Keramik ist mit der nordamerikanischen enger verwandt als mit derjenigen aus Ostsibirien oder mit der baikalischen Ware. Das ist das Gegenteil dessen, was eigentlich zu erwarten war (Ridley, 1960, S. 46 ff.).

Eine reiche, hoch differenzierte Säugetier-Fauna wurde 1878 in Cernay bei Reims entdeckt (Lemoine, 1878), und »bald darauf fand man eine ganz übereinstimmende Fauna in den Puercoschichten von New Mexico. Spätere Funde in Siebenbürgen, Schwaben, der Schweiz, England, Utah und Wyoming haben ihre weite Verbreitung dargetan. Zehn Gattungen sind Europa und Amerika gemeinsam ...« Und weiter schreibt Johannes Walther, Professor für Geologie und Paläontologie an der *Universität Halle*: »Man könnte glauben, dass die eozäne (vor 55 bis 36 Ma) Säugerfauna der Cuvierischen Katastrophen durch die zeitliche Kluft von der Kreidezeit getrennt wäre« (Walther, 1908, S. 481). Mit anderen Worten, *beidseits des Atlantiks gab es also eine einheitliche Entwicklung hoch spezialisierter Säugetiere. Dies also zu einer Zeit, als die Kontinente angeblich schon seit etlichen Millionen von Jahren voneinander weit entfernte Lagen erreicht haben sollen. Ohne Landverbindung (Grönlandbrücke) wäre eine identische Säugetierfauna auf zwei durch einen breiten Ozean getrennten Kontinenten nicht denkbar.*

Ergänzend möchte ich darauf hinweisen, dass Funde von Allosaurus in Nordamerika und Europa auch auf die Existenz einer Land-

brücke, wahrscheinlich auch über Grönland hinweg, hindeuten (ausführliche Diskussion im »Dinosaurier Handbuch«).

In verschiedenen Teilen der Welt entdeckte Schriftzeichen in geometrisch-linearer Form ähneln sich, ob nun in Glozel (Frankreich), Portugal, Malta, Peru, Illinois, auf den Kanarischen Inseln (Fuerteventura) oder in Südamerika. Wie der Vorsitzende der *Studiengemeinschaft Deutscher Linguisten e. V.*, Kurt Schildmann (1999) ausführte und mir bei einem gemeinsamen Gespräch erläuterte, entzifferte er mit dem *gleichen* Schlüssel Glozel-Texte aus Frankreich sowie ähnliche Texte aus Südamerika und Nordamerika (Burrows Cave). Bisher wurde sogar infrage gestellt, ob es sich in diesen Fällen überhaupt um eine richtige Schrift oder nur um phantasievolle Fälschungen handelt. Diesseits und jenseits des Atlantiks war *eine gemeinsame Sprache, ja sogar eine übereinstimmende Schrift bekannt*.

Auch bei der Indus-Schrift (u.a. Harappa, Mohenjo Daro), die Schildmann (1995) als Sanskrit entzifferte, handelt es sich um eine Variante dieses Schriftsystems. Eine *vor-arische*, drawidische Induskultur, in der schon (das *indoeuropäische*) Sanskrit gebräuchlich war, könnte möglicherweise eine bedeutsame Parallele zur Entdeckung durch M. Ventris und J. Chadwick im Jahre 1952 darstellen: Demzufolge wäre die kretisch-mykenische *Linearschrift B*, die man einer *vor-arisch-minoischen* Kultur zugeordnet hatte, einzuordnen in eine Zeit des (aus der skythisch-keltischen Kultur stammenden?) *indoeuropäischen Griechisch*. Bereits 1978 hatte John Dayton (1978, S. 132 und 425-433) eine von Kreta bis zum Indus reichende *vor-arische* Zivilisation postuliert, die er später durch eine primitive, kriegerische *arische* Kultur überlagert sah.

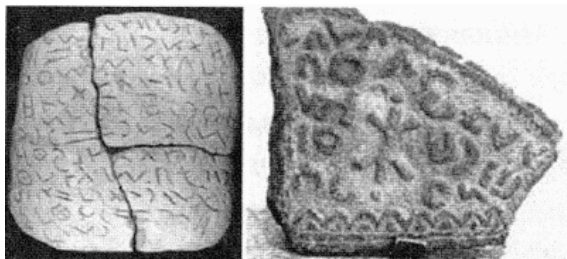


Abb. 60: Zeichen. Sich ähnelnde lineare Zeichen in Glozel (Frankreich) sowie Patagonien in Argentinien (rechts).

Aber betrachten wir Parallelen von der Alten zur Neuen Welt: Wer kennt nicht die (keltischen) Quellopfer in Europa, zum Beispiel jene in der Riesenquelle von Dux in Böhmen, in der man außer vielen Armbändern mehr als eintausend Bronzefibeln der La-Tène-Zeit fand? Bereits im Jahre 1906 erschien ein Bericht in der »Gartenlaube« über aus Gold hergestellte Idole, offenbar Darstellungen von Göttern und Dämonen, die in riesiger Zahl in hoch gelegene, mit Wasser gefüllte Kraterbecken der Cordillieren in Südamerika geworfen wurden. Diesseits und jenseits des Atlantiks sind gleiche Praktiken ausgeübt worden.

Wie an vielen Orten Europas wurde auch in verschiedenen Gebieten Amerikas die Trepanation (Öffnung) des Schädels angewendet – sogar an lebenden Menschen, die diese Prozedur auch überlebten, wie man neuerdings feststellte. Die Mumifizierung der Leichen erreichte bei den alten Ägyptern höchste Vollkommenheit, aber auch die Altperuaner beherrschten diese Kunst. Dabei treffen noch einzelne Aspekte zusammen, welche die Gleichartigkeit in beiden Ländern erst recht auffällig machen: so die dichte Einwicklung in Gewebe, die Beigabe von Gebrauchsgegenständen, die Aufstellung in Felshöhlen und dergleichen mehr. Übrigens lässt sich das Mumifizieren nicht allein in Ägypten und Peru, sondern auch in Asien nachweisen.

Schon bei den einfachen Erdbestattungen in Amerika war es häufig der Brauch, die Leiche in einem großen Tongefäß zu bestatten, dieses mit einem zweiten Gefäß oder Behälter zu verschließen (Bransford, 1881, S. 7, dort: Abb. 1-10) und dann der Erde zu übergeben. Diese Sitte trifft man von Vorderasien (bei Troja) über Ägypten und Spanien bis hin über den Atlantik in Nordamerika, Brasilien und Argentinien an (vgl. Much, 1907, S. 28). Keramische Särge sind vielfach mit menschlichen Gesichtern geschmückt und werden deshalb auch *Begräbnis-Gesichtsurnen* genannt. Solche Funde wurden oft in der Nähe von Wahrzeichen der Megalithkultur (Menhir, Dolmen, Tumulus und Cromlech) gemacht.

Eine sensationelle Entdeckung machte Professor Marcel F. Homet, der doppelte Begräbnisurnen im Nordamazonas entdeckte, deren Existenz in Südamerika bis dahin vollkommen unbekannt, ja wis-

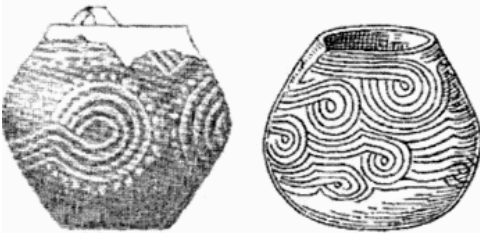


Abb. 61: Krugvergleich. Spiral-motive eigener Art findet man zum Beispiel auf einem Krug aus dem Mondsee (links) in Österreich sowie im US-Bundesstaat North Carolina (rechts).

senschaftlich undenkbar waren. Ähnliche Doppelurnen wurden aber auch in Mitteleuropa und auf der Insel Kreta gefunden (Homet, 1958, S. 240). Dass es sich nicht um eine rein zufällige Ähnlichkeit handelt, beweist die Entdeckung rot bemalter Skelette vom Typ *Cro-Magnon-Mensch* in den Begräbnis- und Doppelurnen im Nordamazonas (Homet, 1958, S. 94).

Kann aus diesen über Kontinente hinweg verbreiteten Begräbnisbräuchen auf einen ebenso verbreiteten und tief gehenden Ahnenkult und auf eine sich aus ihm ergebende gesellschaftliche Ordnung, auf religiöse Anschauungen und sittliche Vorschriften in der Alten und Neuen Welt geschlossen werden? Herbert Wendt (1954) schrieb aus fachlich-anthropologischer Sicht, dass »überall auf dem amerikanischen Kontinent, von Minnesota bis zur Magellanstraße, zahlreiche menschliche Skelette und Kulturreste entdeckt (wurden). Diese Ur-amerikaner ... vereinigen die Merkmale von Cro-Magnon-Menschen mit mongolischen und indianischen Zügen.«

Sinkende Grönlandbrücke

Bereits vor 40000 Jahren sollen Menschen in Europa bis zum Polarkreis vorgedrungen sein, wie im Wissenschaftsmagazin »Nature« veröffentlichte Untersuchungen von John Inge Svendsen (*Universität Bergen*) bestätigen. Anlass waren Funde von Steinwerkzeugen und einem bearbeiteten Mammutstoßzahn im arktischen Teil des Uralgebirges. »Die Funde deuten darauf hin, dass weniger Landfläche mit Eis bedeckt war, als von manchen Wissenschaftlern angenommen wurde. Denn das Vorkommen von Mammuts spricht für eine steppenartige Landschaft mit offenem Grasland« (BdW,

6.9.2001). Von (steinzeitlichen) Permafrostgebieten in Sibirien und, wie ähnliche Funde beweisen, auch auf Spitzbergen keine Spur.

Da nun aber infolge der – durch die Erdgeschichtsforscher – seit 150 Jahren systematisch betriebenen Gehirnwäsche (Indoktrination) des kollektiven Bewusstseins ein zwei Millionen Jahre lang andauerndes *Großes Eiszeitalter* in unsere Gehirne gebrannt wurde, beschreibt Richard Fester in seinem Buch »Die Eiszeit war ganz anders« (1973) die Theorie der *Weißten Brücke*, nach der diese angeblich aus Eis bestanden haben soll und sich von Nordnorwegen über Spitzbergen und Nordgrönland bis nach Kanada gespannt habe. Unsere Vorfahren sollen diese eisige Atlantikbrücke benutzt haben. Aber das Eis kam erst wesentlich später, nach der Sintflut, und deshalb waren Grönland, Spitzbergen und die anderen arktischen Inseln eisfrei und es gab eine *grüne* und eben nicht weiße Grönlandbrücke. Helmut Gams und Rolf Nordhagen (1923, S. 260) bestätigen, dass die *postglaziale Eiszeit* bis in die Arktis deutliche Spuren hinterlassen hat (vgl. A. Jensen, P. Härder und G. Andersson in Geol. Stockholm 1910). Gunar Holmsen (1912/1913, S. 139) beweist in einer Fachveröffentlichung, dass *das Bodeneis auf Spitzbergen erst nach dem Abschluss der Wärmezeit (!) gebildet wurde*. Diese Feststellung bestätigt exakt die hier vorgetragene Beweisführung.

Die dreiphasige Warmzeit war auch durch klimatische Veränderungen wie Trockenzeiten oder als katastrophal wirkende Naturereignisse gekennzeichnet. Mit anderen Worten, das Klima und die plötzlich auftretenden Klimaveränderungen beeinflussten auch und gerade in dieser Zeit den Lauf der Kulturgeschichte maßgeblich. So ist die Ausbreitung der Großsteingraberleute von der spanischen und französischen Atlantikküste bis ins Nord- und Ostseegebiet im Zusammenhang mit einem allmählich trockener werdenden Klima zu sehen.

Die Wärmezeit ging durch den nachsintflutlichen (so genannten postglazialen) Klimasturz ab -850 (= -350 eZ) zu Ende und wich einem feuchten, ja diesmal sogar einem besonders nassen Klima: der subatlantischen Zeit. Die plötzliche Klimaverschlechterung (Gams/Nordhagen, 1923, S. 303) führte zu einem raschen Anstieg des Grundwassers sowie zum Wachsen der Moore und jüngerer

Kalktuffe, bei gleichzeitig vermehrter Erosion der Bäche und Flüsse, sowie der Aufschüttung großer Schwemmkegel und dem Anschwemmen von Hochwasserlehm.

Die vorhandenen Seen – wie Bodensee, Ammersee, Federsee oder die Schweizer Seen – stiegen unter Bildung von Strandwällen und Uferterrassen und begleitender Vernichtung sämtlicher Pfahlbauten- und sonstiger Ufersiedlungen stark an. Mit der Klimaverschlechterung erreichten Erdkrustenbewegungen eine besondere Intensität und führten zur Bildung neuer Seen bei München, Tölz und Memmingen. Die Flugsand- und Lößbildung fand in diesem Zeitraum ein Ende und die Dünen am Bodensee, Oberrhein und in anderen Gebieten bewaldeten sich sukzessive (Gams/Nordhagen, 1923, S. 304 f.).

Die »Erz- und Salzgruben werden unter katastrophischen Erscheinungen verlassen. Die spärlichen Reste aus den folgenden Jahrhunderten konzentrieren sich auf die wärmsten Täler, in denen sich überall selbständige, durch Handel und Verkehr kaum berührte Typen ausbilden« (Gams/Nordhagen, 1923, S. 224). Die Schneegrenze sank, und die Alpen vereisten, wie zur gleichen Zeit die Gebirge Grönlands. In dieser Zeit ging der Alpinverkehr zu Ende und lebte erst wieder drei bis vier Jahrhunderte vor der Zeitenwende (= ca. 300 eZ) auf, als dann keltogermanische Stämme wieder über die Alpen nach Italien zogen, dort zu ihrer Überraschung verwandte Stämme antrafen, und angeblich in der Folge Rom besiegten ...

Dramatische Szenarien müssen sich im Bereich der Nordsee ereignet haben, denn diese damalige Steppe wurde jetzt durch heftige Sturmfluten mit permanent steigendem Wasserspiegel überflutet, auch die Doggerbank. »Wildpferde, wie sie der Mensch an die Höhlenwände von Niaux und Lascaux malte, zogen über die Nordseesteppe nach Westnorwegen und mussten dort bleiben, als das Meer zurückkam« (Fester, 1973, S. 32). Eigentlich handelt es sich um kleinwüchsige, widerstandsfähige Pferde (Ponys) mit ausdauerndem Laufvermögen. Von Natur aus haben diese Pferde in den Hochgebirgstälern der Fjorde nichts zu suchen. Sie wurden durch die Überflutung der Nordsee-Savanne Jahrhunderte lang isoliert und werden deshalb als eigenständige Pferderasse betrach-

tet. Die Wikinger brachten diese Tiere nach Island und deshalb wurden sie in der Folge auch Island-Pferde genannt.

Vielleicht lag der Grund aber in der von Fridjof Nansen festgestellten Absenkung des Nordatlantikbodens, mit Schwerpunkt im Bereich des Europäischen Nordmeeres. Dies wird von den Geologen und Geophysikern (mit Erlaubnis) fälschlicherweise als Beweis für die Existenz von drei bis vier Kilometer hohen Eisbergen gewertet, unter deren Last sich die Bodensenkungen im Nordatlantik vollzogen haben sollen. Für mich eine Fehlinterpretation.

Dass es jemals so hohe Eisberge gegeben hat, ist nur eine Vermutung, die einerseits (als induktiver Schluss, der keinen Beweis darstellt) durch das enorme Maß der Absenkung des Atlantikbodens rund um Island begründet wird (indirekter Beweis) und andererseits eine rein theoretische Umrechnung von Wassermassen der abgesenkten Meeresspiegel im Verhältnis zu hypothetisch postulierten Eismassen darstellt. Vier Kilometer hohe Eisberge gibt es nicht und hat es auch *nie gegeben*. Das ändert natürlich nichts an der Tatsache, dass mehrere Kilometer hohe Gebirgsspitzen, auch unter den beschriebenen nachsintflutlichen Gegebenheiten, stark vereisen konnten!

Als dritte Begründung für die Existenz dieser gewaltigen Eiskolosse muss die Tatsache herhalten, dass die Festlandsmassen rund um den Nordatlantik – angeblich durch die gewichtsmäßige Entlastung nach dem Abschmelzen der Eisberge – langsam und stetig wieder bis zum heutigen Tag anstiegen. Die Beobachtung ist richtig, aber die Begründung ist falsch.

Otto Muck stellt richtig fest: »Die Kleinschollen sind infolge der Magmapegelsenkung isostatisch mit abgesunken, *ertrunken*« (Muck, 1978, S. 164). Und Professor Johannes Walther gibt zu Bedenken, »dass große Bewegungen der Erdrinde und damit tief greifende Veränderungen in der Verteilung von Wasser und Land, der Meeresströmungen und der barometrischen Zugstraßen durch ihr zufälliges Zusammentreffen mit einer Polverschiebung die gesteigerte Anhäufung von Schnee in den Küstenländern des nördlichen Atlantiks bedingt haben. Gegenwärtig ist, wie wir durch Nansens kühne Fahrt (Polarexpedition 1893 bis 1896 mit seinem Schiff

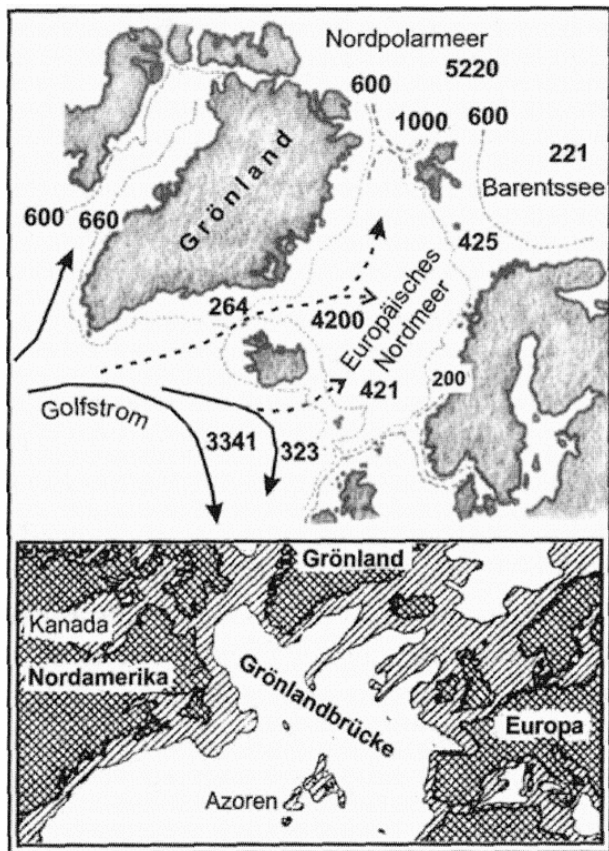


Abb. 62: Grüne Brücke. Die Grönlandbrücke war die kürzeste Verbindung zwischen Europa, Grönland und Kanada, die bei tieferem Meeresspiegel bis zum Ende der Bronzezeit nur durch schmale Rinnen unterbrochen war. Wie Untersuchungen durch Fridtjof Nansen zeigen, sank das Becken nördlich des Atlantiks mit Island als Mittelpunkt isostatisch durch eine Magmapegelsenkung ab. Island, der Brückenpfeiler der grünen Grönland-

brücke, war früher wesentlich größer, wie auch die Zeno-Karte aus dem 14. Jh. zeigt. Steinzeitliche Funde auf Spitzbergen und an der Nordküste Sibiriens zeigen, dass die arktischen Gebiete früher besiedelt waren, ebenso wie auch große Teile der Barentssee. Die obere Karte zeigt die heutigen Meerestiefen. Die untere zeigt die heutige Landverteilung bei einem um 1500 Meter abgesenkten Meeresspiegel bzw. eine »in jüngster Zeit« um diese Höhe abgesenkte Grönlandbrücke im Nordatlantik.

Fram) wissen, der größte Teil des Nordpolargebietes Tiefseeboden, und doch lehren uns zahlreiche Schalen von *Yoldia artica* (eine Muschelart) ... und zahlreiche Gehörsteine von Flachseefischen, die man in einer Tiefe von 1000 bis 2500 Metern zwischen Jan Mayen und Island fand, dass dieser Teil des Nordpolarmeeres in jüngster Zeit um 2000 Meter gesenkt worden ist (vgl. Abb. 62, HJZ). Wenn

sich hier so tief greifende Veränderungen in der Lithosphäre vollzogen haben, dann liegt der Gedanke nahe, dass Hand in Hand damit eine wesentlich andere Verteilung der Massen eintreten musste, welche auf die Lage des Drehungspoles nicht ohne Einfluss bleiben konnte« (Walther, 1908, S. 516).

Vor dieser großen Veränderung hatte Island etwa ein viermal so großes obermeerisches Areal wie heute und war damit auch ein großer trockener Baustein der grünen Grönlandbrücke. Wie in Norwegen gibt es auch in Island charakteristische Fjorde als schmale Rinnen, die ertrunkene Täler darstellen. Deshalb erscheint Island auf manchen antiken Landkarten als wesentlich größere Insel. Andere auf alten Karten eingezeichnete Inseln liegen heute unter Wasser oder werden erst neu entdeckt, wie jüngst Inseln 70 Kilometer vor Grönland, die bisher für Eisberge gehalten wurden (BdW, 17.6. 1998).

Das isostatische Absinken des Atlantikbereichs um Island führte auch zu einer partiellen Verschiebung der Erdkruste (Lithosphäre), nicht nur im Bereich Grönlands und des Nordatlantiks. Diese ging naturgemäß schnell und nicht unendlich langsam vonstatten. Dadurch wurden alte Landbrücken aufgerissen, vernichtend wirkende Tsunamis erzeugt und neue Wasserstraßen überhaupt erst gebildet. Die Topographie der Landmassen der angrenzenden Gebiete änderte sich durch das Absinken der Erdkruste fast schlagartig und es bildeten sich neue Ufer tiefer im bisherigen Inland. Alte Siedlungen wurden überflutet und uns kaum bekannte Kulturgeschichte versank in den Fluten.

Steht mit diesem Ereignis der Einschlag eines zwei Kilometer großen Meteoriten in der Barentssee vor der norwegischen Küste in Zusammenhang? Wie die Wissenschaftszeitschrift »Gemini« veröffentlichte, fanden Geologen von *IKU Petroleum Research* dort einen gigantischen Krater mit einem Durchmesser von 40 Kilometern. Die Wissenschaftler glauben, dass während des Einschlags kurzzeitig Höchsttemperaturen von bis zu 10 000 Grad Celsius auftraten – ideale Voraussetzungen für den Beginn einer neuen Schneezeit, falls man meinen Ausführungen folgt und von der offiziellen Datierung ein paar Nullen streicht. Die nachfolgenden Flut-

wellen rollten bis nach Kanada. Schlamm und Gestein wurden vom Grund der Meere in einem zügellosen Inferno bis in die Atmosphäre geschleudert (BdW, 10.2.1999).

Die alten Portolankarten wurden mit Hilfe eines *Verzerrungsgitters* untersucht, wie die des Giovanni Carignano von 1310. Die Gitternetzfelder im Mittelmeerraum sind regelmäßig und entsprechen häufig den heutigen Proportionen. *An den Nordseeküsten stellte man dagegen große Verzerrungen fest.* Ein Hinweis auf tief greifende Veränderungen der Erdkruste, ja sogar eines Meteoriteneinschlags im Bereich des Nordatlantiks in geschichtlicher Zeit?

Die Völker fliehen

Mit dem Klimasturz zogen große Völkergruppen aus Nord- und Mitteleuropa nach Südwesten bis Spanien und schufen dort eine der süddeutschen Hallstattkeramik verwandte Kerbschnittware. Katastrophen und Hungersnöte zwangen die Bewohner zur Auswanderung. In der Folge ereigneten sich größere Keltenwanderungen, die Perserkriege, die Blüte Athens unter Perikles, der Gallier(= Kelten-)Einbruch in Italien und die Wanderung der Galater nach Kleinasien.

Durch den angestiegenen Weltmeeresspiegel wurde auch die Straße von Gibraltar schon einige Zeit vor der Überflutung der Nordsee-Savanne wieder aufgesprengt, und das Wasser stürzte ins Mittelmeer. Durch das hohe Druckgefälle erreichte das Mittelmeer in weniger als einhundert Jahren die Höhe des Atlantiks. Jetzt war aber auch der Weg ins Mittelmeer frei, zuerst für die aus den übervölkerten Nordgebieten aussiedelnden atlantischen Völker. Da die Alpenpässe durch die zunehmende Vereisung nicht passierbar waren, wurde einerseits eine einfache Erklärung für die archäologische Fundleere auf den Pässen der Alpen und andererseits für die Tatsache gefunden, dass bis -200 (oZ) der transkontinentale Handel *nur per Schiff* stattfand.

Mit der ständig wachsenden Überflutung suchten die Nordleute per Schiff eine neue Heimat, mit Kind und Kegel. Sie erreichten mit

ihren hochseetüchtigen Schiffen nicht nur Amerika, sondern auch den Pazifik. Nachdem die Straße von Gibraltar wieder befahrbar war, ergoss sich ein Strom von Flüchtlingen in das Mittelmeergebiet und führte zur Völkerschlacht zwischen Ramses III. und den – unseren Historikern mysteriös erscheinenden – Seevölkern. Falls Immanuel Velikovsky Recht hat und Nektanebos I. (380-362) mit Ramses III. identisch ist, ereignete sich die Seevölkerschlacht folgerichtig zeitlich nach der Phase des Klimasturzes, ansonsten gemäß offizieller Datierung davor. Aber vorher kann sie sich kaum ereignet haben, denn zur offiziellen Regierungszeit von Ramses III. (-1187 bis -1156) war das Nadelöhr bei Gibraltar durch den abgesenkten Meeresspiegel des Mittelmeeres vor über 3000 Jahren nicht schiffbar, wie auch die auf dem Meeresgrund liegenden (nicht nur) ägyptischen Bauwerke beweisen.

Die griechische Kolonisation des -8. und -7. Jhs. kann unter dem Gesichtspunkt einer Wiederbesiedlung durch die Seevölker gesehen werden, die durch die von der Trockenheit (ausgetrockneter Nil) verursachte Hungersnot vertrieben wurden. Gerade Süditalien und Sizilien waren solche Hungergebiete.

Das anscheinende Mysterium der Neubesiedlung Italiens durch die Etrusker und Griechen von See her und erst wesentlich später erneut über wieder passierbare Pässe der Alpen, erscheint jetzt als eine fast selbstverständlich erscheinende Folge der Klimakatastrophe und nicht mehr länger als ein Rätsel.

Entstand die eisenzeitliche Hallstattkultur Mitteleuropas nach der Klimakatastrophe aus der Vermischung der bodenständigen Bronzekultur mit zugewanderten Kulturen wie der illyrischen aus der gebirgigen Landschaft im Nordwesten der Balkanhalbinsel? Das Vorrücken der Gletscher, wahrscheinlich bis zur Bildung der Daunmoränen, führte indirekt auch zum Abbruch des Bergbaus in den Alpen: die Erz- und Salzgruben wurden nachweislich unter katastrophischen Begleiterscheinungen verlassen.

Erst jetzt entstand das Keltentum, denn es gab keine bronzezeitlichen *Urkelten*. Die keltischen Wanderungen und Wandersagen müssen erneut untersucht werden, ebenso wie die gewaltige Expansion der Kelten über die Iberische Halbinsel. Die keltische Völker-

bewegung stellt das folgenreichste Geschehnis der nord- und mitteleuropäischen Geschichte dar. Es scheint, als ob manches, was bisher rätselhaft schien und daher abgelehnt wurde, von dem Standpunkt der Klimasprünge aus gesehen einen neuen Sinn ergibt.

»Die Überlieferung des griechisch-römischen Altertums hat von der geschichtlichen Tragweite dieser Wanderungen nichts geahnt und die ärgsten Fehlschlüsse begangen: nicht bloß die sonderbare gallische Wandersage, die wir aus unbekannter Quelle bei Livius V 34 f. und Trogus-Justinus XXIV 4 lesen, sondern auch Cäsar VI 24 mit seiner (von Tacitus Germania 28 wiederholten) Annahme, dass die in Mitteldeutschland ansässigen Volcae aus Gallien ausgewandert seien, zeigen die falsche Orientierung Ost-West« (Norden, 1920, S. 358).

Schließen wir diese Phase des totalen Umbruchs mit den Worten von Professor Kenneth J. Hsü ab: »Die Indo-Iraner gelangten nach dem Zusammenbruch der Zivilisationen der frühen Bronzezeit in den Mittleren Osten. Die ›Indogermanen‹ kamen während des Anfangs der Eisenzeit in die von Trockenheit geplagten Länder des Mittleren Ostens« (Hsü, 2000, S. 183). Er sieht Zusammenhänge mit einer allmählich einsetzenden globalen Kältephase, die der nachsintflutlichen Schneezeit gleichzusetzen ist und »zum Auszug von Flüchtlingen aus dem gefrorenen Norden« führte – die Endphase der Schneezeit.

Ende der Schneezeit

Ab -120 (ca. +350 eZ) wichen die Gletscher in der gallorömischen Zeit zurück und der Alpenverkehr setzte wieder ein, allerdings nur über die tieferen Pässe. Die Kelten wanderten in Italien ein und trafen auf die mit ihnen verwandten Etrusker. Der bereits beschriebene Handel von Griechenland über den Po und die Handelsstraßen nach Mitteleuropa begann einerseits auf dem Landweg, andererseits aber wurde auch der Handel über den Seeweg bis nach Mittel- und Nordeuropa sowie auch transatlantisch bis Amerika betrieben, wie viele etruskische Funde und Inschriften bezeugen.

In den folgenden Jahrhunderten zogen sich die Gletscher stark zurück, und es vollzog sich ein neuerlicher starker Anstieg der Seen. Die holländischen, norddeutschen und dänischen Moore wuchsen stark (Gams/Nordhagen, 1923, S. 306). Die Eispanzer Grönlands und Nordamerikas schmolzen bis auf einige Reste. Die Schneezeit ging ihrem Ende entgegen, da durch den Anstieg des Weltmeeresspiegels der Golfstrom durch die zwangsläufige Aufwässerung an Kraft verlor, denn er konnte jetzt in den Ärmelkanal und die neu entstandene Nordsee fließen und traf frontal auf inzwischen wesentlich abgekühlte Wassermassen des Europäischen Nordmeers.

Die nach dem Treibhauseffekt global sinkende Lufttemperatur führte auch zu geringeren Wassertemperaturen. Damit wurde aber die Zufuhr feuchter Luft in die arktischen Gebiete unterbunden, denn *je kälter die Luft ist, desto weniger Wasserdampf kann sie tragen*: Bei einem Rückgang der Lufttemperatur von 10 auf -2 Grad Celsius sinkt der Wasserdampfgehalt auf nur noch 40 Prozent (bei 100 Prozent Luftfeuchtigkeit). Die unausweichliche Folge: Die Gletscher treten einen rapiden Rückzug an, da der Nachschub an Schnee fehlt – obwohl es kälter wird!

Überraschend ist: »Das Polarmeer bleibt eisfrei, bis die großen Inlandeis-Gebiete sich gebildet haben; erst dann setzt Vereisung der Arktis ein ... gefördert dadurch, dass die Island-Färöer-Schwelle verflacht. Mit der Vereisung des Polarmeeres ist aber auch das Ende der Glazial-Zeit gekommen; die Gletscher werden nicht mehr genügend ernährt und schwinden ...« (Schwarzbach, 1993, S. 309).

Grundsätzlich kann man zustimmen, aber im Gegensatz zu Martin Schwarzbach sehe ich dieses Szenario sich nicht mehrfach während des Großen Eiszeitalters in den vergangenen zwei Millionen Jahren vollziehen, sondern als einschneidendes Ereignis genau am Ende der dreiphasigen Warmzeit. Auch bin ich anderer Ansicht hinsichtlich des grönländischen Eispanzers, denn er schmolz mit dem Ende der Schneezeit ab. Vereist blieben nur einige hohe Bergspitzen Grönlands, wie auch der Alpen – die Alpengletscher wichen vor 2000 Jahren zurück (Gams/Nordhagen, 1923, S. 305).

Beweise für das *jugendliche* Alter des grönländischen Eispanzers werden in »Irrtümer der Erdgeschichte« diskutiert (S. 212 ff.): Anhand der Dicke einer sich seit 47 Jahren über zwei abgestürzten Flugzeugen gebildeten Eisschicht hatte ich ein Alter von 1818 Jahren für den 3028 Meter dicken Eispanzer Grönlands rechnerisch überschlagen, falls man eine konstante Bildungsrate des Eises voraussetzt. War – als normaler Ablauf – ein intensiverer Schneefall und damit Eisbildung nach einer Klimakatastrophe zu verzeichnen, verringert sich der Zeitraum erheblich. In diesem Fall auf weniger als eintausend Jahre. Entstand das heute vorhandene Eis zum allergrößten Teil mit dem Beginn der Kleinen Eiszeit ab 1350, nachdem es nach der Schneezeit im *Römischen Klimaoptimum* und dann in der *Mittelalterlichen Wärmezeit* vor ungefähr eintausend Jahren bereits wieder abgeschmolzen war?

Wie schnell ein Gletscher abschmelzen kann, zeigt folgende Überlegung: Die normale Abnahme der Lufttemperatur nach oben beträgt 0,1 Grad Celsius pro 15 Höhenmeter. Bei einem Gefälle einer Gletscherzunge von 20 Prozent (also zwei Meter Höhendifferenz auf zehn Meter Gletscherlänge) genügt daher eine Temperaturzunahme von 0,1 Grad Celsius, um die Gletscherzunge um 75 Meter (bei 15 Höhenmetern) zu verkürzen. Bei nur fünf Prozent Gefälle ergibt sich sogar eine Verringerung um 300 Meter. Berücksichtigen wir eine Erhöhung um nur ein Grad Celsius, ergeben sich die zehnfachen der zuvor errechneten Werte, falls keine neue Nahrung in Form von Schnee dem Eis zugeführt wird. Auf jeden Fall kann eine kleine Ursache (geringfügige Erwärmung) einen dramatisch wirkenden Effekt hervorrufen.

Ein erneuter Klimawechsel

Die zweite Völkerwanderungswelle verursachte erneut Unruhe in Europa, denn es war nicht die nomadische Natur der Goten und Germanen (Keltogermanen), sondern vermutlich die einsetzende Kälte, die Familien mit Kind und Kegel in den Süden trieb. Nordafrika war immer noch Getreidekammer der Wandalen und anderer

Zuwanderer. Aber es ereignete sich dann ein erneuter Klimawandel. Das Grundwasser und der Wasserspiegel der Seen stieg um 800 erneut an. Streichen wir die mittelalterlichen dunklen Jahrhunderte, dann ergibt sich nicht ein schleichend vonstatten gehender, sondern ein abrupter Klimawechsel, ja ein regelrechter Klimasturz. Urkunden, die Geschehnisse in diesem fiktiven, zu streichenden Zeitraum beschreiben sollen, sind entweder als Rückprojektionen aus der Zeit nach dem Jahr 1000 oder sogar 1350 zu werten.

Obwohl in den Geschichtsbüchern nichts dergleichen verzeichnet ist, muss sich zu Beginn des Mittelalters eine Naturkatastrophe ereignet haben, deren Folgen auf der ganzen Erde spürbar waren. Das schließt der englische Paläoökologe Mike Baillie von der *Queen's University of Belfast* in Nordirland aus Baumring-Analysen: Um 540 »war ein katastrophales Ereignis, das sich in Bäumen auf der ganzen Welt nachweisen lässt« (BdW, 13.9.2000). »Hat ein gewaltiger Vulkanausbruch die Kälteperiode im 6. Jh. verursacht? Oder hat doch ein Kometeneinschlag die Völkerwanderung in Gang gesetzt?« Während Mike Baillie den Temperaturrückgang im 6. Jh. auf Kometeneinschläge zurückführt, glaubt der Vulkanologe Ken Wohletz vom *Los Alamos National Laboratory*, dass der Ausbruch eines riesigen Vulkans im heutigen Indonesien die ab dem Jahr 535 (= 9. Jh. eZ) einsetzende *Kälteperiode* verursacht hat (BdW, 9.1.2001).

David Keys widmet den Naturkatastrophen im 6. Jh. ein ganzes Buch (1999) und gibt als Zeitpunkt auch das Jahr 535 an, der sich durch Auswertung von Eiskern-Bohrungen und Baumring-Analysen ergeben soll. Wie auch immer, ich verweise hinsichtlich der Datierungsprobleme in Bezug auf Eiskern-Bohrungen und Datierungsmethoden auf »Irrtümer der Erdgeschichte«, und hinsichtlich der Baumring-Analysen und Radiokarbonmethode auf das Buch »C14-Crash« (Blöss/Niemitz, 1997).

Bei Altersbestimmungen mit der Radiokarbonmethode wird von einem konstanten Zustand der radioaktiven Radiokarbon-(C14)-Konzentration in allen dafür infrage kommenden Reservoirs der Erde ausgegangen: Atmosphäre, Biosphäre und Humus. Berücksichtigt man die in diesem Buch diskutierten heftigen und abrupten Kli-

mawechsel in den vergangenen Jahrtausenden seit der Sintflut, müssen Datierungen mit der Radiokarbonmethode zwangsläufig fehlerhafte Ergebnisse bringen. Denn im Wasser der Ozeane sind große Mengen von Kohlendioxid (CO_2) gelöst und damit gebunden. Falls sich die Ozeane auch nur wenig erwärmen, werden ungeheuer große Mengen von Kohlendioxid freigesetzt. Gleichzeitig steigt der Wasserdampfanteil in der Atmosphäre (Voraussetzung für Beginn der Schneezeit) an, so wie es nach der Sintflut während des Treibhauseffekts geschah. Allein der so genannte El Niño (Klimaphänomen im Pazifik) setzt vor Südamerika schätzungsweise ebenso viel Kohlendioxid frei wie die gesamte menschliche Kohlendioxidproduktion eines ganzen Jahres ausmacht. Um die Wechselwirkungen noch einmal deutlich zu unterstreichen:

- Unmittelbar nach der Sintflut erwärmte sich das Wasser in den Ozeanen und setzte große Mengen von Kohlendioxid frei.
- Nach der Abkühlung der Ozeane während der Schneezeit wurden wieder große Mengen von Kohlendioxid im Wasser der Ozeane gebunden.

Allein durch starke Diffusion von altem, radiokarbonfreiem Kohlendioxid aus den Ozeanen in die Atmosphäre *verringert sich die C14-Konzentration der Atmosphäre*. »Ein einfaches Rechenbeispiel zeigt, dass sich die C14-Konzentration in den Ozeanen nur um zwei Prozent in tausend Jahren ändern muss, um die Geschwindigkeit der C14-Uhr während dieser Zeitspanne um 100 Prozent zu verändern« (Blöss/Niemitz, 1997, S. 37). Wenn sich der Kohlendioxidgehalt der Atmosphäre verdoppelt oder halbiert, tritt eine Änderung der Temperatur um etwa drei Grad Celsius ein (Plass, 1956).

Mit anderen Worten, da nach der Sintflut hohe Oberflächentemperaturen im Nordpolarmeer bei nachfolgender Abkühlung bis unter den Gefrierpunkt herrschten, änderte sich der Kohlendioxidgehalt der Atmosphäre gewaltig und die Zeiger der Radiokarbon-(C14)-Uhr begannen zu rasen: Allein eine moderate Erhöhung der C14-Konzentration der Atmosphäre um 12 Prozent lassen das gemessene C14-Alter aus diesem Zeitraum um 100 Prozent zu alt erscheinen lassen – die Uhrzeiger der Geschichtsuhr rasen (bei die-

sem Beispiel) doppelt so schnell und alte Kulturen werden wesentlich älter eingestuft als sie sind.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die nach der dreiphasigen Wärmeperiode nur wenige Jahrhunderte andauernde kühl-feuchte Periode (globale Abkühlung) ihren signifikanten Höhepunkt im 6./9. Jh. durch die heftig einsetzende Kälteperiode mit trockenem Klima fand. Eine Völkerwanderung war die Folge (BdW, 9.1.2001). Danach begann die mittelalterliche Wärmeperiode. Professor Brian Fagan (*University of California*) beschreibt nach offizieller Zeitrechnung qualitativ richtig, dass der Klimawechsel »eine längere Wärmeperiode einleitete, die etwa um 800 begann und zwischen 1150 und 1300 ihren Höhepunkt erreichte« (Fagan, 2001, S. 195), die Zeit der Entdeckungen durch Wikinger und irische Mönche.

Nördlich von Trondheim, auf dem 64. Breitengrad nahe dem Polarkreis, konnte in dieser mittelalterlichen Wärmeperiode Weizen angebaut werden, was niemals zuvor möglich gewesen war. In Westengland pflanzte man bis hinauf zu einer Höhe von 200 Metern über dem Meeresspiegel Weinstöcke und in den *Lammermuir Hills* im Südosten von Schottland bis 425 Meter Höhe Getreide an. Die Durchschnittstemperaturen der Britischen Inseln lagen zwischen 1140 und 1300 um 0,8 Grad Celsius höher als zwischen 1900 und 1950. Noch nicht einmal heutzutage erreichen wir im Sommer die Temperaturen der mittelalterlichen Wärmeperiode. Daraus folgt, dass der angeblich heutzutage *hausgemachte Treihauseffekt* im Verhältnis zum 13. Jh. nur eine Normalisierung in Form einer *Erholungstendenz* darstellt.

Der folgende relative Wohlstand während der mittelalterlichen Wärmeperiode in Europa führte zu der ausführlich beschriebenen, erst durch den Klimawechsel und damit einhergehenden Intensivierung des Ackerbaus ermöglichten Stadtgründungswelle ab der ersten Jahrtausendwende. Im 12. Jh. breitete sich in Europa explosionsartig der Bau von Kathedralen aus. Chartres und andere Kathedralen waren eine Verherrlichung der Fruchtbarkeit des Bodens und des Reichtums von Generationen.

Zu dieser Zeit erreichte die Kultur der Inka ihren Höhepunkt, während die Zivilisation der Maya um 900 (oZ = eZ) während einer

andauernden Trockenperiode zusammenbrach und die Anasazi unter der großen Dürre im 12. Jh. litten.

Man kann sehr gut den Einfluss des globalen Klimas auf die weltweiten Kulturen erkennen; ein Thema, das im Rahmen dieses Buches nur angedeutet werden kann. Aber uns interessierten die Entdeckungen Amerikas vor Kolumbus. Was passierte in Grönland?

Das grüne Grönland

Nachdem die Wikinger, den Kelten folgend, nach der Klimakatastrophe Ende des 9. Jhs. Island besiedelten, dessen alte Küste heutzutage unter dem Meeresspiegel hegt, kolonisierten sie ab 982 Grönland, das sie zutreffend *Grünland* (englisch: Greenland) nannten. Die grönländischen Wikinger waren Farmer, bauten in Grönland etwas Getreide an, betrieben Feldgraswirtschaft und besaßen Milchkühe. Allein der Bischof von Gardar (Ostsiedlung) hatte die beträchtliche Anzahl von einhundert Kühen im Stall stehen (Lechler, 1939, S. 22). Eine Mitteilung des Königsspiegels besagt, dass Grönland »viel Butter und Käse« besitze, aber wenig Korn. Aus den Abfallgruben wissen wir, dass neben Kühen noch Schafe und Ziegen gehalten wurden, seltener Schweine.

Man muss sich fragen, wie die Farmer auf Grönland mit ihren Milchkühen überhaupt überleben konnten. Denn es herrschte ja lange Zeit Dunkelheit während des Winters. Man muss genügend Futter für die Tiere ernten und über den langen Winter hinweg bevorraten. Und das alles am Rande des Eises? War Grönland überhaupt (oder noch) vereist? Diese Insel besaß zu Recht den Namen Grünland, denn das Eis der Schneezeit war zum größten Teil abgetaut, die Täler waren eisfrei und nur die hohen Bergspitzen, die heute unter dem Eis verdeckt liegen, trugen den heutigen Alpen ähnliche Eishauben. Das Klimaoptimum und das in dieser Wärmeperiode aus den Meeren freigesetzte Kohlendioxid beschleunigten den Pflanzenwuchs erheblich, wodurch auch das Tierleben gefördert wurde. Steigende Ernteerträge verhalfen den Wikingern nicht nur auf Grönland zu Wohlstand. Die klimatische Situation Grön-

lands während des Klimaoptimums bis zum Beginn der Kleinen Eiszeit im 14. Jh. unterscheidet sich radikal von der heutigen. Während dieser Zeit unternahmen die isländischen und grönländischen Wikinger – wie schon ausgeführt – Fahrten bis zu den Großen Seen im Inland von Nordamerika und entlang der amerikanischen Ostküste, vielleicht sogar bis Florida. Während des mittelalterlichen Klimaoptimums gab es aber noch einen anderen Weg, nicht nur für die grönländischen und isländischen Wikinger. Entweder führte dieser an Spitzbergen und der Nordspitze Grönlands vorbei oder durch die Davisstraße, zwischen Kanada und Grönland hindurch, oder aber immer an der Nordküste Sibiriens entlang bis zur Beringstraße. Nach dem Passieren dieser Meeresenge war der Weg nach Mittel- und Südamerika, aber auch bis nach China, Indien und vielleicht bis Afrika frei. Im Jahr 1956 fand man auf der damaligen Insel Lillön (Schweden) zur großen Überraschung der Ausgräber eine Buddhafigur aus Bronze (Oxenstierna, 1962, S. 130), die dem 7. Jh. zugeordnet wird und aus Kaschmir stammt. Chinesische Seide konnte in einem Wikingergrab in Birka nachgewiesen werden (Oxenstierna, 1962, S. 91).

Die von grönländischen Wikingern vor Beginn der Kleinen Eiszeit benutzte eisfreie Nord-West-Passage wurde von den späteren Kolonialmächten im 15. Jh. verzweifelt gesucht, denn man wusste von einem ehemaligen Nordwest-Wasserweg nach China und Indien. Die Nord-West-Passage konnte nicht mehr entdeckt werden, da sich inzwischen die Verhältnisse grundlegend geändert hatten, denn die Kleine Eiszeit ließ die vorher befahrbaren Gewässer ab dem 14. Jh.

Abb. 63: Parallele. In Akureyi (Island) fand man eine Bronze-statuetten, die angeblich den nordischen Gott Thor darstellt (links). In Südamerika steht eine drei Meter hohe Stele, die neben megalithischen Steinsetzungen in San Augustin (Kolumbien) aufgestellt wurde.



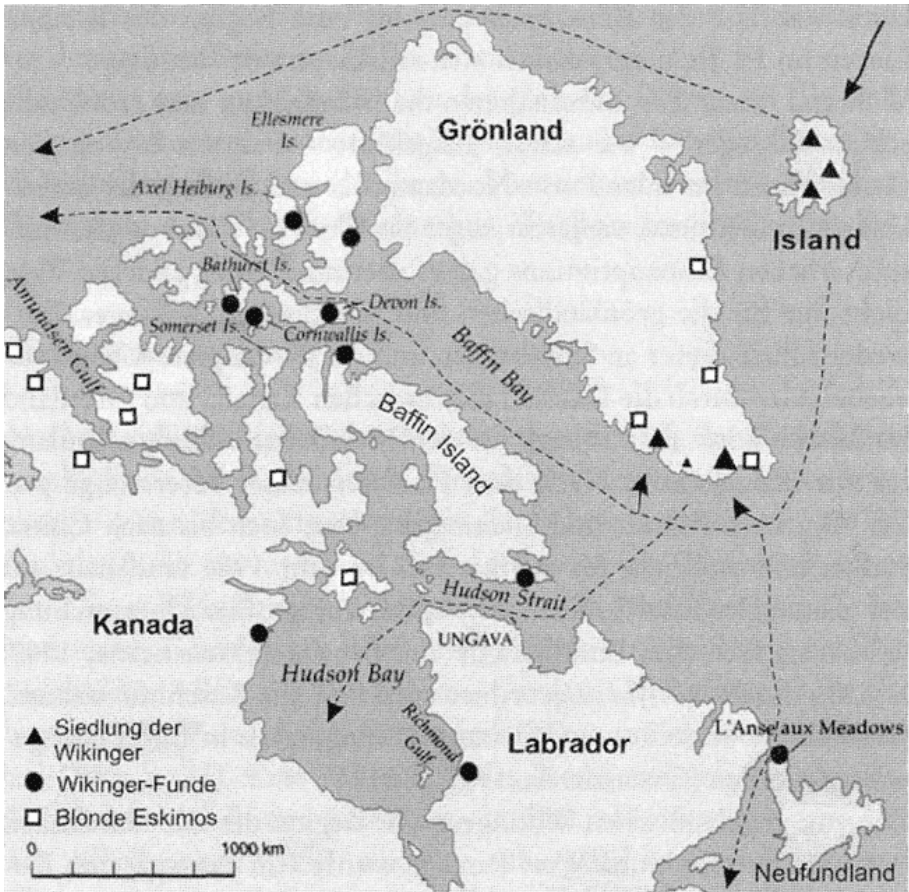


Abb. 64: Blonde Eskimos. Entlang der bis zur Kleinen Eiszeit eisfreien Nord-West-Passage wurden blonde Wikinger (Greely in: »National Geographic Magazine«, Vol. XXIII, No. 12, 1912) und auch Artefakte der Wikinger entdeckt (Fitzhugh/Ward, 2000, in: »Vikings«, Smithsonian Institution). Die Wikinger konnten zu dieser Zeit nach Kanada und durch die eisfreie Beringstraße in den Pazifik segeln.

zufrieren. Einen Runenstein fand man noch hoch im Norden auf 72 Grad nördlicher Breite, also weit nördlich des Polarkreises. Einen Hinweis auf den weiten Aktionsradius der Wikinger gibt die Untersuchung von A.W. Greely (»National Geographic Magazine«, Vol. XXIII, No. 12, Dezember 1912) über die Verteilung blonder Eskimos in Grönland und Kanada entlang der Nord-West-Passage (Abb. 64). Zwei Regionen liegen in der Nähe der alten Wi-

kingersiedlung an der Westküste Grönlands. An der Ostküste sollen die Wikinger wegen der Meeresströmungen mit kaltem, arktischem Meerwasser nicht gesiedelt haben. Vor Beginn der Kleinen Eiszeit war das Wasser wärmer und es gab kein Eis an der Ostküste. Vielleicht findet man zukünftig Bauernhöfe der Wikinger unter dem heutigen Eis – eventuell in der Nähe der Gebiete, in denen es blonde Eskimos gab.

Die Thule-Kultur im arktischen Kanada erlebte ihre Blütezeit gegen Ende des ersten Jahrtausends. Während die früheren Inuit-Bewohner des arktischen Nordens weitgehend eigenständig lebten, gibt es Anzeichen dafür, dass die in Ostkanada heimische Thule-Kultur durch Einwanderer aus dem nördlichen Alaska geprägt wurde. Entstand diese auch Thule-Inuit genannte Kultur nicht, wie offiziell dargestellt, durch Verdrängung der bereits vorher in Ostkanada ansässigen Dorset-Kultur (ca. -600 bis 1000), sondern eher durch Vermischung der bereits ansässigen Kultur mit den aus dem Osten kommenden und der Klimaerwärmung folgenden Kelten und Wikingern? Anders gefragt: Wurde die Dorset-Kultur, ähnlich wie die deutsche Nachkriegskultur, durch die Aufnahme fremder Kulturen fast bis zur Unkenntlichkeit transformiert, dann erst Thule-Kultur genannt?

Bereits die Dorset-Leute errichteten von 600-900 mysteriöse Langhäuser – wie die Kelten und Wikinger. Auf Pamiok Island, nördlich von Quebec (Kanada), entdeckte man mysteriöse langhausähnliche Strukturen mit einer Länge von über 44 Metern, die ursprünglich den Wikingern zugerechnet wurden (Lee, 1972; Mowat, 1998). Aber man fand angeblich nur Artefakte der Dorset-Kultur (Plumet, 1982). Allerdings ist – wie die *Smitbsonian Institution* bestätigt – eine auf dieser Insel gefundene eiserne Wikingeraxt verloren gegangen ... (Fitzhugh/Ward, 2000).

Auf jeden Fall gibt es faszinierende Berichte der Ethnologen über blonde Eskimos (Inuit) und Mandan-Indianer mit heller Haut, blonden Haaren und nordischen Gesichtszügen, die wie Irokesen und Wikinger in Holzhäusern nach skandinavischer Art wohnten, »deren Mythologie von einem freundlichen Gott berichtete, der von einer Jungfrau geboren war und einen Sühnetod starb, und die

schon seit Generationen im Mittelwesten lebten, als in der Zeit nach Kolumbus die ersten Siedler über die Appalachen vorstießen. Und die einzig befriedigende Erklärung für die Anwesenheit dieser so genannten ›weißen Indianer‹ ist, dass sie die letzten assimilierten Nachkommen der Wikinger-Kolonisten (und/oder der Kelten, HJZ) waren« (Cameron, 1968, S. 119 ff.).

Bereits in »Irrtümer der Erdgeschichte« habe ich vor Drucklegung des Buches vorausgesagt, dass man irgendwann unter dem angeblich 30 Ma alten Eispanzer der Antarktis oder des vermeintlich 250 000 Jahre alten Eisschildes auf Grönland Spuren menschlicher Besiedlung finden wird. Schon einen Monat nach Auslieferung dieses Buches erschien eine sensationelle Meldung: »Kleine Eiszeit ließ Wikinger ihre Grönlandfarmen aufgeben. 600 Jahre lang lag die Wikingerfarm bei Nipaatsoq in Grönland unter Gletschersand begraben. Jahrhunderte lang rätselten Wissenschaftler, was die Wikinger gezwungen haben könnte, ihre Kolonien in Grönland aufzugeben. Archäologische Untersuchungen mit moderner Technik geben nun dem Klimawandel im 14. Jh. die Hauptschuld« (BdW, 10.5.2001).

»Bodenuntersuchungen haben gezeigt, dass die Mitte des 14. Jhs. einsetzende *Kleine Eiszeit* ein Leben an Grönlands nördlicheren Küsten unerträglich machte«, so Charles Schweger, Archäologie-Professor der *Universität von Alberta*.

Wurden die Farmer von diesem Ereignis überrascht? Nein, Ausgrabungen unter Leitung von Jette Arneborg brachten ungefähr 2000 Artefakte ans Tageslicht, die alle darauf hindeuten, dass die Wikinger in Ruhe zusammengepackt und ihre Siedlung aufgegeben haben. Archäologische Analysen sowie Bodenproben und Pollenuntersuchungen ergaben, dass *nicht*, wie lange vermutet, kriegerische Auseinandersetzungen zu einer Aufgabe der Siedlung geführt haben, sondern ein *Klimawandel*.

Die Auswirkungen schlugen sich deutlich im archäologischen Befund nieder. Der zunehmende Fischanteil (anstelle von Rinder- und Schafsknochen) zeigt, dass Weidewirtschaft kaum noch möglich war. Auch mussten die Weber ihre Schafswolle mit der Wolle von Karibu, Polarbär, Fuchs und Wolf mischen. Die Farm war Teil

einer westlichen Siedlung, die die Wikinger um 1000 errichteten und 1350 aufgaben (BdW, 10.5.2001).

Ein *einheitliches Wikingerreich* gab es zu keiner Zeit. Gisle Oddson, Bischof von Skalholt auf Island, trägt in den »Isländischen Annalen« ein: »Grönlands Bewohner begaben sich zu den Völkern des Westens«. Unmittelbar im Westen von Grönland liegt Amerika ...

Man glaubt, dass die Wikinger durch die Eskimos bedroht wurden, als sie um 1350 Grönland verließen, bevor später neue Siedler kamen. Grund war jedoch die einsetzende Kleine Eiszeit mit einer dramatischen Verschlechterung des Klimas und der erneuten Bildung von Eis auf Grönland. Aber gibt es weitere Beweise für ein eisfreies Grönland während des Mittelalterlichen Klimaoptimums?

Karten beweisen eisfreie Pole

Dass die riesigen Felder von Packeis und Treibeis vor Ostgrönland nicht immer dort waren, zeigt auch der Bericht des norwegischen Priesters Ivar Bardarsson aus dem 14. Jh.: eine Topographie von Grönland anlässlich seines Besuchs der Insel. Er schildert in seiner Einleitung den Seeweg von Island aus nach Grönland und bemerkt, es gebe einen *alten Kurs*, der direkt von Island westwärts führt, bis man Grönland erreicht. Doch »heutzutage ist das Eis von Nordosten heruntergekommen«, sodass niemand den »alten Kurs segeln und hoffen kann, dass man wieder etwas von ihm hört« (zitiert in: Steinen, 1982, S. 230).

Diese Klimaverschlechterung wurde von Dr. Lauge Koch (Begleiter des Polarforschers Alfred Wegener) durch eine Sammlung von Daten rund um Island im Jahre 1945 bestätigt. Nach seinen Forschungen war das Nordmeer von 860 bis 1200 rings um Island immer eisfrei, in Übereinstimmung mit den Angaben im norwegischen »Königsspiegel«. Von 1200 an begann Eisbedeckung als ein Vorläuferphänomen der Kleinen Eiszeit und sie nahm bis auf ein Maximum zwischen 1260 und 1400 zu. Diese Datensammlung deckt sich mit den Angaben der Wikinger im »Königsspiegel« und dem Bericht von Ivar Bardarsson.

Die Wikinger scheinen den Atlantik zielsicher überquert zu haben, auch wenn sie, wie die Sagas von einem Fall berichten, vom geplanten Kurs abkamen. Weder Seenot noch auswegloses Packeis werden in den älteren Berichten erwähnt. Geräte oder einen Kompass traut man den barbarischen Wikingern nicht zu. Aber wer Karten zeichnen kann, sollte ja wohl auch navigieren können.

Der Archäologe C. L. Vebaek fand bei Ausgrabungen in Grönland die zerbrochene Hälfte einer etwa zehn Zentimeter großen Holz-scheibe mit eigenartigen Ritzungen und Kerben, die er als Bestandteil eines Kompasses identifizierte. Dieser *Taschenkompass* funktioniert nach dem Prinzip der Sonnenuhr. Der dänische Schiff-fahrtsexperte Sören Thierslund sieht hierin den Schlüssel der Navi-gationskunst der Wikinger. Überraschend ist auch die Erkenntnis, dass Wikinger bereits optische Linsen gekannt haben, die sich sogar für Teleskope eignen. Wissenschaftler um Bernd Lingelbach vom *Institut für Augenoptik der Fachhochschule Aalen* haben Linsen aus einer Wikingersiedlung auf Gotland untersucht. Bisher hatte man diese ausschließlich für Schmuck oder Verzierungen gehalten (SpW, 12.4.2000).

Damit ist die offizielle Sichtweise, dass Schifffahrt damals nur entlang der Küstenlinien erfolgte, hinfällig. Deshalb braucht man sich auch über teilweise umstrittene Landkarten der Wikinger nicht zu wundern. Im Oktober 1965 verkündeten Gelehrte der *Yale University* in New Haven der staunenden Welt, sie seien im Besitz einer mittelalterlichen Weltkarte, die schon einen Teil Nordamerikas zeigte, bevor Christoph Kolumbus überhaupt zu seiner historischen Fahrt aufgebrochen war. Es entbrannte ein Streit um die Karte. Eine akribisch durchgeführte Datierung mit der Radiokarbonmethode des Pergaments weist auf das Jahr 1434 hin. Als Beweis für die Echtheit der Karte müsste auch das Alter der Tinte datiert werden, was allerdings aufgrund der geringen Probenmenge zurzeit noch nicht möglich ist. Jedoch wurde festgestellt, dass der Vinland-Teil mit etwas anderer Tinte gezeichnet wurde. Ob einfach nur ein neues Tintenfläschchen angebrochen wurde, ob vielleicht ein paar Tage oder Wochen zwischen den Zeichnungen vergangen sind, oder gar Jahrhunderte, das lässt sich bislang nicht

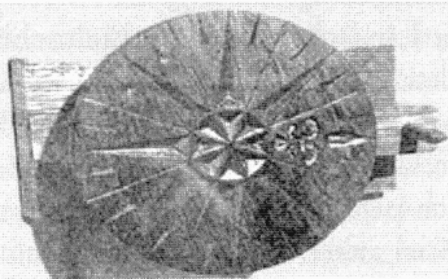
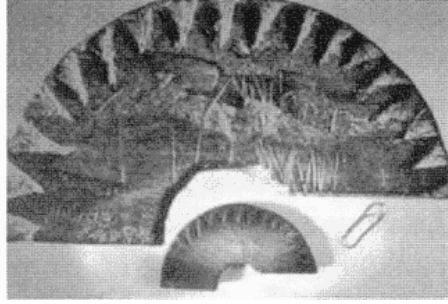


Abb. 65: Kompass. Oben: Bereits die Wikinger benutzten einen Kompass zur Bestimmung des geographischen Nordpols, der nach dem Prinzip der Sonnenuhr funktionierte. Links: Der Pendel-Kreis-Kompass der Wikinger mit aufgesetzter Windrosenscheibe zur magnetischen Einnordung.

sagen. Nach Untersuchungen im Jahre 1972 soll die Tinte beträchtliche Anteile des Minerals *Anatas* enthalten. Dieses Titanoxid wurde erst Anfang des 20. Jhs. in großem Stil synthetisiert. Deshalb schien bewiesen, dass Vinland der Karte nachträglich hinzugefügt wurde. Erst 15 Jahre später konnten andere Forscher *Anatas* allerdings *nur in geringen* Spuren feststellen, wie sie durchaus auch in mittelalterlicher Eisengallus-Tinte vorkommen (SpW, 31.7.2002). Fazit: Die Karte ist vielleicht echt und würde beweisen, dass Wikinger weit ausgedehntere Fahrten nach Amerika unternahmen als bisher angenommen.

Für die Kartenerstellung benötigt man heutzutage neben dem erwähnten Kompass auch die magnetische Nordmessung. Einen Schiffsfahrtskompass mit schwenkbarem Runenzeichen-Aufsatz rekonstruierte Erich Neumann. Er entdeckte die geheimnisvollen Ortungsmethoden der Ur- und Frühgeschichte, die von der heutigen Magnetkompass-Technik abweicht. Die Wikinger benutzten einen Stein-Pendel-Kompass ohne Magnetnadel, den Erich Neumann (1992, S. 88 ff.) rekonstruierte. Das dieser Technik zugrunde liegende *Prinzip der Feinstoffmechanik* wurde von unserer westlich orientierten (christianisierten) Wissenschaft bisher völlig ignoriert

und deshalb in den Bereich Grenzwissenschaften verbannt, in diesem Fall der Disziplin Geomantie.

Unsere Vorfahren, von den Megalithikern bis zu den Kelten, konnten bestimmte Energien für ihre Zwecke einsetzen, die zu ihrem *Gottesprinzip* gehörten. Heutzutage schleichen sich die alten Erkenntnisse durch die Hintertür wieder in unser Leben. Ob Akupunktur (das Lenken von Körperenergien) oder die Berücksichtigung von Energieflüssen bei der Innenraumgestaltung, der Anordnung von Wohnhäusern bis hin zur Landschaftsformung (keltische Praktiken), überall kann die Berücksichtigung der Feinkrafttechnik (Feng Shui) bessere Resultate erzielen. Nicht umsonst kommen diese Erkenntnisse wieder aus dem Osten (China) zu uns zurück, denn im Einflussbereich der römisch-päpstlichen Kirche wurde das alte Wissen fast mit Stumpf und Stiel ausgerottet, blieb aber zum Glück in anderen Teilen der Welt erhalten.

Unsere Vorfahren konnten daher vor der Christianisierung genauere (Portolankarten) zeichnen als die primitiv und verzerrt erscheinenden Karten der Seefahrer aus dem 15. und 16. Jh. Ein tragender Eckpfeiler der Ausführungen in meinen ersten Büchern war die Existenz mehrerer antiker Karten, die die Antarktis unzweifelhaft und authentisch eisfrei zeigen. Ja, sie zeigen sogar die Topographie dieses Kontinents, die heute unter einem Eispanzer verborgen ist. Erst im Geophysikalischen Jahr 1958 entdeckte man zur Überraschung der Wissenschaftler unter dem Eis am Südpol tatsächlich Land, denn am Nordpol (Ausnahme Grönland, Spitzbergen und kleinere Inseln) gibt es keine Landmasse unter den Eismassen. Professor Charles H. Hapgood stellte fest, dass die 1513 von Pin Reis nach alten Vorlagen gezeichnete Karte den tatsächlichen Küstenverlauf unter dem heutigen Eis wiedergibt, allerdings mit einer Landbrücke nach Südamerika – ein Hinweis auf die abgesenkten Weltmeeresspiegel nach der globalen Sintflut (Hapgood, 1966).

Eine 1737 von Philippe Buache erstellte Karte zeigt die Landmassen der Antarktis, wie sie vor der Vereisung ausgesehen haben soll – und das bereits 81 Jahre vor der *offiziellen Entdeckung* der Antarktis im Jahr 1818. Man ist jedoch überzeugt, dass das ewige Eis der Antarktis bereits vor 30 Millionen Jahren gebildet wurde.

Kein Wissenschaftler als Vertreter der orthodoxen Lehrmeinung kann erklären, wie irgendjemand die Antarktis eisfrei kartieren konnte, wenn dort nach wissenschaftlicher Meinung seit 30 Millionen Jahren Eis lagern soll.

Nicht nur die Angaben auf der Buache- und der Piri-Reis-Karte beweisen, dass unser Weltbild definitiv grundverkehrt ist und alles in Bezug auf Eiszeiten und Veränderung der Meereshöhen ganz anders verlaufen sein muss. Denn interessant ist, dass auf der Buache-Karte nicht nur die eisfreie Antarktis, sondern auch Teile des Küstenverlaufs von Australien und Tasmanien eingezeichnet sind. Dieser Umstand beweist, dass die Entdeckung der Küsten Südamerikas und der eisfreien Antarktis abgeschlossen war, aber Australiens Küsten nur zum Teil bekannt waren. Aber, gibt es auch von Grönland Karten, die diese große Insel eisfrei darstellen?

Eine der ungewöhnlichsten und umstrittensten Karten in der Geschichte der Kartographie geht auf eine Reise zurück, die im Jahre 1380 von dem venezianischen Adligen Nicolò Zeno unternommen wurde. Der Bericht über die Reise wurde 1558 von Francesco Marcolino in Venedig veröffentlicht. Ihm war die Karte – Carta da Navegar – beigegeben, die so gut wie möglich anhand des alten und teilweise verblassten Originals neu angefertigt worden war. Das ins Englische übersetzte Werk erschien 1600 in Richard Hakluyts »Voyages, Navigations, Traffiques, and Discoveries of the English Nation«.

Die Zeno-Karte zeigt viele topographische Merkmale, die auf Engoneland (Grönland) eingetragen sind. Vor allem fallen die eingezeichneten Vorgebirge auf, die Namensbezeichnungen tragen; »das nördlichste unter ihnen – 540 Seemeilen nördlich des Polarkreises – ist das Vorgebirge Neun. Auf der Insel Friesland sind 40 geographische Bezeichnungen zu finden, darunter sieben Städtenamen« (Johnson, 1999, S. 111).

Hapgood fand heraus, dass die Zeno-Karte in Polarprojektion und nicht in der uns geläufigen Mercator-Projektion hergestellt wurde, und dass mehrere Orte auf dem richtigen Längen- und Breitengrad eingezeichnet sind (Hapgood, 1966). Offiziell ist eine genaue Bestimmung der Längengrade näherungsweise erst Anfang des

18. Jhs. und seit 1761 exakt möglich. Wer fertigte dann aber diese genauen Karten vor etlichen Jahrhunderten an? Mir fallen nur die Kelten oder deren Vorgänger ein, die bereits ein Vermessungssystem kannten. Wahrscheinlich sind mit der Vernichtungsaktion der römisch-päpstlichen Christianisierung viele alte Karten vernichtet worden, die äußerst exakt waren. Die neu erstellten Karten der christianisierten Wissenschaft waren wesentlich schlechter als die viel älteren Portolankarten, denn die alte Vermessungstechnik wurden zusammen mit den Heiden vernichtet.

Exakte antike, nachgewiesenerweise authentische Karten des eisfreien Südpols beweisen definitiv und unwiderruflich, dass unser aktuell propagiertes erdgeschichtliches Weltbild falsch ist – ohne Wenn und Aber! Auch wenn dies mancher Wissenschaftler auch nicht ansatzweise zu glauben bereit ist. Der Südpol wurde einerseits definitiv und Grönland andererseits umstritten eisfrei mit topographischen Merkmalen, die heutzutage unter dem ewigen Eis liegen, dargestellt, wie auch Sibirien auf der Mercator-Karte. Sogar das Jahr 1380 als angebliches Reisejahr von Nicolò Zeno in den Nordatlantik passt gerade noch in den Zeitraum, der gegen Ende der mittelalterlichen Wärmeperiode vor der einsetzenden Vereisung Grönlands lag. Also früh genug, um Grönland noch zumindest größtenteils eisfrei zu kartieren. Warum begann aber nach der mittelalterlichen Wärmeperiode eine neue, zweite Schneezeit auf der nördlichen (aber nicht südlichen) Erdhalbkugel, auch Kleine Eiszeit genannt?

Auslöser der Kleinen Eiszeit

Dieses selten, aber kontrovers diskutierte Thema möchte ich in diesem Buch nur kurz behandeln und ansonsten auf ein zukünftiges Buchprojekt über dieses Thema verweisen.

Die höheren Temperaturen während der mittelalterlichen Wärmeperiode waren wahrscheinlich für eine kalte Dusche verantwortlich, die sich in die Labradorsee zwischen Grönland und Nordamerika ergoss: Damals entleerten sich die während der ersten

Schneezeit gebildeten großen Seen aus Schmelzwasser vom großen Eisschild über Nordamerika (Kanada) und ergossen sich schlagartig in die Labradorsee zwischen Grönland und Nordamerika.

Dieses Ereignis wird auch wissenschaftlich von Donald Barber (*Universität von Colorado* in Boulder) untersucht und anerkannt, allerdings auf einen Zeithorizont von vor 10 000 Jahren an das Ende der allgemein propagierten Eiszeit verschoben. Nach Berechnungen der Wissenschaftler flossen mehr als zehntausend Kubikkilometer eisiges Frischwasser katastrophenartig in die Labradorsee. Das hat dazu geführt, dass der Nordatlantik – eine Region, die für die Regulierung des Klimas eine wichtige Rolle spielt – weniger Wärme an die Atmosphäre abgab als vorher und so den beobachteten Klimasprung verursachte (BdW, 22.7.1999).

Forscher um David Rind vom *Goddard-Institut* der NASA veröffentlichten im Magazin »Journal of Geophysical Research – Atmospheres« Schätzungen zum Frischwasser-Eintrag aus schmelzenden Gletschern am Ende der letzten Eiszeit. In der Simulation kam der Golfstrom nach etwa 300 Jahren nahezu zum Erliegen (SpW, 21.11.2001).

Andererseits ergab eine neue Untersuchung, dass die Kleine Eiszeit durch Schwankungen in der Stärke der Sonneneinstrahlung verursacht wurde. Relativ kleine Schwankungen in der Intensität der Sonnenstrahlung haben enorme Auswirkungen auf das Erdklima. Ein internationales Forscherteam, darunter Bernd Kromer von der *Heidelberger Akademie der Wissenschaften*, hat für die letzten 12 000 Jahre einen Zusammenhang zwischen der Stärke der Sonnenstrahlung und Klimaänderungen auf der Erde nachgewiesen, die einen Zyklus von 1500 Jahren aufweisen. »Das letzte Minimum dieser Periode deckt sich mit der Kleinen Eiszeit, die von 1350 bis 1880 u.Z. dauerte. Das letzte Maximum stimmt mit der Wärmeperiode im Mittelalter (etwa zwischen 950 und 1250 n. Chr.) überein« (BdW, 16.11.2001 nach »Science«, Bd. 294, S. 2130-2136).

Wichtiger jedoch ist der Einfluss der von der Geologie bisher nicht anerkannten Wirkung von Superfluten zu sehen, die das Antlitz unserer Erde vor wenigen tausend Jahren entscheidend veränderten. Diese von mir in meinen ersten Büchern vorgestellte *Naturbe-*

ton-Theorie über die schnelle Entstehung der Sedimentgesteine und -schichtungen setzt nicht nur mindestens eine große Katastrophe voraus, sondern auch eine Reihe von Folgekatastrophen, die zu gewaltigen Umschichtungen in der Erdkruste führten. Durch diese Prozesse entstanden *neue* Sedimentschichten schnell, quasi von heute auf morgen, mit gravierenden Folgen für das weltweite Klima.

Als angeblich am Ende der Eiszeit ein 600 Meter hoher Eisdamm brach, der den 270 Kilometer langen See *Missoula* im heutigen US-Bundesstaat Idaho begrenzte, ergoss sich das gesamte Seewasser innerhalb von zwei Tagen über den nordamerikanischen Kontinent. Die reißende Flut führte zehnmal mehr Wasser mit sich als alle Flüsse der Erde zusammen (BdW, 4.4.2002).

Im Wissenschaftsjournal »Science« (29.3.2002, Vol. 295, S. 2379f.) bestätigt Victor R. Baker (Department of Hydrology and Water Resources, *University of Arizona* in Tucson), dass die Geologen ein Wirken von Superfluten ignorieren, da sie »davon ausgehen, dass Schluchten und Täler über die Jahrtausende von den langsam arbeitenden Kräften des Windes und des Wassers geformt werden. Dass die gesamte Landschaft des pazifischen Nordwestens innerhalb von Stunden durch ein einziges Ereignis völlig neu gestaltet wurde, lag lange außerhalb der Vorstellungskraft der Geowissenschaftler« (BdW, 4.4.2002).

Auch auf anderen Kontinenten gab es Superfluten: zum Beispiel in Asien, wo eiszeitliche Seen in Sibirien riesige Becken aushöhlten, in denen heute noch das Kaspische Meer und der Aralsee liegen. Möglicherweise überflutete das Schmelzwasser des großen Eisschildes, das über den flachen Schelfmeeren Nordasiens lag, auf seinem Weg nach Süden sogar im Weg liegende, hunderte Kilometer breite Hochländer. Die gigantische Überschwemmung bahnte von Ost nach West Rinnen durch die Höhenzüge, die auf Satellitenbildern von Zentralasien deutlich zu sehen sind. Auch für das Klima spielten die Superfluten eine wichtige Rolle. Wahrscheinlich verursachte der plötzliche Abfluss des riesigen Schmelzwassersees in Amerika einen Rückfall zum Frostklima: Die enorme Menge Süßwasser brachte im Nordatlantik die von salzreichem, schwerem

Wasser angetriebene Zirkulation der Meeresströmungen zum Stillstand. Dadurch erlahmte der Wärmetransport aus den Tropen nach Grönland und Nordwest-Europa für etwa tausend Jahre (BdW, 4.4.2002).

Aber: Durch eine reine Absenkung der Temperaturen entsteht zwar ein kälteres Klima, doch bilden sich dadurch noch lange keine Eisberge. Ergießt sich kaltes Wasser beispielsweise in die Labradorsee, trifft dann relativ warmes Wasser – damals zwei Grad Celsius wärmer als 700 Jahre vorher und 600 Jahre nachher (Lloyd D. Keigwin in »Science«, 29.11.1996, Band 274, S. 1503-1508) – auf das eiskalte Schmelzwasser der Eisschilde. Es entsteht vermehrt Wasserdampf und in der Folge Regen, der sich nach den – schon in Zusammenhang mit der ersten Schneezeit beschriebenen – Prinzipien unter Berücksichtigung der Thermik nach Abkühlung beim Auffallen auf Grönland und Kanada als Eis niederschlug *und jetzt auch im Gegensatz zur Schneezeit auf den stark abgekühlten Wasseroberflächen des Nordpolarmeeres zur Eisbildung führte*. Ob jedoch die hier diskutierten Ursachen für eine exzessive Eisbildung im 14. und 15. Jh. ausreichen, müssen zukünftige Untersuchungen zeigen.

Dass sich eine schnelle Temperaturabsenkung innerhalb von 250 Jahren im Nordatlantik um drei bis fünf Grad vollziehen konnte, zeigt eine im Wissenschaftsmagazin »Science« veröffentlichte Untersuchung von Julian P. Sachs und Scott J. Lehman vom *Institute of Arctic and Alpine Research* der *University of Colorado* in Boulder (»Science«, Bd. 286, S. 756-759).

Veränderte Kulturgeschichte

Mindestens zwei große Naturkatastrophen ereigneten sich nach der globalen Sintflut, die vor 5500 – vielleicht auch nur 4500 Jahren – stattfand. Die vorsintflutliche Welt, in der es kein Eis an den Polen gab und in der Menschen und Dinosaurier gleichzeitig lebten, wurde durch Schwankungen der Erdachse beendet. Die nachfolgend zwangsläufig eintretenden Naturkatastrophen als Folgeereignisse des Sintflutgeschehens führten mindestens zweimal zu einer

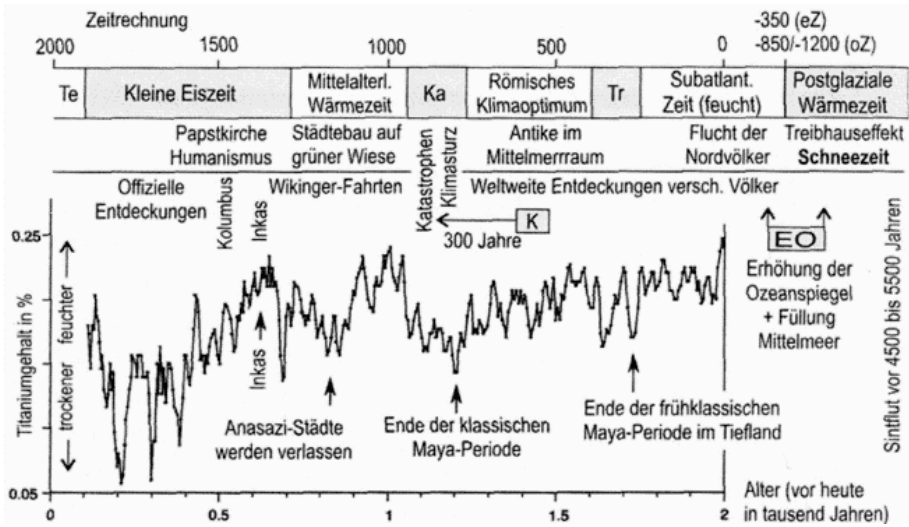


Abb. 66: Ablauf. In »Science« (Bd. 299, S. 1731-1735) wurde im März 2003 eine Klimadaten-Reihe (siehe Kurve) aufgrund des Gehalts von Titanium in Flusssedimenten aus der Südkaribik veröffentlicht. Dem Wissenschaftsmagazin zufolge waren vier furchterliche Trockenperioden um 760, 810, 860 und 910 für das Verlassen der Mayastädte verantwortlich. Obwohl diese Klimadatenreihe für Mittelamerika repräsentativ sein soll, reflektiert sie laut »Science« auch offiziell verifizierte Klimaphasen in der Alten Welt: Kleine Eiszeit und Mittelalterliche Wärmeperiode. Jedoch stimmt diese Klimadaten-Reihe der letzten 2000 Jahre mit den in diesem Buch verkürzt dargestellten Zeitrechnung überein und reflektiert einen sich schnell vollziehenden Klimawandel im 9. Jh. Nach diesem gravierenden Einschnitt der Kulturgeschichte setzte mit dem sich danach einstellenden Klimaoptimum ein kultureller Aufschwung mit der Errichtung von mittelalterlichen Städten auf der grünen Wiese in der Alten Welt ein, endend mit dem Beginn der Kleinen Eiszeit und erneuten Vereisung Grönlands. Die von mehreren Autoren in das 6. Jb. datierte Serie von Naturkatastrophen (K) wird durch diese Klimadaten nicht bestätigt und müsste deckungsgleich ca. 300 Jahre später im 9. Jb. angesetzt werden (Ka). Sie könnte somit für das Ende der Antike und der skytisch-gotisch-keltischen Expansion stehen. Im 10. Jh. wurden weltweite Entdeckungsfahrten als neue, separate Expansionsphase durch Kelten (iro-schottische Mönche) und Wikinger unternommen. Tr = Trockenphase. Te = im 19. Jh. einsetzende und weiterhin andauernde Phase der Lufttemperatur-Erhöhung (=naturgegebene Normalisierungsphase einer neuen Wärmezeit).

Art von kollektivem Gedächtnisverlust. Es gab nur noch *Erinnerungen* an die untergegangenen Kulturen. Mit anderen Worten, das Klima veränderte den Lauf der Geschichte.

In Amerika sind mindestens zwei Besiedlungswellen zu beobachten. Die jeweils der Naturkatastrophe nachfolgenden Kulturen hatten nur noch *Erinnerungen* an den bereits entdeckten Kontinent Amerika und entdeckten ihn wieder neu, wie die Kelten und Wikinger.

Die Verschlechterung des Klimas nach der mittelalterlichen Wärmeperiode hatte augenblicklich Auswirkungen auf die europäische Landwirtschaft. Eine Folge von ungewöhnlich feuchten und kalten Sommern verursachte großflächige Ernteaufschläge. Die daraus resultierende Hungersnot raffte Millionen dahin. Mehrfach wurden die Menschen mit geradezu biblischen Plagen konfrontiert: Heuschrecken fielen aus dem Osten kommend in Europa ein (1322 bis 1338 und 1350 bis 1364) und machten sich gefräßig über die Ernte her. Ganze Dörfer wurden verlassen oder die Bevölkerung stark dezimiert. Mitte des 14. Jhs. entvölkerte der schwarze Tod die durch Hunger geschwächten Menschen. Eine folgenschwere Katastrophe trat 1362 ein, eine verheerende Sturmflut, die »grote Mandrank« (Kuß, 1825), in der zahlreiche Kirchspiele und damit große Gebiete Nordfrieslands untergingen und insgesamt ein großer Landverlust in der Nordsee zu verzeichnen war.

In Norwegen, wo das kalte Wetter und die Pest die Bevölkerung um zwei Drittel reduziert hatte, lagen die Höfe des Hochlandes verödet da. Wikinger und Kelten wanderten aus, auch nach Amerika. Die Grönländer verließen ihre Insel und segelten nach Amerika, denn in alten Quellen Islands und Norwegens wird nirgends über die Rückkehr der grönländischen Wikinger nach Europa berichtet.

Nur so sind der abrupte Umschwung zum Feudalismus und die Schaffung des Eigentums an Grund und Boden in dieser extremen Art und Weise zu erklären. Nur so ist es zu erklären, dass die römisch-päpstliche Christianisierung quasi in einem fast geschichtslosen Raum agieren konnte. Das fast nur durch mündliche Überlieferungen gefüllte Geschichtsvakuum konnte nach eigenem Bedarf

ausgefüllt werden. Dokumente wurden geschrieben und zurückdatiert. Eventuell vorhandene alte Dokumente wurden verändert, komplett gefälscht oder sogar vernichtet.

Die sicherlich reiche Geschichte der alten europäischen Völker, insbesondere der Kelten und Etrusker, wurde völlig ausgelöscht, nur steinerne Monumente, alte Kunst-, Gewerbe- und Schmuckgegenstände oder auch Münzen blieben erhalten, die aber als römisch oder von Kelten imitierte Artefakte ausgegeben wurden: Die hoch stehenden Kulturen Mittel- und Nordeuropas wurden plötzlich zu geschichtslosen Barbarenvölkern – das Zeitalter der Papstkirche setzte ein. Die Umschreibung der Geschichte, oder besser gesagt, der Neubeginn der Geschichte war nur möglich, weil Mitteleuropa, aber auch in gewissem Maße die Mittelmeerländer, entvölkert waren. Auf der grünen Wiese wurden die Städte neu gegründet, manchmal neben den Ruinen alter befestigter Handelsplätze, die auch als Steinbruch dienten.

Es gab zu dieser Zeit – teilweise als Abzeichnungen – erhaltene alte Karten, die auch Amerika darstellen, ja sogar die trocken liegende Beringstraße und eisfreie Pole, und dies lange vor der Entdeckung Amerikas durch Kolumbus. Erst Ende des 15. Jhs. begann man erneut, über die Ozeane zu segeln und ferne Länder wieder neu zu entdecken. Kolumbus wird offiziell als Entdecker Amerikas gefeiert – auf eine Art zu Recht, denn er schob Amerika wieder neu und vor allen Dingen erstmals offiziell in den Blickpunkt der westlichen Welt, obwohl kurz zuvor wie auch in der fernerer Vergangenheit nicht nur Schiffe nach Amerika fuhren, sondern die Cro-Magnon-Menschen noch trockenen Fußes Amerika erreichen konnten: über die Beringstraße einerseits und über die Grönlandbrücke andererseits. Amerika wurde aber auch vom Westen her über den Pazifik von altasiatischen Völkern aus entdeckt und besiedelt, und zwar auch per Schiff. Diese feststehende Tatsache war nicht Gegenstand dieser Abhandlung, die deshalb nur einen Teilaspekt der Besiedlung Amerikas beleuchtet.

Wer auch immer Amerika zuerst entdeckte, Kolumbus erscheint als Erster in der im Mittelalter neu geschriebenen Geschichte und damit in unserem Bewusstsein, obwohl er als Letzter kam ...

Nachtrag

Entgegen der offiziell favorisierten Vorstellung von einer eher *regional* verbreiteten keltischen Sprache in Mitteleuropa wurde dargelegt, dass es sich hier um ein Sprachrelikt einer europäischen Ursprache handelt. Diese Meinung wurde bestätigt: Die keltische Sprache geht »auf eine einzige gemeinsame Ursprache« und damit eine Kultur zurück, »die weite Teile Asiens und Europas besiedelte und sich in alle Winde zerstreute ... Die einst einheitliche Sprache spaltete sich in zahlreiche Untersprachen auf« (»Proceedings of the National Academy of Sciences«, 22. Juli 2003, Bd. 100, Nr. 15, S. 9079-9084), wie bereits Johann August Egenolff 1735 in »Historie der Teutschen Sprache« niederschrieb. Danach ist die keltische Sprache *kein abgestorbener Zweig* am so genannten – aber falsch interpretierten – indoeuropäischen Sprachenbaum, sondern gehört zum *Stamm des Sprachenbaums alteuropäischer Sprachen*. Nach Egenolff gingen das Altgriechische, Gotische und Teutsche aus diesem Ursprung hervor. Professor Theo Vennemann sieht aufgrund linguistischer Studien aber das Baskische bzw. ein *vaskonisch* genannter Vorläufer dieser Sprache als die »Ursprache der Alteuropäer« (»SpW«, Mai 2002, S. 32-44) an. Andererseits hat die Ortsnamenforschung ergeben: »In vielen europäischen Fluss- und Ortsnamen stecken mit dem Baskischen verwandte Wörter ... In ganz Europa sind die Menschen noch heute mit den Basken ... eng verwandt« (»SpW«, Mai 2002, S. 32).

Wie in diesem Buch skizziert, bildeten Alteuropäer kein Gemisch unterschiedlicher Rassen oder erzverfeindeter Völker, sondern ein kulturell unterschiedlich entwickeltes Substrat als Stammesgemisch. Bereits der österreichische Ethnologe Felix von Luschan (1854-1924) lehnte die darwinistische Einteilung der Menschheit in

Rassen verschiedener Abstammung ab. Wenn alle Alteuropäer miteinander verwandt sind, sollte sie eine einheitliche Ursprache und nicht deren zwei besessen haben. Deshalb könnte das Urbaskische mit dem Keltischen (Skythischen) und dem daraus abgeleiteten *Teutsch* eng verwandt sein. Nach Vennemann ist z.B. die erste Silbe des Ortsnamens Ebersperch bzw. Eparesberg (heute: Ebersberg) aus dem Baskischen abgeleitet. Ergänzend merke ich an, dass die zweite Silbe dem althochdeutschen Ausdruck *berch* sowie *perc* für Berg entspricht und auch in Nahuatl, der Sprache der Azteken, in Form von *tepec* (analog althochdeutsch: *te perc*) als Bezeichnung für *der Berg* verwendet wird (vgl. S. 186).

Wie die vaskonischen Alteuropäer, zählen die heutigen Basken teils noch in Zwanzigerschritten und nicht in Zehnerzählweise. Auch die Kelten und Gallier zählten nach dieser Methode (Vigesimalsystem), die bis zum heutigen Tag im Französischen (z.B. *quatre-vingt* = vier-zwanzig für 80) und Dänischen erhalten blieb. Auf der anderen Seite des Atlantiks bildet die Zahl 20 aber auch die Grundeinheit im Zahlensystem der Maya. Zufällige Parallelen?

Andere Parallelen wurden im September 2003 (»Science«, Bd. 301, S. 1710-1713) dokumentiert. Südlich des Amazonas (Brasilien) entdeckte man eine ehemals in großem Stil urbanisierte Region mit mehreren Städten, die durch Straßen verbunden waren. Diese präkolumbische Kultur flankierte Plätze und Hauptverbindungsstraßen durch Erdwälle – wie von mir für die Earthworks in Nordamerika, aber auch Keltenstraßen in Irland dokumentiert. Eine unbekannte präkolumbische Kultur errichtete im Dschungel Brasiliens ab dem 13. Jh. – am Ende der Wikingerepoche oder während der Blütezeit des Templerordens – Mounds, Dämme, Brücken und Wehre; ähnlich wie Kelten und Wikinger.

Epilog

Der Leser startete eine interessante Reise, die nach der globalen Sintflut vor wenigen tausend Jahren begann und mit dem Katastrophen-Geschehen im 14. Jh., dem Beginn der Kleinen Eiszeit, sowie dem damit einsetzenden Klimasturz, endete. Es ergeben sich neue Sichtweisen, Zuordnungen und Geschichtszahlen, die das uns gewohnte Geschichtsbild ins Wanken bringen. Gleichzeitig stellt die hier vorgetragene experimentelle Geschichtsschreibung keine *neue Wahrheit* dar. Professor Dr. Bazon Brock schreibt zutreffend: »Aber das sind ja nur Bilder mit verführerischer Evidenz, mit denen wir nur experimentieren dürfen, wie Zillmer meint. Sie für wahr zu halten, hieße nur, ein altes Dogma durch ein neues zu ersetzen.«

Entsprechend wurde ein neues empirisch gewonnenes Raster der Erd- und Menschheitsgeschichte als ein Weltbild aus Evidenzen entwickelt. Evident heißt: unmittelbar einleuchtend, nicht beweisbar, aber auch nicht bestreitbar. Die vorgestellten Argumentationen sollen eine Art ersten Iterationsschritt aufzeigen, der unser scheuklappenartig gesteuertes Bewusstsein mittels interdisziplinärer Überlegungen und Denkmuster hin zu neuen Horizonten des Denkens führen soll.

Auf jeden Fall stellt sich die Menschheitsgeschichte als Abbild der Klimaentwicklung dar. Sie verlief seit dem Ende der Eiszeit *nicht* in festen Geleisen, also keinesfalls allmählich und gleichförmig. Seit der Sintflut hat es auf der nördlichen Erdhalbkugel Schneezeiten und heftige Klimastürze gegeben, die das Leben unserer Vorfahren einschneidend veränderten. »Das Paradigma ist die Theorie des Massenexodus zu Zeiten globaler Abkühlung aus Gebieten mit marginaler landwirtschaftlicher Produktion. Nordeuropa war ein

solches Gebiet. Es kam zu Missernten, und die Leute verließen in sämtlichen kleinen Eiszeiten ihre Heimat«, schreibt Professor Kenneth J. Hsü (2000, S. 315) richtig, auch wenn ich seine Zeiteinteilung etwas anders sehe. Nicht nur Fachautoren wie Hsü (2000) oder Fagan (1999) bestätigen, dass eine weltweit wirkende Wettermaschine und Klimaveränderungen auf unserem Globus die Geschichte menschlicher Gesellschaften und ihre Entwicklung entscheidend beeinflussten. Überschwemmungen, Hitze- oder Kälteperioden zwangen Kulturen und Gesellschaften, sich anzupassen oder unterzugehen. Die Karten wurden dabei völlig neu gemischt, wie nach den Weltkriegen im 20. Jh. Die römisch-katholische Kirche nutzte die Wirren nach den Naturkatastrophen und gab gleich ein neues Kartenspiel mit gezinkten Karten aus.

Unsere Zeitrechnung ist falsch. Wenn wir alle dunklen Zeiten streichen, befinden wir uns eher Anfang des zweiten und nicht des dritten Jahrtausends. Dadurch rücken geologische Szenarien und Ereignisse näher an unseren Zeithorizont heran. Das sich zusammenziehende Gummiband der Geschichte, wie ich es für die Urzeit bis zur Vorzeit in »Irrtümer der Erdgeschichte« habe zusammenschnellen lassen, verkürzt auch die Kulturgeschichte unserer vorzeitlichen Völker erheblich.

Nehmen wir als Beispiel das berühmte Turiner Grabtuch, in dem der gekreuzigte Jesus gelegen haben soll und dessen Abbild in dem Tuch *ingebrannt* zu sein scheint. Das Tuch müsste also knapp 2000 Jahre alt sein. Die katholische Kirche ließ wissenschaftliche Untersuchungen vornehmen, die das Tuch in das 13. Jh. datierten. Für die Kirche war das wichtig, ja *lebensnotwendig*, denn es wurde zum Entsetzen der Papstkirche nachgewiesen, dass der in dem Tuch befindliche Gekreuzigte überlebte. Jesus kann aber nur seine Funktion als Erlöser spielen, wenn er *definitiv am Kreuz starb und eben nicht überlebte*. Die Kirche konnte im Stillen erleichtert aufatmen, denn man wollte ja aus den genannten Gründen beweisen, dass es sich nicht um das Tuch von Jesus Christus handelt! Nehmen wir jetzt einmal die Datierung des Turiner Grabtuches als ungefähr richtig hin, dann existierte ein Gekreuzigter vielleicht vor knapp 1000, aber nicht vor 2000 Jahren, und überlebte diese Tortur.

Wurde zu diesem Zeitpunkt auch die Bibel geschrieben? Wer jetzt daran denkt, dass der erste Kreuzzug, für mich unverständlicher-weise, erst 1096 begonnen haben soll, sieht vielleicht Parallelen.

Die in diesem Buch zusammengetragenen Mosaiksteinchen müssen unvollständig sein, passen jedoch zusammen und ergeben ein neues Bild, das eigentlich nur von Geschichtsmüll überschüttet und durch Fehlinterpretationen verzerrt war. Es kann nicht die Aufgabe dieses Buches sein, das Bild *vollständig wiederherzustellen*, wenn viele Teile verloren scheinen. Die Absicht war, ein möglichst breit angelegtes Bild in Form einer Arbeitshypothese aufzustellen und alternative Aspekte zur Diskussion zu stellen. Andere Autorkollegen arbeiten zielgerichtet an verschiedenen Strängen der Beweisführung und werden fehlende Steinchen ergänzen oder auch manchmal ersetzen.

Mit dem hier vorgestellten Weltbild werden scheinbar gefälschte, unwahrscheinlich erscheinende Funde wieder glaubwürdig. Als ich Professor Javier Cabrera Darquea, der inzwischen verstarb, nach dem Erscheinen von »Darwins Irrtum« in Ica (Peru) besuchte, zeigte er uns seine *geheime Kammer*, die nur sehr wenige Leute besichtigen durften. Cabrera sagte damals zu uns, dass die Leute diese Funde noch nicht verstehen würden und die Zeit zu früh sei. Er hatte Recht. Denn wenn Dinosaurier und Menschen zusammen abgebildet werden, ist das nach unserem aktuellen Weltbild schon unglaublich, obwohl dadurch meine Theorien unterstützt werden. In der geheimen Kammer lagen aber Steine, die zusätzlich noch christliche Szenen zeigen. Dinosaurier, Menschen und Christus in einem gemeinsamen Zeittopf ließen dann ein Fernsteam und andere Kritiker auftrumpfen, die in diesen Bildinhalten einen klaren Beweis für eine Fälschung aller der über 12 000 Steine sehen, denn das Christentum kam angeblich erst im 16. Jh. nach Amerika. Betrachten wir jetzt meine Darlegungen, lassen das Christentum mit den Kelten nach Amerika kommen und die Koexistenz von Dinosauriern und Menschen bis zur Sintflut und teilweise auch danach Wirklichkeit sein, dann sind die Darstellungen auf den Ica-Steinen Realität, obwohl sicher etliche gefälschte Steine, neben echten, im Museum lagern.

Ein anderer Fall ist der Fund von humanoiden Extremitäten, den ich bei dem Privatsammler Professor Jaime Guiterrez Lega in Bogota (Kolumbien) entdeckte. Auch dieser Fund, den ich weltweit erstmals in »Irrtümer der Erdgeschichte« vorstellte, war bei der Ausstellung in Wien zu sehen. Geologen bestätigten, dass dieses Gestein typische Leitfossilien enthält, die auf ein Alter von mindestens 65 Ma schließen lassen. Der Fund stammt also aus der Zeit der Dinosaurier. Die verschiedenen Untersuchungen des Objekts ergaben unterschiedliche Resultate: Hofrat Dr. Reinhard Fous (Chefarzt der Bundespolizeidirektion Wien) und Professor Dr. Friedrich Windisch vom *Anatomischen Institut der Universität Wien* kamen zum Ergebnis, dass es sich um einen humanoiden rechten Fuß und eine Hand handelt. Diese Fachleute beziehen sich auf einen einzelnen Knochen, der nur bei *menschlichen* Extremitäten zu lokalisieren ist.

Professor Dr. Gerhard Forstenpointer von der *Universität Wien* ist der Meinung, dass es sich bei dem Fund um Knochen eines Reptils oder einer Echse handeln könne, denn das hohe Alter des Gesteins muss er nach der geologischen Datierung anerkennen. Zum Ausdruck kommen Hilflosigkeit und Verzweiflung pur! Beweisen kann Forstenpointer seine Meinung wegen fehlender Funde natürlich nicht. Also warten wir, bis irgendwann ein menschlicher Knochen bei einem Dinosaurier aus dem Erdmittelalter gefunden wird. Bis zu diesem Zeitpunkt kann als bewiesen gelten, dass Humanoiden und Dinosaurier zusammen lebten. Die Frage ist wann, vor 65 Ma oder vielleicht vor nur wenigen tausend Jahren – waren unsere Drachen urzeitliche Echsen oder Dinosaurier?

Dinosaurier-Figuren, die zu Hunderten in Acambaro (Mexiko) gefunden wurden, werden teilweise in einem neuen Museum gezeigt. Dr. Froelich Rainey vom Laboratorium der *University of Pennsylvania* datierte entsprechende Proben auf ein Alter von 4500 bis 6500 Jahren. Auch wenn die Ergebnisse der Untersuchung nachträglich revidiert wurden, nachdem man erfuhr, dass eine Dinosaurier-Tonfigur datiert worden war, kam das Institut *Teledynes Isotopes Laboratories* zu ähnlich alten Probendaten. Damit wird die in »Darwins Irrtum« und »Irrtümer der Erdgeschichte« diskutierte

Behauptung über die Koexistenz von Menschen und Dinosauriern bestätigt. Denn da mit Rekonstruktionen von Dinosauriern erst vor 150 Jahren begonnen wurde, beweisen Darstellungen von Dinosauriern, die mindestens mehrere Jahrhunderte alt sind, dass der Künstler Dinosaurier selbst sah oder von diesen Urtieren berichtet bekam.

Entgegen der Evolutionstheorie wird inzwischen bereits die Koexistenz von Primaten und Dinosauriern für möglich gehalten (»Nature«, 18. 4. 2002, Bd. 416, S. 726-729).

Mit den von mir vorgetragenen Argumentationsketten schrumpft die Urzeit zusammen und rückt an die Vorzeit heran, die sich selbst auch als wesentlich *verkürzte Phase* darstellt. Nicht nur die *Urzeit war gestern*, sondern sie deckt zusammen mit der Vorzeit zeitlich einen Horizont ab, den wir in absoluten Jahreszahlen gemessen eher als *geschichtlich* bezeichnen.

Es ist für uns als Menschheit lebensnotwendig, alte Zöpfe abzuschneiden und Zusammenhänge in größerem Rahmen sowie längeren zeitlichen Perioden erst einmal grundsätzlich zu erkennen, bevor man in die Verfeinerung der Details geht, und genau darum musste dieses Buch geschrieben werden und werden weitere folgen ...

Interessante Fragen blieben unbeantwortet. Gab es einen historischen Ur-Jesus und wenn ja, wann lebte er? Ausnahmsweise verkörpert Jesus keine reine Erfindung der römisch-katholischen Kirche, denn er spielt mit unterschiedlicher Gewichtung auch bei den anderen *vor der Papstkirche* existierenden christlichen Glaubensrichtungen eine unterschiedlich gewichtete Rolle.

Ein anderes Problem stellt der mathematische Aufbau alteuropäischer Sprachen (und in der Folge vielleicht der Bibel) dar. Wer entwickelte quasi zu Beginn der Menschheitsgeschichte ein zur Computer-Programmierung geeignetes, systematisch-mathematisch aufgebautes Sprachmodul-System, das der mittelalterlichen römisch-katholischen Kirche als Gebrauchsanweisung – wie ein Computerprogramm – zur Erfindung unserer Hochsprachen diente?

Literaturverzeichnis

- Adam von Bremen: »Hamburgische Kirchengeschichte«, erstmals um 1075, Neudruck,,Essen-Stuttgart 1986
- Anders, F., und Jansen, M.: »Schrift und Buch im alten Mexiko«, Graz 1988
- Andrews, G. F.: »Comalcalco, Tobasco Mexici. Maya Art und Architecture«, Labyrinthos 1989
- Andrews, R. C, et al.: »The New Conquest of Central Asia«, New York 1932
- Andrews, R. C, et al.: »This Business of Exploring«, New York 1935
- Assereto, A. P.: »Ica y el Peru Precolombino«, Tomo 1, Arqueologia de la provincia de Ica, 1968
- Aufheimer, H.: »Schiffsbewaffnung von den Anfängen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts«, Rostock 1983
- Azzaroli, A.: »Cainozoic Mammals and the Biogeography of the Island of Sardinia, Western Mediterranean«, in: Paleogeography, Paleoclimatology, Paleoecology 36, 1981, S. 107-111
- Baigent, M., und Leigh, R.: »Der Tempel und die Loge«, Bergisch Gladbach 1991
- Baillie, M. G. L.: »Dendrochronologie raises questions about the nature of the AD 536 dust-veil event«, in: »The Holocene« 4, 2, 212
- Baldauf, R.: »Historie und Kritik«, Band I, Leipzig 1902, Bd. IV C, Basel 1903
- Bauer, M.: »Die Tempelritter«, München 1997, Sonderausgabe, Hamburg 2002
- Bauval, R., und Hancock, G.: »Keeper of Genesis«, London 1966, deutsch: »Der Schlüssel zur Sphinx«, München 1996
- Becksmann, E.: »Dithmarschens Geestrand, eine zweieinhalbtausend Jahre alte Nehrungsküste«, Heide 1933
- Bedal, K.: »Rätselhaftes aus Stein in Nordbayern«, Monographiereihe Steinkreuzforschung, Bd. 9, Regensburg 1995
- Behrens, C. F.: »Histoire de l'expédition de trois vaisseaux envoyés par la Compagnie des Indes Occidentales des Provinces Unies aux terres australes«, Den Haag 1793
- Berlitz, C.: »Mysteries from forgotten Worlds«, New York 1972
- Berlitz, C.: »The Mystery of Atlantis«, 1974, deutsch: »Das Atlantis-Rätsel«, München 1978
- Bernheim, E.: »Lehrbuch der Historischen Methode und der Geschichtsphilosophie«, urspr. 1889. Nachdruck, New York 1970
- Berschin, W.: »Griechisch-lateinisches Mittelalter«, München 1980
- Bischoff, G.: »Vorgeschichtliche trigonometrische Konstruktionen in der Steiermark«, Dresden 1994

- Blackwelder, B. W., Pilkey, O. H., und Howard, J. D.: »Late Wisconsin Sea Levels on the Southeast U.S. Atlantic Shelf Based on In-Place Shoreline Indicators«, in: »Science«, 204, S. 618-620
- Bleicken, J.: »Geschichte der Römischen Republik«, 2. Aufl. München 1982
- Blöss, C. und Niemitz, H.-U.: »C14-Crash«, Grärfelfing 1997
- Bodmer, F.: »Die Sprachen der Welt«, Köln 1997
- Bois, G.: »Umbruch im Jahr 1000«, Stuttgart 1993
- Bouda, K.: »Baskisch-Kaukasische Etymologien«, Heidelberg 1949
- Bransford, J. F.: »Archaeological Researches in Nicaragua«, Washington DC 1881
- Brasseur de Bourbourg, E.: »Dictionnaire, Grammaire at Chrestomathie de la Langue Maya«, Paris 1872
- Brasseur de Bourbourg, E.: »Grammaire de la langue quichee«, Paris 1862
- Brasseur de Bourbourg, E.: »Popul Vuh«, Paris 1857
- Braunfels, W.: »Karl der Große«, 5 Bände, Düsseldorf 1965-1968
- Breasted, J. H.: »Geschichte Ägyptens«, Wien o.J., ca. 1936
- Bresslau, H.: »Handbuch der Urkundenlehre für Deutschland und Italien«, Band I und II, Berlin (erstmalig) 1889-1931, 4. Aufl. 1968/1969
- Bromme, E. R.: »Grundlagen der Siedlungsforschung«, Berlin o. J., 1978?
- Brown, J. M.: »The Riddle of the Pacific«, London 1924
- Browning, R.: »Justinian und Theodora«, Herrsching 1992
- Bruyas, C.: »Manuscript Racines Agnieres Mohawk Vocabulary«, 1700
- Bryan, A. L.: »An Overview of Paleo-American Prehistory from a Circum-Pacific Perspective«, in: »Early Man in America«, 1978
- Cahill, R. E.: »Ancient Mysteries«, Old Salt Box 1993
- Cameron, J.: »Sie segelten nach dem Abendstern«, Stuttgart 1968
- Carotta, F.: »War Jesus Caesar?«, München 1999
- Carpentier, L.: »Das Geheimnis der Basken«, Olten 1986
- Carrera, F. de la: »Arte de la lengua yunga de los valles del obispado de Truxillo del Peru«, Lima 1644
- Carstens, G.: »Der planmäßige Aufbau der heidnischen Heiligtümer bei den Skandinaviern, Friesen und Sachsen«, Husum 1982
- Casper, E.: »Studien zum Register Gregor VII. Johannis VII.« (NA, Bd. XXXVIII)
- Casper, E.: »Studien zum Register Johannis VIII.« (NA, Bd. XXXVI)
- Ceram, W.: »Der erste Amerikaner«, Sonderausgabe, Hamburg 1972
- Cerry, R. L.: »Dictionary«, Tucson 1983, 2. Aufl. 1986
- Charency, H. de: »Histoire légendaire de la nouvelle Espagne«, o. J.
- Charpentier, L.: »Macht und Geheimnis der Templer«, Olten 1986
- Childress, D. H.: »Lost Cities of North & Central America«, Kempton 1992
- Childress, D. H.: »Ancient Tonga«, Stelle 1996
- Christ, K.: »Die Römer«, München 1979
- Cipolla, C. M.: »Before the Industrial Revolution«, London 1981
- Cleasby, R. und Vigfusson, G.: »An Icelandic-English Dictionary«, 1874
- Comri, B., et al. (Hrsg.): »Bildatlas der Sprachen«, Augsburg 1998
- Cook, W. L.: »Organized Markings at Vermont's Calendar II«, Windsor County 1986
- Cordell, L.: »Northern and central Rio Grande«, in: »Dynamics of Southwest prehistory«, S. 293-336, Washington 1989

- Coyne, G., Hoskin, M. A., u. Pedersen, O.: »Gregorian Reform of the Calendar«, Citta del Vaticano 1983
- Cushing, F. H.: »My adventures in Zuni«, in: »Illustrated Monthly Magazine«, 1882 Heft 4, S. 191-207, 1883 Heft 2, S. 500-511 und Heft 3, S. 28-47.
- Czysz, W., Dietz, K., Fischer, T., und Kellner H.-J.: »Die Römer in Bayern«, Stuttgart 1995
- Dayton, J.: »Minerals Metals Glazing & Man«, London 1978
- Delitzsch, F.: »Die Entstehung des ältesten Schriftsystems«, Leipzig 1897
- Deloria, V.: »Red Earth, White Lies«, New York 1995
- Demakopoulou, K., und Konsola, D.: »Archäologisches Museum Theben«, Athen 1981
- Deschner, K.: »Kriminalgeschichte des Christentums«, Bd. 1-4, Hamburg 1986-1994
- Dix, B.: »Introduction to Calendar Site II«, 1978
- Donn, W. L., und Ewing, M.: »The Theory of an Ice-Free Artic Ocean«, in: »Causes of Climate Change«, Meteorological Monographs, 8(30), Boston 1968, S. 100-105
- Dopsch, A.: »Beiträge zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Gesammelte Aufsätze« – Zweite Reihe, Wien 1938
- Du Chaillu, P. B.: »The Viking Age«, London 1889
- Düwel, K., u. Nowak, S. (Hrsg.): »Runeninschriften als Quellen interdisziplinärer Forschung«, in: Hoops, J. (Hrsg.): »Ergänzungsbände zum »Reallexikon der Germanischen Altertumskunde« 15, Berlin 1999
- Eccott, D. J.: »Comalcalco: Maya Innovation or Old World Intervention?«, in: »Ancient American«, Juli/August 1998, S. 8-16
- Eddy, J. A.: »Astronomical Ahgnment of the Big Hörn Medicine Wheel«, in: »Science«, 184, 1974, S. 1035-1043
- Egenolff, J. A.: »Historie der Teutschen Sprache«, Leipzig 1735
- Eggers, H.: »Deutsche Sprachgeschichte I – Das Althochdeutsche«, Hamburg 1963
- Elbe, J. v.: »Die Römer in Deutschland«, München 1984
- Ellis, A.: 1991. »Towers of the Gallina area and greater Southwest«, in: »The Archaeological Society of New Mexico« 17, S. 57-70
- Ellis, P. B.: »Die Druiden«, München 1996, 2. Aufl.
- Fagan, B.: »Die Macht des Wetters«, Düsseldorf 2001
- Faussner, C.: »Die Königsurkundenfälschungen«, Sigmaringen 1997
- Fell, B.: »Saga America«, New York 1980
- Fell, B.: »Bronze age America«, New York 1982
- Fell, B.: »America. B.C.«, New York 1989, erstmals 1976
- Fell, B.: »The Comalcalco Bricks: Part 1, the Roman Phase«, Occasional Papers, Epigraphic Society, 19/299, 1990
- Fell, B., und Maass, H. B.: »Deutschlands Urahn«, Lemweder 1998, 2. Aufl. 1999
- Fester, R.: »Die Eiszeit war ganz anders«, München 1973
- Fester, R.: »Die Steinzeit liegt vor Deiner Tür«, München 1981
- Fester, R.: »Sprache der Eiszeit«, München/Berlin 1980
- Fewkes, J. W.: »The Winter Soltice Ceremony at Walpi«, in: »American Anthrologist«, 11, 1898, S. 65-87

- Fewkes, J. W.: »A Few Summer Ceremonials at Zuni Pueblo«, in: »A Journal of American Ethnology and Archaeology«, 1, 1891, S. 1-61
- Fischer, F.: »Die Kelten und ihre Geschichte«, in: Bittel, K., et al. (Hrsg.): »Die Kelten in Baden-Württemberg«, 1981, S. 45-76
- Fischer, H.: »Rätsel der Tiefe«, Leipzig 1923
- Fischer, T.: »Die römischen Provinzen«, Stuttgart 2001
- Fitzhugh, W., und Ward E. L.: »Vikings«, Washington/London 2000
- Fletcher, J. O.: »The Influence of the Arctic Pack Ice on Climate«, in: »Causes of Climate Change«, Meteorological Monographs, 8 (30), Boston 1968, S. 93-99
- Fomenko, A. T.: »Empirico-Statistical Analysis of Narrative Material and its Applications to Historical Dating, Volume I: The Development of the Statistical Tools, Volume II: The Analysis of Ancient and Medieval Records«, Dordrecht 1994
- Forchhammer, F.: »Über dauernde Niveauveränderungen und Spuren von Überflutungen an der Westküste des Herzogtums Schleswig«, in: »Neues Staatsbürgerliches Magazin«, Schleswig 1837
- Frazier, K.: »People of Chaco: A Canyon and Its Culture«, New York 1986
- Friedel, E.: »Kulturgeschichte der Neuzeit«, 2 Bände, München 1976 (erstmalig 1927-1931)
- Friedrich, H.: »Velikovsky, Spanuth und die Seevölker-Diskussion«, 2. Aufl., Würthsee 1990
- Friedrich, H.: »Berberische Ortsnamen in Altbaiern«, in: Lech-Isar-Land, Weilheim 1990/a, S. 136-141
- Friedrich, H.: »Der Mythos von den angeblichen ›Rassen‹ der Menschheit«, in: »Efodon-Synesis« Nr. 6/1994
- Friedrich, H.: »Jahrhundert-Irrtum ›Eiszeit?‹«, Hohenpeißenberg 1997
- Friedrich, H.: »Erdkatastrophen und Menschheitsentwicklung«, Hohenpeißenberg 1998
- Fuhrmann, H.: »Überall ist Mittelalter«, München 1996
- Fürst, J.: »Hebräisches und Chaldäisches Handwörterbuch über das Alte Testament«, Leipzig 1876
- Gams, H., und Nordhagen R.: »Postglaziale Klimaänderungen und Erdkrustenbewegungen in Mitteleuropa«, München 1923
- Gehl, W.: »Deutsche Geschichte in Stichworten«, Heft 1, Breslau 1938
- Geise, G. L.: »Das keltische Nachrichtensystem wiederentdeckt, die verschollene Nachrichtentechnik der Kelten rekonstruiert«, Hohenpeißenberg 1996, Neuauflage: »Das keltische Nachrichtensystem«, Peiting 2002
- Geise, G. L.: »Der Teufel und die Hölle historisch nachweisbar«, Hohenpeißenberg 2000
- Geise, G. L.: »Die Hexen – Die Verunglimpfung der weisen Frauen«, Hohenpeißenberg 1995, Neuaufl.: Peiting 2002
- Geise, G. L.: »Keltenschanzen und ihre verborgenen Funktionen?«, Hohenpeißenberg 2002
- Geise, G. L.: »Wer waren die Römer wirklich?«, Hohenpeißenberg 1997, Neuaufl.: »Die Irrealität des Römischen Reiches«, Hohenpeißenberg 2002
- Gemoll: »Griechisch-Deutsches Schul- und Handwörterbuch«, 9. Aufl., München
- Gimpel, J.: »Die Kathedralenbauer«, Holm 1996
- Glaser, H. v.: »Die fünf Weltreligionen«, 2. Aufl., Düsseldorf/Köln 1993
- Glaser, R.: »Klimageschichte Mitteleuropas«, Darmstadt 2001

- Glob, P. V.: »Prehistoric Monuments«, Worcester/London 1971
- Glynn, W. B.: »Crónica y buen gobierno«, Faksimile-Ausgabe, Paris 1936
- Goez, W.: »Geschichte Italiens im Mittelalter und Renaissance«, Darmstadt 1988
- Grant, M.: »Rätselhafte Etrusker«, Augsburg 1995
- Greely, A. W.: »Stefansson's Blond Eskimos«, in: »National Geographic Magazine«, Vol. XXIII, No. 12, December 1912
- Gregorovius, M.: »Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI Jahrhundert«, Band 1 und 2, erstmals 1859-1872
- Greslebin, H.: »El Apocalipsis en América precolombiana«, unveröffentlichtes Manuskript, Buenos Aires 1957/1958
- Gutenbrunner, S.: »Historische Laut- und Formenlehre des Ausländischen«, Heidelberg 1951
- Haarmann, H.: »Universalgeschichte der Schrift«, Frankfurt/New York 1991, 2. Aufl.
- Hakluyts, R.: »Voyages, Navigations, Traffiques, and Discoveries of the English Nation«, London 1600
- Hansen, P.: »Und sie waren doch da«, Bayreuth 1990
- Hapgood, C. H.: »Maps of the Ancient Sea Kings«, Kempton 1966, deutsch: »Die Weltkarten der alten Seefahrer«, Frankfurt am Main 2002
- Hardouin, J.: »Prolegomena ad censuram veterum scriptorum«, Paris 1693
- Hatcher, J.: »Plague, Population and the English Economy 1348-1530«, London 1977
- Hau, K.: »African Writing in the New World«, in: »Bull. de l'IFAN«, t. 40 ser. B no. 1, 1978, S. 28-48
- Hawkes, J.: »Prehistoric and Roman Monuments«, Manchester 1951
- Heeren, A. L. H.: »Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt. Zweyter Theil, Afrikanische Völker. Zweyte Abteilung, Ägypten«, Wien 1817
- Heinsohn, G., und Illig, H.: »Wann lebten die Pharaonen?«, Frankfurt 1990, 2. Aufl. 1997
- Heinsohn, G., und Steiger, O.: »Die Vernichtung der weisen Frauen«, 2. Aufl., Herstein 1985
- Hermann, I.: »Terra-X. Und dann kam Kolumbus«, München 1992, TB 1993
- Herodot: »Historien«, (deutsch) 4. Aufl., Stuttgart 1971
- Herrera, R. A.: »Los libros malditos del Temple«, Madrid, 2002.
- Heyerdahl, T.: »Laßt sie endlich sprechen«, München 1997
- Heyerdahl, T.: »Kon-Tiki«, Wien 1949
- Heyerdahl, T.: »Zwischen den Kontinenten«, Gütersloh 1975
- Heyerdahl, T.: »Wege übers Meer«, München 1978
- Hibben, F. C.: »The Mystery of the Stone Towers«, in: »The Saturday Evening Post« 9. Dez. 1944
- Hinrichs, E.: »Der Geestrand Schleswig-Holsteins«, in: Mitt. D. Geogr. Ges. Lübeck, 30, 1925
- Hirt, H.: »Germanen und Indogermanen«, Heidelberg 1936
- Hofstätter, H.: »Spätes Mittelalter«, Baden-Baden 1967
- Hofstetter, J.: »Die Griechen in Persien«, in: »Archäologische Mitteilungen aus Iran«, Ergänzungsband V, Berlin 1978
- Holand, H. R.: »Explorations in America Before Columbus«, New York 1956

- Holmsen, G.: »Spitznegens Jordbunds is«, Det Norske Geogr. Selskaps Aarbok, Kristiana 1912/1913
- Homet, M. F.: »Die Söhne der Sonne«, Olten 1958
- Honoré, P.: »Ich fand den weißen Gott«, Hamburg 1961
- Hoops, J. (Hrsg.): »Reallexikon der germanischen Altertumskunde«, 4 Bde., Straßburg 1911-13/1913-15
- Hsü, K. J.: »Klima macht Geschichte«, Zürich 2000
- Humbert, K., und Schenk, M.: »Entdeckung der mittelalterlichen Planung«, Stuttgart 2001
- Hutchinson, T. J.: »Two Years in Peru«, London 1873
- Hutchinson, T. J.: »Das erfundene Mittelalter«, 5. Aufl., Düsseldorf 1998
- Illig, H.: »Transatlantische Kulturkontakte erst nach –600«, in: »Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart«, 1/1990, S. 12-24
- Illig, H.: 1991 »Variationen über PLST«, in: »Zeitensprünge«, 3-4/1991, S. 40-55
- Illig, H.: »Des Chaos wunderliche Söhne«, in: »Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart«, 3/1994, S. 21-31
- Illig, H.: »Hat Karl der Große gelebt?«, Gräfelfing 1994, 3. Aufl. 1996
- Illig, H.: »Zwischen Wurm und Würmeiszeit«, in: »Zeitensprünge«, 2/1996b, S. 194-222
- Illig, H.: »Die veraltete Vorzeit«, Frankfurt 1988
- Illig, H.: »Rom bis Athen – was bleibt bestehen?«, in: »Zeitensprünge« 3/1995, S. 269-287
- Irmscher, J.: »Lexikon der Antike«, Leipzig 1984
- Irwin, C.: »Kolumbus kam zweitausend Jahre zu spät«, Wien/Berlin/Stuttgart 1963
- Jackson, A.: »The Symbol Stones of Scotland«, Orkney Press, 1984
- James, S.: »Exploring the World of the Celts«, London 1993 (deutsch: »Das Zeitalter der Kelten«, Düsseldorf 1996, Lizenzausgabe 1998)
- Janssens, E.: »Histoire ancienne de la Mer du Nord«, 2. Aufl. 1946
- Jenkins, G. K., und Lewis, R. B.: »Carthaginian Gold and Electrum Coins«, London 1963
- Jensen, H.: »Indogermanisch und Dravidisch«, in: Hirt, H.: »Germanen und Indogermanen«, Heidelberg 1936, S. 145 ff.
- Jensen, H.: »Indogermanisch und Grönländisch«, in: Hirt, H.: »Germanen und Indogermanen«, Heidelberg 1936, S. 151 ff.
- Jensen, H.: »Die Schrift in Vergangenheit und Gegenwart«, Berlin 1958
- Johannessen, C. L., und Parker, A. Z.: »Maize Ears Sculptured in 12th and 13th Century A.D. India as Indicators of Pre-Columbian Diffusion«, in: »Economic Botany« 43, 1989, 164-180
- Johnson, D. S.: »Phantom Islands of the Atlantic«, New Brunswick 1944 (deutsch: »Fata Morgana der Meere«, München/Zürich 1999)
- Jones, W.: »Third Anniversary Discours: On the Hindus«, 1786, Nachdruck 1967
- Kallenberg, Dorothea: »Mächtig prächtig – Etruskischer Goldschmuck«, in: IWZ, 16.10.1993
- Kaminski, H.: »Die Götter des Landes Vestfalen«, Fredeburg 1988
- Kaminski, H.: »Sternenstraßen der Vorzeit«, München/Essen/Bartenstein 1995
- Kammeier, W.: »Die Fälschung der deutschen Geschichte«, Leipzig 1935; 11. Aufl., Viöl 2000

- Kammeier, W.: »Rätsel Rom im Mittelalter«, Wobbenbüll 1937
- Kartschoke, D.: »Geschichte der deutschen Literatur im frühen Mittelalter«, München 1990
- Karttunen, F.: »A Analytical Dictionary of Nahuatl«, Austin 1983
- Katzinger, W.: »Forschungen zur Geschichte der Städte und Märkte Österreichs«, Sonderdruck Band 1, o. J.
- Kehoe, A. B.: »The Concept of Trait Constellations as Illustrated in Eastern North American Ceramics«, in: *American Antiquity* 30, 1964, S. 86-89
- Keys, D.: »Catastrophe«, London; deutsch: »Als die Sonne erlosch«, München 1999
- Kidder, E. J.: »Alt-Japan«, Köln o. J., englisch 1959
- Knauer, D.: »Die etymologische Verwandtschaft der etruskischen Sprache«, Karlsruhe 1998
- Knauer, D.: »Die lepontischen Inschriften, die vom Val Camonica, die rätischen und etruskischen«, Karlsruhe 2001
- Knirk, J.: »Review of The Kensington Rune-Stone, Authentic and Important«, Robert A. Hall (1994), in: »Skandinavistik« 26 (1996), S. 45-47
- Knoop, U.: »Wörterbuch deutscher Dialekte«, Gütersloh 1997 Koch, W.: »Baustilkunde«, 2 Bände, 22. Aufl., Gütersloh 1998
- Koppers, W. (Hrsg.): »Die Indogermanen- und Germanenfrage«, Salzburg-Leipzig 1936
- Kottmann, A.: »Uralte Verbindungen zwischen Mittelmeer und Amerika«, Stuttgart 1988
- Kroha, T.: »Großes Lexikon der Numismatik«, Gütersloh 1997
- Krojer, F.: »Die Präzision der Präzession. Illigs mittelalterliche Phantomzeit aus astronomischer Sicht«, Tübingen 2001
- Kromer, K.: »Von frühem Eisen und reichen Salzherrn«, Wien 1964
- Kubach, H. E.: »Weltgeschichte der Architektur: Romanik«, Stuttgart 1968
- Lahovary, N.: »Dravidian Origins and the West«, Bombay 1963
- Lamb, H. H.: »Climate – Present, Past and Future. Vol. 2, Climate History and Future«, London/New York 1977
- Lambert, J. D.: »America's Stonehenge«, Kingston 1996
- Landa, F. D. de: »Yucatan before and After the Conquest« von William Gates, New York, 1978
- Landmann, E.: »Weltbilderschütterung«, Fulda 1993
- Lechler, J.: »Die Entdecker Amerikas vor Kolumbus«, Leipzig 1939
- Lee, T. E.: »Archaeological investigations of a longhouse ruin«, Pamiok Island, Ungava, Quebec 1972, Collection Paleo-Quebec 2
- Leesberg, A. C. M.: »Comparative Philology«, Leyden 1903
- Leggewie, O. (Hrsg.): »Die Welt der Römer«, Münster 1978, 6. Aufl. 1991
- Leicht, H.: »Indianische Kunst und Kultur«, Zürich 1962; spanisch: »Arte y cultura preincaicas«, Barcelona 1963
- Lejeune, R., und Stiennon, J.: »Le Heros Roland, Neveu de Charlemagne«, in: *Braunfels* 1967, S. 215
- Lemke, U.: »Gotland«, 2. Aufl., Stuttgart 1986
- Lemoine: *Soc. h'Hist. Nat. De Reims*, 1878, Maiheft. *Bull. Soc. Geol. De France* 1981, S. 263
- Lexikon-Institut Bertelsmann: »Bertelsmann Lexikon Geschichte«, Gütersloh 1996

- Lockhardt, J.: »Nahuatl as Written«, Stanford 2001
- Lopez, V. F.: »Les reces aryennes du Pérou«, Paris 1871
- Maack, K. v.: »Urgeschichte des Schleswigholsteinischen Landes«, Kiel 1869
- Mackey, J., and Green, R. C.: »Largo-Gallina towers: an explanation«, »American Antiquity«, 1979, Vol. 44, S. 144-154
- Mahieu, J. de: »Des Sonnengottes große Reise«, Tübingen 1972, 2. Aufl. 1975
- Mahieu, J. de: »Wer entdeckte Amerika?«, Tübingen 1977
- Mahieu, J. de: »Die Templer in Amerika«, Tübingen 1979
- Mahieu, J. de: »Die Erben Trojas«, Tübingen 1982
- Mahieu, J. de: »Die Flucht der Trojaner«, Tübingen 1985
- Mallery, A., und Harrison, M. R.: »The Rediscovery of Lost America«, New York 1979
- Manias, T. N.: »The invisible Harmony of the ancient Greek world and the apocryphal Geometry of Greeks – The geometric geodetic Triangulation of the ancient Hellenic Space«, Edition of National Institution, Athen 1969
- Marco Polo: »Rom«, Osfildern 2000, 9. Aufl.
- Marold, W.: »Das lateinische Mirakel«, in: Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart, 2/93, S. 29-40
- Martin, C.: »Wie stark erhellen die ›dark ages‹ in Italien?«, Teil I, in: »Zeitensprünge«, 4/94, S. 40-63; Teil II, in: »Zeitensprünge«, 2/95, S. 145-167; Teil III, in: »Zeitensprünge«, 3/95, S. 247-268
- Marx, R. und J.: »In Quest of the Great White Gods«, New York 1992
- Massa Aldo: »Die Welt der Etrusker«, Geneve 1973
- Mayer, H. E.: »Geschichte der Kreuzzüge«, Stuttgart/Berlin/Köln 1965, 9. Aufl. 2000
- McMenamin, M.: »Carthaginian Cartography: A Stylized Exergue Map«, South Hadley 1966, in: »Mercators World«, May/June 1997
- Meier, G., und Zschweigert, H.: »Die Hochkultur der Megalithzeit«, Tübingen 1997
- Meier, G.: »Die deutsche Frühzeit war ganz anders«, Tübingen 1999
- Meier, G.: »Die Wirklichkeit des Mythos«, Bern/Stuttgart 1990
- Menghin, E.: »Bocabularia de Mayathan«, Graz 1972
- Meyer-Maurer, P.: »Römische Landvermessung in der Schweiz«, in: »Helvetia Archaeologica« 29, S. 83-199
- Meyer-Sickendiek, I.: »Gottes gelehrte Vaganten«, Düsseldorf 2000
- Minow, H.: »Rätselhafte Portolankarten«, Hohenpeißenberg 1994
- Mitterauer, M.: »Zollfreiheit und Marktbereich«, Wien 1969
- Mollat, M.: »Le commerce maritime normand à la fin du Moyen-Age«, Paris 1952
- Mommsen, T.: »Römische Geschichte«, vier Bände, erstmals 1854-1885
- Montelius, O.: »Die vorklassische Chronologie Italiens«, Stockholm 1912
- Montgomery, J.: »Dictionary of Maya hieroglyphs«, 1951, Neuauf., New York 2002
- Mowat, F.: »The farfarers: Before the Norse«, Toronto 1998
- Much, M.: »Die Trugspiegelung orientalischer Kultur in den vorgeschichtlichen Zeitaltern Nord- und Mittel-Europas«, Jena 1907
- Muck, O.: »Alles über Atlantis«, Düsseldorf/Wien 1976, TB 1978
- Müller, F.: »Götter, Graben, Rituale«, 2002
- Müller, W.: »Amerika – Die neue oder die alte Welt?«, Berlin 1982
- Murga, A. de: »Sucesos de las Islas Filipinas«, Mexiko 1609

- Neumann, E.: »Auf den Spuren der Feinkrafttechnik«, Horn/Kassel/Wien 1992
- Neumann, E.: »Formenenergie«, Peiting 2003
- Newson, R. L.: »Response of a General Circulation Model of the Atmosphere to Removal of the Arctic Ice-Cap«, in: »Nature«, 241, S. 39 f.
- Niemitz, H.-U.: »Archäologie und Kontinuität. Gab es Städte zwischen Spätantike und Mittelalter«, in »Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart«, 3/1992, S. 55-68
- Niemitz, H.-U.: »Geld – Ethik – mittelalterlicher Feudalismus«, in: »Zeitensprünge«, 4/2001, S. 691-723
- Niemitz, H.-U.: »Kammeier, kritisch gewürdigt«, in: »Zeitensprünge«, 3/1991, S. 92-107
- Noonan, J. T.: »Empfängnisverhütung. Geschichte ihrer Beurteilung in der katholischen Theologie und im kanonischen Recht«, Mainz 1969
- Nordberg, M.: »Den dynamiska medeltiden«, Stockholm 1984
- Norden, E.: »Die germanische Urgeschichte in Tacitus Germania«, Leipzig/Berlin 1920
- Nyland, E.: »Linguistic Archaeology«, New Bern 2001
- Oard, M. J.: »An Ice Age caused by the Genesis Flood«, El Cajon 1990
- Órbigny, A. d': »L'Homme américain«, Paris 1830, spanische Übersetzung: »El hombre americano«, Buenos Aires 1944
- Overeem, I., Weltje, G. J., Bishop-Kay, C. und Kroonenberg, S. B.: »The Late Cenozoic delta System in the Southern North Sea Basin: a climate signal in Sediment supply?«, in: »Basin Research«, 13, 2001, S. 293-312
- Oxenstierna, E. G.: »Die Nordgermanen«, Stuttgart 1957, 3. Aufl. 1962
- Oxenstierna, E. G.: »Die Wikinger«, Köln 1979, Nachdruck Kettwig o. J.
- Page, R. I.: »Review of The Language of the Oldest Runic Inscriptions, von Makaev, E. A.« (1996), in: »Nomina« 19 (1996), S. 122-124
- Paret, O.: »Das neue Bild der Vorgeschichte«, Stuttgart 1948
- Parrish, J. T., Spicer, R. A., Parrish, J. T., u. a.: »Continental Climate near the Albian South Pole and Comparison with Climate near the North Pole«, in: »Geological Society of America, Abstracts with Programs«, Band 23, Heft 5, 1991
- Pellech, C.: »Die ersten Entdecker Amerikas«, Frankfurt/Main 1997
- Peniche Rivero, P.: »Comalcalco, Tabasco: Su Cerámica, Artículos, y Enterramientos«, unveröffentlichtes Manuskript
- Penzl, H.: »Ist das nordisch-westgermanische Runengermanisch das ›Ur-Altenglische?«, in: »North-Western European Language Evolution« (NOWELE) 27 (März 1996), S. 137-145.
- Peréz Campos, E., und Silva, L. M.: »Comalcalco«, Mexiko 1992
- Pfister, P.: »Der antike Berner Bär«, Fribourg 2001
- Pinnow, H.: »Deutsche Geschichte. Volk und Staat in tausend Jahren«, Berlin 1929
- Pitman, W., und Ryan, W.: »Noah's Flood«, New York 1998 (deutsch: »Sintflut«, Bergisch-Gladbach 1999)
- Pitz, E.: »Europäisches Städtetum und Bürgertum«, Darmstadt 1991
- Plass, G. N.: »The Carbon Dioxide Theory of Climatic Change«, Tellus 8, 1956
- Platzack, C.: »Presentation of The Kensington Rune-Stone: Authentic and Important«, von Robert A. Hall, (1994), in: »Arkiv för nordisk filologi« 111 (1996), S. 163 f.
- Ploetz (Hrsg.): »Lexikon der deutschen Geschichte«, Frechen, o. J.

- Plumet, P.: »Les maisons longues dorsétiennes de L'Ungava«, in: »Géographie Physique et Quaternaire« 36 (3), S. 253-289
- Poliakov, L.: »Geschichte des Antisemitismus«, Bd. III: »Das Zeitalter der Verteufelung und des Ghettos«, Worms 1978
- Pool, R.: »A Monastir Star time Table of the Eleventh Century«, in: »The Journal of Theological Studies«, 16, 1914, S. 98-104
- Posnansky, A.: »Tiahunaco, the cradle of American man«, New York 1932
- Pratje, O.: »Helgoland«, in: »Sammlung geologischer Führer«, 23, Berlin 1923
- Prem, H. J., und Dyckerhoff, A.: »Das alte Mexiko«, München 1986
- Putnam, C. E.: »A Vindication of the Authenticity of the Elephant Pipes and Inscribed Tablets«, 1885
- Quak, A.: »Noch einmal die Latein-These«, in: »Frisian Runes and Neighbouring Traditions«, S. 171-179
- Quiroga, A.: »Petrografiás y Ectogradiás de Calchaqui«, Buenos Aires 1931
- Rackewitz, E. R.: »Fremde Pfade – ferne Gestade«, Leipzig/Jena/Berlin 1986
- Ramusio, G. B.: »Delle Navigazioni et Viaggi«, Venedig, 1550-1559
- Rathofer, J.: »Der Heliand«, Köln 1962
- Reifenstein, I.: »Das althochdeutsche und die irische Mission im oberdeutschen Raum«, Innsbruck 1958
- Renaud, E. B.: »Archaeological Survey Series: Petroglyphs of North Central New Mexico«, Denver 1938
- Rieckhoff, S., und Biel, J.: »Die Kelten in Deutschland«, Stuttgart 2001
- Riemer, T., und Geise, G. L.: »Wer waren die Römer?«, in: »Efodon News«, Nov./Dez. 1992, S. 3-7
- Riley-Smith, J.: »The first Crusade and the Persecution of the Jews«, in: »Persecution and Toleration: Studies in Church History« 21, 1984, S. 51 ff.
- Ritters, V.: »Der Übergang von Troja nach Rom« in der Verborgenen Geometrie des ›Verlorenen Sohnes‹ von Hieronymus Bosch anno 1510« in: »Efodon-Synesis« Nr. 2/2003, S. 27-34.
- Rittstieg, J.: »ABC der Maya«, Hamburg, o. J. (2001 ?)
- Rivet, P., und Arsandaux, H.: »La Métallurgie en Amérique précolombienne«, Paris 1946
- Roys, R. L.: »The Book of Chilam Balam of Chumayel«, Washington 1933, Neuaufl. 1967
- Rostowtzeff, M.: »Skythen und der Bosphorus«, Bd. I, Berlin 1931
- Rudgley, R.: »Lost Civilizations of the Stone Age«, London 1999
- Russel, J. C.: »Population in Europe 500-1500«, in: Cipolla, C. M.: »The Fontana Economic History of Europe«, Vol. 1. »The Middle Ages«, Glasgow 1972, S. 146
- Sabbatucci, Dario: »Etruskische Grabmalerei in Tarquinia«, Herrsching 1989
- Sager, W. W., und Koppers, A. A. P.: »Late Cretaceous Polar Wander of the Pacific Plate: Evidence of a Rapid True Polar Wander Event«, in: »Science«, Vol. 287, 21.1.2000, S. 455-459
- Sarre, F. de: »Als das Mittelmeer trocken war«, Hohenpeißenberg 1999
- Sastri, N.: »A History of South India«, New Delhi 1975, 4. Aufl. 2002

- Schack, A. F. v.: »Geschichte der Normannen in Sizilien«, erstmals 1889
- Scherz, J. P.: »America's Pre-Columbian Monroe Doctrine«, Madison 2001
- Schildmann, K.: Die gemischt phönikisch-persisch-chaldäisch = sumerischen Expedition um –500 nach Mittelamerika«, in: »Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart«, 1/1990, S. 25-30
- Schildmann, K.: »Historical Grammar of Sumerian«, Bonn 1981
- Schildmann, K.: »Die Entzifferung der Indusschrift«, »Efodon« DO-26, München 1995
- Schildmann, K.: »Als das Raumschiff »Athena« die Erde kippte«, Suhl 1999
- Schmidt, H.: »Die Gründung mittelalterlichen Städte, eine Rezension zu Humpert/Schenk 2001«, in: »Zeitensprünge«, 1/2002, S. 178-186 und Leserbrief in: 2/2002, S. 415-418
- Schmoeckel, R.: »Die Indoeuropäer«, Bergisch Gladbach 1999
- Schützeichel, R.: »Althochdeutsches Wörterbuch«, Tübingen 1974, erstmals 1969
- Schwarzbach, M.: »Das Klima der Vorzeit«, Stuttgart 1974, 5. Aufl. 1993
- Sède, D. de: »Das Geheimnis der Goten«, Olten 1980
- Seger, H.: »Die Skythen in Schlesien«, in: »Schlesische Vorzeit«, 1928
- Seitz, F.: »Die Irmisul im Felsenrelief der Externsteine«, Pähl 1962
- Seier, E.: »Gesammelte Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde«, Band 1-15, Graz 1960-1966
- Severinghaus, J. P., und Brook, E. J.: »Abrupt Climate Change at the End of the Last Glacial Period Inferred from Trapped Air in Polar Ice«, in: »Science«, 29.10.1999, Bd. 286, S. 930-934
- Simek, R.: »Die Wikinger«, München 1998, 2. Aufl. 2000
- Sippel, H.: »Die Tempel«, München 1996
- Slawick, A.: »Kultische Geheimbünde in Japan«, in: Koppers, W. (Hrsg.): »Die Indogermanen- und Germanenfrage«, Salzburg-Leipzig 1936
- Sofaer, A., Zinser, V., und Sinclair, R. M.: »A Unique Solar Marking Construct«, in »Science« 206, 1979, S. 283-291
- Solbach, G. E.: »Amerika 1590«, Essen 1992
- Soldern, S. v.: »Geschichte der Ornamentik und Plastik«, Leipzig 1896
- Soustelle, J.: »Les Olmeques«, Paris 1979
- Spanuth, J.: »Atlantis«, Tübingen 1965
- Squier, E. G., und Davis, E. H.: »Ancient Monuments of the Mississippi Valley«, 1821, Neudruck: Washington/London 1998
- Stange, M. (Hrsg.): »Die Edda«, Augsburg 1995
- Steede, N.: »Catalogo Preliminar de los Tabiques de Comalcalco«, Tobasco 1984
- Steede, N.: »Inscribed Bricks from Comalcalco«, in: ESOP, Vol. 17, S. 279-282, San Diego
- Steede, N.: »The Bricks of Comalcalco«, in: »Ancient American«, September/October 1994, S. 8-10
- Steede, N.: »Controversal Ancient Collections«, Volume 1, unv. Sonderdruck zur Ausstellung »Unsolved Mysteries« in Wien 2001, Independence 1984/2001
- Steinen, H.: »Tausend Jahre Neue Welt«, Stuttgart 1982
- Stevenson, M.: »The Zuni Indians«, in: »Annual Report of American Ethnology«, Nr. 23, Washington 1904
- Tierlin, H.: »Die Kunst der Azteken«, Stuttgart/Zürich 1997
- Stoklund, M.: »Runes«, in: »Roman Reflections in Scandinavia«, S. 112-115

- Stolp, K.: »Indianische Zeichen aus der Cordillere Chile's«, in: »Verhandlungen des Deutschen Wissenschaftlichen Vereins zu Santiago«, Santiago de Chile, 1889
- Stone, H. B.: »Amáraka, Mundo Sin Tiempo«, Guayaquil o. J.
- Stross, B.: »The Language of Zuyua«, in: »American Ethnologist«, 10/1983, S. 150-164
- Stuart, D. E.: »Anasazi America«, Santa Fe, 4. Aufl. 2002
- Stucken, E.: »Polynesisches Sprachgut in Amerika und in Sumer«, »Mitteilungen der Vorderasiatisch-Aegyptischen Gesellschaft«, Heft 2, 31. Jahrg., Leipzig 1926
- Stützer, Herbert Alexander: »Die Etrusker und ihre Welt«, Köln 1975
- Taylor, M.: »Megalithic Tombs and other Ancient Remains in the Deccan«, New Delhi/Madras 1989, Nachdruck aus: »The Journal of the Bombay Branch of the Royal Asiatic Society, Vols. III/IV, 1851/52 und the Transactions of the Royal Irish Academy«, Vol. XXIV, Pt. III, 1962
- Teit, J.: »The Thompson Indians of British Columbia«, in: »Memoirs of the American Museum of Natural History 2«, pt. 4. New York 1900, S. 163-392.
- Teudt, W.: »Germanische Heiligtümer«, Jena 1931
- Teuffel, W. S.: »Geschichte der römischen Literatur«, Bd. 3, 1913, 6. Aufl.
- Thom, A.: »Megalithic Sites in Britain«, Oxford 1967
- Thompson, G.: »The Friar's Map of Ancient America«, Bellevue 1996
- Tollmann, A. und E.: »Und die Sintflut gab es doch«, München 1993
- Toon, O. B.: »Sudden Changes in Atmospheric Composition and Climate« in: Holland H. D., and Trendall, A. F.: »Patterns in Change of Earth Evolution«, Berlin 1984, 14-61 (cf. Tollmann)
- Topper, U.: »Wer hat eigentlich die Germanen erfunden«, in: »Zeitensprünge«, 2/1996, S. 169-185
- Topper, U.: »Erfundene Geschichte«, München 1999
- Topper, L.T.: »Fälschungen der Geschichte«, München 2001
- Torelli, M.: »Die Etrusker«, Frankfurt/New York 1998
- Trento, S. M.: »The Search for Lost America«, Chicago 1978
- Turner, C. G. II, Turner, J. A., und Roger C. Green: »Taphonomic analysis of Anasazi skeletal remains from Largo-Gallina sites in northwestern New Mexico«, in: »Journal of Anthropological Research«, 1993, Vol. 49, 2, S. 83-110
- Vega, F. N. de la: »Constituciones Diocesanos para el Obispado de Chiapas«, Rom 1702
- Veh, O.: »Lexikon der römischen Kaiser«, Düsseldorf-Zürich 1990, Neuausgabe 1998
- Velikovsky, L.: »Die Seevölker«, Frankfurt/M. 1978
- Velikovsky, I.: »Earth in Upheaval«, Garden City 1955 (deutsch: »Erde in Aufruhr«, Frankfurt 1980)
- Velikovsky, I.: »Das kollektive Vergessen. Verdrängte Katastrophen der Menschheit«, Frankfurt/Main/Berlin 1987
- Verril, A. H., und R.: »Amerca's Ancient Civilisation«, 1953
- Wagner, E. R., und Duncan, L.: »La Civilización chaco-santiaguena«, Buenos Aires 1934
- Walde, A.: »Vergleichendes Wörterbuch der Indogermanischen Sprachen«, 1930
- Walker, J. C. G.: »Evolution of the Atmosphere«, New York 1977
- Walther, J. W.: »Geschichte der Erde und des Lebens«, Leipzig 1908

- Warshow, M., und Rapp, R. R.: »An Experiment on the Sensitivity of a Global Circulation Model«, in: »Journal of Applied Meteorology«, 12, S. 43-49
- Watkins, A.: »The Old Straights«, London 1980
- Weichmann, Ralf: »Edelmetalldepots der Wikingerzeit in Schleswig-Holstein: Vom »Ringbrecher« zur Münzwirtschaft«, Neumünster 1996. S. 745 ff.
- Weisgerber, L.: »Die Spuren der irischen Mission in der Entwicklung der deutschen Sprache«, in: »Rheinische Vierteljahresblätter« 17, 1952, S. 8-41
- Wendt, H.: »A la Recherche d'Adam«, Paris 1954 (deutsch: »Ich suche Adam«, Hamm 1954)
- White III., J. J.: »B-L Ogam Symbols in a Mediterranean Context: a Hint of Phoenician Usage of Proto-Ogam«, in: »The Celtic Connection«, Santa Barbara 1996
- Williams, H.: »Review of Die Inschrift auf dem Helm B von Negau, by Robert Nedoma (1995)«, in: »Studia anthroponymica Scandinavica« 14 (1996), S. 139 ff.
- Williams, S.: »Fantastic Archaeology«, Philadelphia 1991, 3. Aufl. 1995
- Willis, B.: »East African Plateaus and Rift Valleys«, 1936
- Winters, C. A.: »Manding writing in the New World – Part 1«, in: »Journal of African Civilization«, 1 (1), 1979, S. 81-97
- Winters, C. A.: »The African influence on Indian Agriculture«, in: »Journal of African Civilization« 3 (1), 1981, S. 100-110
- Wirth, A.: »Das Geheimnis der Urworte, Rassenkunde und Rassenphilosophie, Berber in Deutschland«, Zeitz 1928
- Wirth, A.: »Aufgang der Menschheit«, Jena 1928
- Wirth, A.: »Allmutter«, Marburg 1974
- Wirth, A.: »Europäische Urreligion und die Externsteine«, Wien 1980
- Wolf, R. E., und Millen, R.: »Geburt der Neuzeit«, Baden-Baden 1968
- Wolfram, H.: »Die Geburt Mitteleuropas: Geschichte Österreichs vor seiner Entstehung 378-907«, Berlin 1987
- Wrede, F.: »Ulfilas und die uns erhaltenen Denkmäler der gotischen Sprache«, Paderborn 1920
- Wreszinski, W.: »Atlas zur altägyptischen Kulturgeschichte«, 3 Bde., Leipzig 1923-1938
- Ximenez, P.: »Historia de la Provincia de San Vincento de Chiapas y Goathemala«, 1730
- Zapp, I., und Erikson, G.: »Atlantis in America«, Kempton 1998
- Zarnack, W.: »Hei, Jus und Apoll. Sonnen-Jahr und Feuer-Well. Wurzeln des Christentums. Eine sprach- und symbolgeschichtliche Skizze.«
- Zarnack, W.: »300 Jahre europäische Geschichte erfunden?«, in: »Mensch und Maß, 1999, Folge 2-7.
- Zarnack, W.: »Das alteuropäische Heidentum als Mutter des Christentums«, Hohenpeißenberg 1999
- Zeitlmair, H.: »Die Säulen von Atlantis – Malta«, Groß Gerau 2001
- Zeller, M.: »Deutsche Literatur im Mittelalter«, in: »Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart«
- Zillmer, H.-J.: »Darwins Irrtum«, München 1998, 5. Aufl. 2003; englisch: »Darwin's Mistake«, Enkhuizen 2002, 2. Aufl. 2003
- Zillmer, H.-J.: »Irrtümer der Erdgeschichte. Die Urzeit war gestern«, München 2001, 3. Aufl. 2003
- Zillmer, H.-J.: »Dinosaurier Handbuch. Fakten, Funde, Kontroversen«, München 2002

Register

- Abendländische Schisma 117,123
Adam von Bremen 67, 111, 148 f., 197
Adena-Kultur 12,41,273
Adobe 25,249
Algonkin 24,247
 Sprachen 25
Allmutter 49 f., 155, 157, 166
Allosaurus 305
alteuropäischer Mütterglaube 49, 124
Altgriechen 66, 132, 264, 279
Althochdeutsch 9, 106, 112, 215, 221, 226
 f., 231, 234 ff., 245
Alt-Maori 26
America's Stonehenge 33 ff., 37
Anna, Mutter von Maria (Ana) 50, 157
Ansgar, Apostel des Nordens 149, 182
Anthrazitkohle 260
Aquädukt 82, 234, 249
 Peru 249
Äquinoktien 35,200
Architektur, normannisch 143
Architektur, vorgermanisch 143
Aristoteles 88
astronomische Kenntnisse 48
Aufstand von Ulster 47
Aurignac-Rasse 44
Aymará 221

Baal (Gott) 34
Baalbek (Libanon) 93
Babylonische Gefangenschaft der Kirche
 117
Bannmeilenzwang 175
Bannung Heinrichs 117
Basken 85, 228, 230, 278, 339 f.
Baskisch 85, 225 ff., 230 f., 339
Basler Altaraufsatz 131

Bat Creek Mound 18 f.
Bauform lombardisch 140
Begräbnisurne 307 f.
Behaim, Martin 57
Beringstraße 295
Ben Zara, Karte des 300
Benediktiner 79, 146 f., 231 f.
Berber 25,78,230
Bethien, drei (Brasilien) 156
Bevölkerungsrückgang 158 f.
Bienenkorbkuppel 36
Bischof Gnupson 267
Bischofsstab 131,242
blondes Haar 18
Blutgruppe Null 43
Boreale Zeit 290
Brasilholz 256
brasilianische Schriftzeichen 80
Brendan 137, 265 f.
bronzezeitliche Grabhügel 279
Kleidung 65
Buache, Philippe (Karte) 330 f.
Buddhafigur (Wikinger) 323
Bulle von 1493 257
Burgundermützen 243
Burnt Hill (Steinkreis) 40
byzantinische
 Kuppeln 143
 Münzen 67, 102
 Quellen 74,141
Byzantinisches Reich 102, 120
Byzanz 101 ff., 110, 120, 130, 142

Caesar 51, 56 ff., 77, 92, 101, 110, 162,
 275
Caesar, Julius 107
Cahokia State Historie Park 272

- Calendar Site (Vermont) 39
- Cherokee-Schrift 18
- Chartier, Jacques 264
- Chichénltzá 18,211,215
- ChilamBalam 211,218
- Christentum, koptisches 137
- Christusherrenorden 30
- Clanwirtschaft 172
- Cloaca Maxima (Rom) 86 f.
- Cocain-Mumien 21
- Cromlech 42,307
- Curragh 265

- Dakerkriege 59
- Danaer 64,66
- Danegeld (Dänengeld) 109
- Daunmoränen 315
- Davenport Mound 26 f.
- Diodor von Sizilien 58, 89, 199
- Dionysius Exiguus 181
- Doggerbank (Nordsee) 66, 286 f., 310
- Dolmen 32 f., 41 ff., 190, 286, 298, 307
- Doppelurnen 308
- Dorer (Dorier) 62 ff., 67, 188, 279
- dorische Wanderung 62
- Dorset-Kultur 325
- Drawiden 42, 225 ff.
- Dreifelderwirtschaft 170, 172
- Druide 48 f., 129,131 f., 139 f., 151,157, 184,242
- Druidentum 139

- Edda 148,258
- Einfall der Goten 82
- Eingottreligion 48
- Eisenverhüttung 268
- Eiszeit 13, 26 f., 32, 85, 282 f., 285 ff., 291, 294 ff., 301 f., 305, 309, 323, 333 f., 336,341
- El Niño 320
- Entwässerungsrohre 240 f.
- Ephesos 104
- Erdwerk 69, 205, 272
- Etrusker 63, 65 f., 83 ff., 100, 162, 193 f.,239, 315f., 338
- Fernhandel 100
- reich 65
- etruskische(r)
 - Aquädukte 94
 - Gräber 89
 - Gräberfelder 86
 - Münzsystem 100
 - Stil 86
 - Torbogen 94
 - Schriftzeichen 63
 - Statuen 86
 - Straße 86
- euskaro-kaukasische Sprachgruppe 225

- Feldgraswirtschaft 170, 172, 322
- Felszeichnung 79, 266 f.
- Fernhandel 69 ff., 80, 91, 103, 147, 168
- Feudalismus 75,150,155,179, 279, 337
- Fluchtstäbe 194
- Flureinteilungen 69
- Flusspferde 297 ff., 302 f.
- Fort Ancient (Erdwerke) 272
- Fram (Forschungsschiff) 312
- Franz-Josefs-Gletscher 289
- Friedrich I. 106, 165
- frühchristliche Bauten 118

- Galater 62,70,102,186,314
- gälisch 25
- gälischer Adel 47
- Gallier 56, 58, 61, 70,162,189, 314, 340
- Gallina-Kultur 75 f.
- gallische(r)
 - Sonderkaiser 16
 - Schiffe 57
 - Stämme 58
- Gallischer Krieg 51
- Geiserich 61, 93, 235
- germanische Kriege 56
- germanischer Baustil 143
- germanische Wallstätte 37
- Gewölbe, falsches 36
- Gitterraster 162
- Globus des Martin Behaim 266
- Globus von Vulpus 262
- Glozel-Texte 306
- Gnosis 139
- Golfstrom 301,303,317,333
- Goten 63, 129, 131 f., 318

Goteneinfall 82
 Gotik 99,107,115,145,229
 gotische(s) 50, 109, 130, 141, 178, 233
 Abteikirchen 141
 Schrifttum 131
 Schrift 130
 Unterschriften 131
 Gotland 108 ff., 328
 Gott, weißer 213,223,232
 Grabstätte Hadrians 93
 Grafschaftsordnung 167
 Grave Creek Mound 273
 Great Hopewell Road 205, 207
 griechische(r)
 Baustil 94, 190
 Feuer 66, 197
 Gräber 86
 Kolonisten 93
 Kultbauten 36
 Spolien 93
 Tempel 94
 Vasen 86
 Gromaticus (Groma) 86, 193 f.
 Grönland 28, 39, 45, 148, 195, 213, 225,
 255, 257, 259 f., 264 f., 267, 282, 287,
 289,291,294, 300 ff., 322 ff.
 Großgriechenland 66, 93, 101, 141 f.
 Groß-Irland 265 f.
 grote Mandrank (Flut) 125, 337

 Haamonga-A-Maui Trilithon 42
 Halloween 151
 Hallstattkultur 68 f., 91, 315
 hamitische Sprache 25, 80
 hamito-semitische Sprachgruppe 230
 Hannibal 87
 hebräischer Text 19
 Heiliges Römisches Reich 113
 Heliand (Bibel) 130
 Heroldsstab (Kerykeion) 194
 Hexe 159
 Hexenhammer 159 f.
 Hexenprobe 160
 Hexenverfolgung 157 f.
 Hieroglyphen, Micmac 24
 Hippodamos von Milet 92

Hochseeschiffahrt 89,245
 Hochsprache 85, 105
 Hochwasserlehm 310
 Höhlenmalerei 223,277
 Hopewell-Kultur 12, 41, 205 f., 273
 Horizontalkalender 199, 202 ff., 209, 210
 Hoysala-Dynastie (Indien) 22
 Hügelgrab 41, 205, 277, 286
 Huitramannaland 265,267
 Hünengrab 32,286
 Humboldt-Axt 223

 igluförmige Steinkammer 36
 Ilias 64
 Indoeuropäer 61 f., 64
 Inka 157, 213, 220 f., 225, 227, 232 f.,
 235, 245, 247 ff., 321
 Inschrift, proto-inka 80
 Inuit-Bewohner 325
 irische
 Mönchssiedlung 36
 Sprachdenkmäler 77
 Steinkreuze 108
 iro-schottische Kirche 45 f., 163
 Irokesen 264,325
 islamische Gotteshäuser 143
 Italia 101, 103
 Italiker 90,92,103

 Judenpogrome 134 f., 138

 Kalasasaya (Peru) 246, 248
 Karl der Große 52, 82, 97, 106, 111, 120,
 156, 165, 167,182,275
 Karolingerreich 276
 karthagische Handelsmünze 20
 Katalaunische Ebene, Schlacht 16
 Katharer 152f., 157f.
 Kathedralenbau 145 Kelten
 -kreuz 223
 -schanze 271 f.
 -Straßen 45, 55, 109, 162, 189, 211, 340
 -wanderung 46, 98, 314
 Kelt-Iberer 232
 keltische
 Clankönige 47, 98, 189
 Clans 30

- Epoche 81
- Expansion 42,336
- Heiligtümer 151
- Münzen 71, 100, 103
- Nachrichtensystem 72
- Römerbäder 97
- Signaltürme 73, 76, 152
- Sprache 46, 48, 339
- Keltogermanen 61, 63, 66, 91, 93, 110, 147, 151 f., 161, 166,185,274,318
- Ketzerkriege 166
- Kindestötung 158
- Kirche, chaldäische 51
- Kirche, nestorianische 51
- Kirchen
 - der Normannen 143
 - slawisch 67
 - spaltung 108,117
 - staat 119, 121 f.
- Kirchtürme 73 ff., 95, 152
- Kleine Eiszeit 11, 158 f., 171, 178, 255, 276, 292, 295, 318, 323 ff., 332 f., 336, 341
- Klima
 - barriere 302
 - Optimum 171, 176, 179, 268, 290, 295, 322, 336
 - Schwankung 283
 - sturz 11,28, 279, 282, 284, 304, 309, 314 f., 319, 341
- Klostergründungen 45, 146
- Kodex Runicus 133
- Kolossalkopf 223 f.
- Kolumbus, Christopher 12, 15, 19, 22 ff., 37, 134, 187, 209, 213, 216, 237, 239, 241, 254, 256 ff., 266, 270, 278, 322, 326, 328,338
- Kommunikationssystem 72
- Komposit-Kapitell 93
- Königsspiegel 327
- Königsurkunde 116, 181
- Konstantin 102, 110, 116, 122
- Konstantinische Schenkung 122 f.
- Konstantinopel 50, 74, 102 ff., 110, 120, 137
- Konstantinsbogen 118
- Konstanzer Konzil 51, 118, 123
- Kraggewölbe 36,38
- Kreuzzug 135 f., 138, 151, 153, 157, 343
- Krummstab 131, 140, 242, 244, 266
- kufische (arabische) Münzen 109
- Kultplatz-Kontinuität 74
- Kultstättenindikator 152
- Kulturbruch (-schnitt) 102, 114, 178, 279
- Kuppel
 - basilika 120
 - bau 120
- L'Anse aux Medows 258 f.
- Landbrücke 180, 208, 294 ff., 298, 303, 305,330
- Lange Mann von Wilmington 194
- Langhäuser 258, 264, 325
- Langobarden 119 f.
- La-Tène-Kultur 46, 62
- Leuchttürme 209
- Libyer 61,237,281
- Liktoren 84
- Liktorenbündel 187
- Limes 58 ff., 75
- Linear A-Inschrift 20
- Livius 56, 83, 90, 316
- Magdalénien 194,277
- Magellanstraße 43, 252, 255, 257, 308
- Mähmaschine 69
- Maiskolben 22
- Mama-Pacha (Pachamama) 157
- Mandingoreich 18
- Männerrock 243 f.
- Marktbereich 173 f., 176
- Martin Behaim 57
- Mastodon 26 f.
- Mayabauwerke 236
- Mayasträßen 211
- megalithische
 - Gräber 223
 - Steinsetzungen 32, 42, 226, 228
- Medicine Wheel 203
- Medinet Habu (Ägypten) 64 ff., 280 f.
- Megalithbauten 41 f., 298
- Megalithiker 32, 40 f., 43 f., 199, 225, 254, 279
- Menhir 32, 40, 190, 254, 307

Merkurstab 194
 Merowinger 115 f.
 Metallverarbeitung 86, 241, 278
 Micmac 24,29
 Mitra 243
 mittelalterliche(s)
 Klimaoptimum 172,276,327
 Stadtplanung 164 f., 169, 176
 Mochika-Kultur 234, 248 f., 251
 Mohenjo Daro (Indien) 306
 Mönchskirche 46, 129, 137, 164
 Mooriekhen 60
 Mörtelbau 96, 98
 Mosaikschaffen 94
 Moundsville 273
 Müllerknoten 250 Münz
 -motive 101
 -prägung 72
 -stätte 102
 -system 70 ff., 100, 147
 Mykene 64

 Nachrichten
 -system 72, 74
 -Übermittlung 73 ff., 209
 Nahuatl 186,218,234,339
 Nansen, Fridtjof 311
 Naturbeton-Theorie 334
 Nekropole 86
 Newark Earthworks 206 f.
 Nidarosdom (Trondheim) 145
 Nordmänner 214,265
 Nordmeervölker 65, 67, 79, 280
 Nord-West-Passage 252, 254 f.
 Normannen 101, 109, 120 f., 140 ff.,
 147,178, 182, 212, 229, 243, 255 ff.,
 260 ff.
 Normannenstaat (Italien) 142
 Normannenturm (Old Stone Tower) 262
 normannische Architektur 143
 Norombega 262
 Nova Roma (Konstantinopel) 102
 Nuraghen 298

 Ogham 34, 38, 40, 77 ff., 139, 224, 227 f.,
 231 f.
 Beschriftung 139

 Buchstaben 224
 Inschrift 38, 77, 79, 224, 232
 -schrift 19, 34, 77 f., 223 f., 227 f., 231
 Stones 139
 Olmeken 23, 215, 219, 223 ff., 228
 Oppida 40, 72, 77, 162, 171, 173
 Oppida-Zivilisation 72, 162
 Opus
 mixtum 97
 reticulatum 162
 Orakel 35, 67, 196, 198
 oskische Sprache 92
 Osterinsel 23, 204, 251 f.
 Ostgoten 93, 102
 Otto der Große 121
 Ötzi, Gletschermumie 284 f.

 Papstkirche 45 f., 48, 108, 115, 117, 121
 f., 129 ff., 135 f., 146, 148, 151, 166,
 178,200,247,338,342,345
 Papstregister 116 f.
 Papsturkunden 120
 Paradigmenwechsel 127
 Pest 82, 125 f., 136, 158 f., 164, 171, 178,
 180,337
 Pferdewagen, vierrädrige 56
 Philippe Buache 330 f.
 Phönizier 18, 20, 34, 63, 66, 219, 224 f.,
 239, 257
 phönizische
 Handelsschiffe 23
 Herkunft 20
 Seefahrer 23
 Pikten 137, 186
 piktische Sprache 77, 232
 Plinius 56, 68, 106
 Pompeji 22, 83, 92, 162
 Portolankarte 209 f., 314, 330, 332
 postglaziale Wärmezeit 285
 Prä-Inkakulturen 157
 punische Amphoren (Brasilien) 237
 Punischer Krieg 87, 101, 103, 239
 Pyramiden-Elle 208
 Pyrrhussieg 88

 Quechua 220,225
 Quetzakóatl 236, 241 f., 244

Quichua 220
 Quipu 250

 RamsesIII. 64 f., 86, 281, 315
 Räter (Räther) 85, 90, 230
 Renaissance 51, 83, 107 f., 115, 178
 Rennfeuerofen 269
 Ringwall 149, 162, 203, 272
 Ritter 29, 101, 177, 243 f., 261, 288
 -helm 241 f.
 -schwert 243
 Roger II. (Sizilien) 142
 Roma secunda 55, 109
 Romanik 107, 115, 119, 140, 144 f., 229
 romanisches Kapitell 109
 Römerbad 96
 Römerstraße 55, 60, 69, 80, 90 f., 109,
 249
 römisch-dorische Säulen 93
 Römisch-karthagischer Vertrag 88
 römische(r/s)
 Bauten 190
 Flotte 87
 Geschichtsschreibung 87
 Literatur 57
 Parallelreiche 16
 Bohl weg 60
 Münzfluss 100
 Rom 66, 100
 Weltreich 71
 Sakralbauten 93
 Waffe in Peru 15
 root cellar (Steinkeller) 34 ff., 39
 Rotlinienmalerei 216
 Runen 63 f., 66, 130, 133 f., 222, 224,
 237
 -schrift 63, 133, 250
 -stein 263, 324
 -texte 133

 Sacbe (Maya-Straße) 210-213
 Sachsenkrieg 106
 Sanskrit 42, 232 ff., 299, 306
 Schenkungsurkunde 119, 121
 Schiffsbewaffnung 31
 Schleswiger Dom 216
 Schmelzöfen (Amerika) 268 ff., 273

 Schneezeit 159, 254, 283, 285, 292, 294
 f., 301 f., 313, 316 ff., 320, 322, 324,
 332 f., 335
 Schottenkloster 140, 164
 schwarze Pest 125, 158
 Seekarten 141
 Seevölker 64 f., 86, 286, 315
 Signalstation 73 f., 76
 Sinclair, Henry 28 f.
 Sinclair, William 30
 Skythen 42, 61, 63, 104, 132, 185, 230 f.,
 233
 Solstitium 35
 Sommersonnenwende 203
 Sonnen
 -aufgang 39
 -blume (Indien) 23
 -gott Baal 34
 -warte 152, 246
 South Royalton (Vermont) 38
 Spitzbogen-Architektur 145
 Stadtgründungswelle 164, 166, 321
 Stadtplanung 169 f.
 Staufer 121, 141 f.
 Stein
 -alleen 37
 -axt 270
 -bauten 33, 95 f.
 -beilvergleich 277
 -inschriften 46, 254
 -kistengrab 247
 -kreis 72, 204
 -wall 36 f.
 Steinkammer, igluförmige 36
 Sternenstraße 198, 201, 204 ff., 208,
 211
 Strahlenkrone 65
 Straße von Gibraltar 297, 314 f.
 Straßen
 -baukunst 86
 -System 56, 69, 211, 249
 -walze (Maya) 212
 -zwang 173 f., 176
 Subboreale Zeit 290
 Süd-West-Passage 255
 Sumpfeisenerz 268
 Superfluten 333 f.

Tacitus 51,57,316
 Tagundnachtgleiche 35, 39, 200, 203 f.
 tektonische Veränderungen 296
 tektonische Verwerfungen 284
 Telekommunikation 73
 Tellerlippen 17
 Tempel 28 ff., 136, 140 ff., 152 f., 160, 176 ff., 210, 233, 243, 257, 261, 340
 -kapellen 145
 -kreuz 30
 -Siegel 261
 Teotihuacán 241
 Tetricus 16, 110, 188 ff.
 Tholos 35 ff.
 Thomaschristen 51
 Thule-Kultur 325
 Tiahuanaco (Tiwanaku) 221, 245, 247, 249, 251 ff., 256
 Mönch von (El Fraile) 246 f.
 Tierkreis 152, 247 f.
 Tiermedaillonfries 216
 Tifinag-Inschrift 79
 Tihosuco in Yucatan 20
 Titicacasee 245 Torf
 -Schicht 60
 , schwarz 285
 Trier 16, 55, 95, 109 f., 135, 162
 Truthahn 216 f.
 Turiner Grabtuch 342
 Turmbau zu Babel 167

Ulfilas-Bibel 131 f.
 Umseglung Afrikas 252
 Urnen am Amazonas 81
 Urnenfeldleute 281

Vandalen siehe Wandalen
 venezianische Seefahrer 28
 Vermessungssystem 193, 197 f., 332
 Verwerfungen, tektonische 284
 Viereckschanze 271
 Vinland 258 f., 267, 328 f.
 Viracocha 245, 248 ff.
 Völkerwanderung 46, 102, 163 f., 170, 186, 190, 299, 319, 321
 vorgermanischen Architektur 143

Wachturm 59, 75
 Wagenbeigabe 91
 Währungssystem 70 ff., 100
 Waldseemüller, Martin 255, 257
 Wandalen 61 f., 93, 102, 186, 235, 318
 Wanderbischof 140
 Wandermönch 131, 137, 139, 146, 150, 167, 229
 Wärmeperiode 290, 321 f., 332 f., 336 f.
 Warttume 72
 Wasserleitung 87
 Wehrkirche 168
 Wehrkloster 147, 168
 weißer Gott 213, 223, 232
 Wendepflug 171
 Westgoten 93
 Wikinger
 -axt 325
 Buddhafigur 323
 Eidechsenleder 252
 -kompass 328 f.
 -Siedlung 243, 260, 325
 -Staat (Sizilien) 142
 Windrose 209
 Wintersonnenwende 39, 200
 Wittelsbacher 169
 Wulfila-Bibel 129 f.

Zeno
 Antonio 28 f.
 -Karte 28, 312, 331
 Nicolo 28
 Ziegel
 -bauweise 95, 97, 236
 -brennen 95, 239
 -lehmarchitektur 25
 Zopfkapuzen 243
 Zuni-Stamm 25, 193, 202
 Zuyua Than (Sprache) 218 f.
 Zwölf-Städte-Bund (Dodekapolis) 84

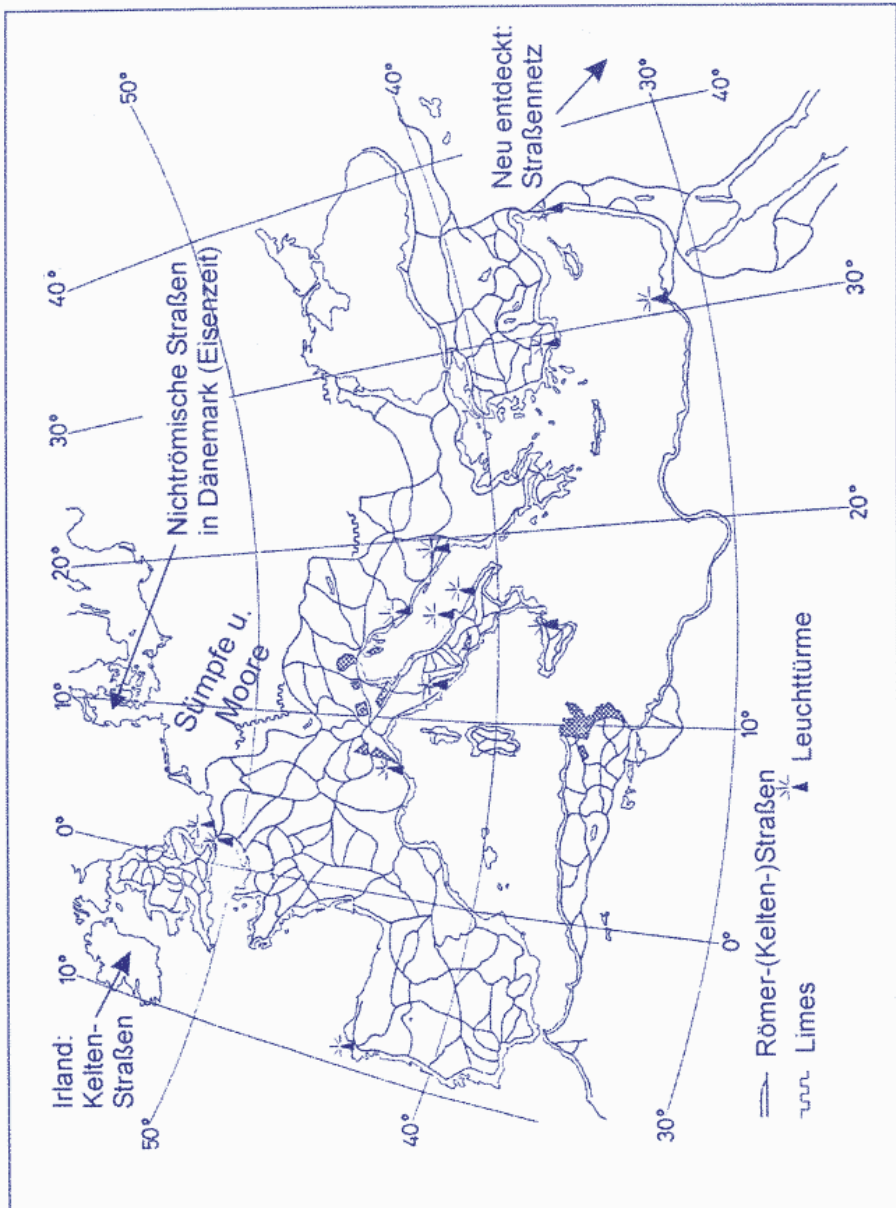
Errata:

S. 025, 09 Scheeflocke – Schneeflocke

S. 248, 01 -gräber – -gräbern



Nicht Römer, sondern Etrusker gründeten Rom neu auf einem älteren Ruinenfeld. Zur Zeit der größten Ausdehnung des Etruskerreiches gehörten auch Mailand, Rom, Pompeji sowie Teile Korsikas zum Herrschaftsbereich der Etrusker. Ab Posidonia (Poseidonia) südwärts bis Sizilien siedelten die Griechen in Italien. Sie gründeten Poseidonia ebenso wie im 8. Jahrhundert Neapolis (Neapel) und Cumae (Kyme).



In keltischen Gebieten gab es Römerstraßen schon zur Zeit der Gründung Roms. Auch in nichtrömischen Gebieten wie Dänemark, Irland und Mesopotamien wurden Straßen entdeckt. Östlich und nördlich des Limes waren die Gebiete durch Moore und Sümpfe teilweise vor und nach der Zeitenwende unpassierbar und menschenleer. Die Gebiete am Schwarzen Meer waren mit Anatolien und Mitteleuropa verbunden.